III. Das Medium des Augenzeugen – Feldpostbriefe in der Kriegsöffentlichkeit

III.1. „Herrschaft des Feldpostbriefes“

„Die Sprache des Krieges mußte
allen Nichtkämpfern gelehrt werden.
Die Feldpostbriefe waren das geeignete Wörterbuch“.[1]

Bislang wurde der Feldpostbrief in dieser Arbeit im Kontext seiner Entstehungs- und Zensurbedingungen sowie als Dokument der Beschwerde untersucht. Nun fokussiert sich der Blick auf die Bemühungen, mit der Veröffentlichung von Feldpostbriefen die Motivation der einzelnen für diesen Krieg zu gewinnen und zu stabilisieren.

Mit dem Abdruck der ersten Feldpostbriefe in den Zeitungen und der Publikation rasch arrangierter Sammlungen rückte die Zeugenschaft des Soldaten in den Mittelpunkt allgemeinen, kriegsöffentlichen Interesses. Die Briefe von der Front schienen für einen gleitenden Übergang vom „August“- zum Kriegserlebnis zu bürgen, „unberührt [...] durch literarische Vorbilder“.[2] An die Stelle der Fiktion, die vor allem in der Kriegslyrik dem begeisterten Aufbruch Stimme und Gewicht verliehen hatte,[3] traten mit den Briefen nun vermehrt Texte, die eine authentische Innenansicht der Schlachten zu geben versprachen. Damit wurde zugleich die traditionelle Perspektive von oben in der Abbildung des Krieges durch die von unten ergänzt. Es begann, was zeitgenössisch spektakulär die „Herrschaft des Feldpostbriefes“ genannt wurde.[4]

[1] W. v. Hollander, Die Entwicklung der Kriegsliteratur, in: Die Neue Rundschau, 27 (1916), S. 1274-1279, S. 1274.
[2] Aus einer Anzeige für eine Feldpostbriefedition, abgedruckt in: P. Witkop (Hg.), Kriegsbriefe deutscher Studenten, Gotha 1916.
[3] Vgl. etwa C. Busse (Hg.), Deutsche Kriegslieder 1914/1916, 3. Aufl., Bielefeld/Leipzig 1916. Von dem Literaturwissenschaftler Julius Bab stammt die oft zitierte, zeitgenössische Schätzung von rund 50.000 täglich eingesandten patriotischen Kriegsgedichten an Zeitungen und Magazine in den ersten Wochen des Krieges. J. Bab, Die deutsche Kriegslyrik 1914-1918. Eine kritische Bibliographie, Stettin 1920, S. 25.
[4] W. v. Hollander, Die Entwicklung der Kriegsliteratur, S. 1275. „Die Herrschaft des Feldpostbriefes reicht noch hinein in die Zeit des beginnenden Stellungskrieges und erhält frische Blutzufuhr durch die erstaunliche Schilderung des Schützengrabenlebens mit seinen vermeintlichen Humoren.“ Ebd.

1.1. Feldpostbriefe in Zeitungen und Editionen

Am 27. Juli 1914 druckte der „Vorwärts“ eine kleine Glosse ab. Sie erscheint heute wie ein satirisches Präludium zur Flut von persönlichen-privaten Mitteilungen, die in den kommenden Jahren über die Menschen der kriegführenden Nationen hereinbrachen und als publizierte Feldpostbriefe oder Tagebücher zum Bestandteil ihrer Wahrnehmung des Krieges werden sollten:

> *„Am Vorabend des Krieges! Er wird, er muß kommen! Dafür werden wir schon sorgen. Gestern abend haben wir den Anfang gemacht - mit einer Demonstration! Es war glänzend! Entblößten Hauptes sind wir zwei und eine halbe Stunde in der Stadt herumgezogen und haben gelärmt wie Tollhäusler. Herrlich! Ich habe persönlich ein Hoch auf den Krieg ausgebracht, unmittelbar vor dem Kanzlerpalais. Ich hoffe, er hat es gehört. Er muß jetzt kommen, der Krieg. Du ahnst gar nicht, wie ich mich darauf freue. Ich höre schon den Donner der Kanonen von ferne in meinen Ohren; mein geistiges Auge sieht schon das Schlachtgewühl: Reiterattacke, die Säbel sausen, gespaltene Schädel, spritzendes Blut, quellende Eingeweide ... Herrlich! Großartig! [...] Ach, was gibt es Schöneres als den Krieg?! Faul und matt sind wir geworden durch den langen Frieden. Stickig und schwül ist die Luft ... Nun aber soll es kommen, das erlösende Gewitter, reinigend, beglückend. Gewiß, es wird Opfer fordern. Aber - süß und ehrenvoll ist es, für das Vaterland zu sterben! ... Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen! Vorwärts immer, rückwärts nimmer! [...] Leb wohl, ich kann nicht mehr. Dein begeisterter Emil. (Landsturm ohne Waffe)“*[5]

Kurt Tucholsky war es, der hier die Begeisterung eines Teils seiner Landsleute, der „Tollhäusler“, persiflierte. Es ist sicher kein Zufall, daß er für die Form seiner Glosse die Gattung des Briefes wählte. Noch konnte der Brief - gegen die Konkurrenz von Foto und Film - seine Rolle als Träger persönlicher, seriöser und authentischer Mitteilungen behaupten. Gerade deshalb eignete er sich auch so stimmig zur Persiflage, wie sie Tucholsky vorführt. Allerdings waren Ironie und satirisch-bittere Durchleuchtung nationalen, pathetischen Überschwangs in den ersten Wochen und Monaten des Krieges kaum gefragt.[6] Und auch der 1915

[5] K. Tucholsky, Demonstranten-Briefe (Erstdruck: Vorwärts v. 27.7.1914), in: ders., Deutsches Tempo. Texte 1911-1932, hg. v. M. Gerold-Tucholsky/F. J. Raddatz, Reinbek 1990, S. 92-93. Die ‚Begeisterung` und ihre nationalistischen Auswüchse wurden von der SPD-Presse, vor allem im „Vorwärts“, vielfach glossiert. Zur differenzierten Einschätzung der SPD-Presse bei Kriegsbeginn und inwieweit und warum sie zwischen chauvinistischen und eher besonnenen Kommentaren und Berichten changierte, vgl. W. Kruse, Krieg und nationale Integration. Eine Neuinterpretation des sozialdemokratischen Burgfriedensschlusses 1914/15, Essen 1993, S. 91 ff.

[6] „Wir mobilisieren, wenn es so weit ist, nicht nur die Männer, sondern auch die höhern Gefühle und schlagen jedem den Hut ein, der sie nicht in vorschriftsmäßiger Fülle aufweist.“ S. Jacobsohn, Die ersten Tage, Konstanz a.B. 1916, S. 13.

zunächst als Armierungssoldat eingezogene Kurt Tucholsky vermochte es in diesem Klima durchaus nicht, sich dem Anpassungsdruck des Krieges zu widersetzen.[7]

Feldpostbriefe standen in diesem Zusammenhang für „blutgeschwängerte" Wirklichkeitsnähe, Wahrhaftigkeit und seriös verinnerlichten Patriotismus; selbst ihr äußerer Zustand mußte für diese Ansprüche herhalten:

> *„Viele der Briefe sind tagelang in der Tasche getragen worden, bevor Gelegenheit war, sie abzuschicken. Sie weisen genug Spuren und Knicke von dieser Aufbewahrung auf, und an einem hafteten sogar Blutspuren."*[8]

Schon im August 1914 waren die Zeitungen voll von Feldpostbriefen, die unter redaktionell kreierten Überschriften wie „Briefe aus Feindesland / Die Kampfesfreudigkeit unserer Truppen / Unsere jungen Freiwilligen / Wir sind alle Kameraden / 2 Brigaden - drei Tote, achtzehn Verwundete" der Heimat die Semantik des Krieges vermittelten.[9] Manche Zeitungen lieferten auch gleich in ihren vorgeschalteten Texten für ganze Serien von Feldpostbriefen - die Wirkungsabsicht des Abdrucks unterstützend - eine Art Rezeptionsanleitung für die Briefe mit:

> *„Was in dem Brief vom ersten Augenblick an den Leser fesselt und innerlich ergreift, ist der frische, begeisterte Ton, der uns aus ihm entgegenweht, und seine dramatisch belebte Anschaulichkeit. Wir werden hier mitten in das Kampfesgetümmel hineinversetzt und bekommen so einen Begriff davon, wie es eigentlich in einer Schlacht zugeht."*[10]

Mit der erhofften blutig-anschaulichen Abbildung des „Kampfesgetümmels" allein war es nicht getan. Insbesondere die Einleitungen der alsbald edierten Sammlungen[11] - in den ersten Monaten zumeist aus den Briefabdrucken in

---

[7] An der Ostfront eingesetzt, entwickelte er 1916 das Konzept für eine Schützengrabenzeitung („Der Flieger"), wurde hier Redakteur und eifriger Autor, beteiligte sich noch im August 1918 erfolgreich an einem Preisausschreiben der „Frankfurter Zeitung" zur 9. Kriegsanleihe - sein Gedicht „Trotzdem" wird am 25.9.1918 veröffentlicht - und beendete seine Kriegszeit als deutscher Soldat in der Funktion eines Feldpolizeikommissars im besetzten Rumänien. Vgl.: M. Hepp, Kurt Tucholsky. Biographische Annäherungen, Reinbek 1993, S. 93-128. Das Kriegsanleihe-Gedicht („Trotzdem -!") abgedruckt in: T. Anz/J. Vogel (Hg.), Krieg. Die Dichter und der Krieg. Deutsche Lyrik 1914-1918, München/Wien 1982, S. 190.

[8] Feldpostbriefe aus Ost und West 1914. Eine Kriegsgeschichte aus der Feder unserer Kämpfer, Nr. 1-11, Dresden 1914/15, Vorwort, S. 2. Es handelt sich um eine Sammlung zuvor im „Dresdner Anzeiger" publizierter Briefe.

[9] BA Potsdam, 61 Re 1 (Reichslandbund/Pressearchiv) Nr. 7595/99, passim.

[10] BA Potsdam, 61 Re 1 (Reichslandbund/Pressearchiv) Nr. 7595, Bl.166, Fränkischer Kurier v. 9.9.1914 (Nr.460). Die Zeitung publizierte seit Mitte August Feldpostbriefe, deren Autoren aus dem Nürnberg-Fürther Raum stammten, in zumeist ganzseitigen Serien.

[11] Seit 1911, nachdem durch einen preußischen Ministerialerlaß Universitätsbibliotheken und die Königliche Bibliothek Berlin angewiesen worden waren, Kriegsbriefe ohne zeitliche Beschränkung zu archivieren, wurden Feldpostbriefe vereinzelt gesammelt. Bei Beginn des Krieges gründete überdies der Kustos des Märkischen Museums/Berlin, Otto Pniower, die Zentralstelle zur Sammlung von

Zeitungen kompiliert und von deren Verlagshäusern veröffentlicht[12] - bieten einen konzentrierten Überblick über das, was von Feldpostbriefen erwartet wurde. Eine kleine Auswahl der Begründungen und Anpreisungen verdeutlicht dies:

„Feldpostbriefe lesen heißt den Pulsschlag des Krieges fühlen. [...] Selbstverständlichkeit äußerster Aufopferung, Ehrlichkeit und Gradheit - das sind die Kennzeichen der deutschen Feldpostbriefe.“(1)

„Die Züge deutscher Eigenart: absolute Disziplin, selbstverständliche Tapferkeit und Todesverachtung, Herzensgüte gegen besiegte Feinde und gegen die unglückliche Bevölkerung der kriegsüberzogenen Lande, Zähigkeit und Humor den ungeheuren Anforderungen an die Leistungsfähigkeit und den unsagbaren Strapazen gegenüber, aufopfernde Kameradschaft und Treue bis zum Tode, - diese Züge, deren unser Volk, wie kein anderes sich rühmen darf, sollen in den eigensten Äußerungen festgehalten werden, in Augenblicksbildern an Ort und Stelle aufgenommen, [...]“ (2)

„Die Geschichte des Weltkrieges wird erst später geschrieben werden können. Vorläufig sind wir auf Feldpostbriefe und andere Mitteilungen von Augenzeugen angewiesen. [...] ihre farbenfreudigen Schilderungen können durch keine noch so wissenschaftlichen Darstellungen aufgewogen werden.“ (3)

„Sie sind nicht die Geschichte dieses Weltringens, aber jeder Brief ist einem Mosaiksteinchen vergleichbar, das an sich wenig sagt, das aber in ein Ganzes gefügt zu dem Gesamtbild unerläßlich ist.“ (4)

„[...] Geschichte in anschaulichster Form. [...] Je enger der Kreis ist, an den sich der Schreiber wendet, um so mehr ergreift das Schicksal, das in Worte gepreßt ist, gerade als Ausdruck des Persönlichsten.“ (5)

„Wir blättern in Menschenseelen, wenn wir diese Briefe lesen.“ (6)

Feldpostbriefen. Es erschienen während des Krieges 32 Hefte dieser Sammlung. Vgl. A. Meister, Die Kriegsnachrichten-Sammelstelle des VII. AK an der Universität Münster, in: Westfalen, 1916, Nr. 8, S. 61-65.; W. Kothe, Gegenwartgeschichtliche Quellen und moderne Überlieferungsformen in öffentlichen Archiven, in: Der Archivar, 8 (1955), Spalte 197-210, S. 201 ff.

[12] Das ergab ein doppeltes Geschäft. Im übrigen war es mutmaßlich ein starker Werbeeffekt, daß Soldaten (und ihre Angehörigen) die zumeist namentlich gezeichneten Feldepisteln gedruckt vor sich hatten; ‚in der Zeitung zu stehen` und womöglich auch noch in einem Buch veröffentlicht zu werden - dieses Ziel konnte eine starke Sogwirkung entfalten. Wenn es außerdem die ‚eigene` Zeitung war, in der sich der Feldpostbrief fand, erreichte die Kunde einer Veröffentlichung auch noch Freunde und Verwandte. Die Zeitung aber konnte dadurch erzielen, was heute ‚neudeutsch` „Leserbindung“ genannt wird. Vgl. etwa: Das feldgraue Buch vom Krieg 1914. Urkunden und Berichte, Feldbriefe, Schilderungen und Bilder. Aus den Veröffentlichungen der „Hartungschen Zeitung“ und der „Königsberger Tageblätter“, mit besonderer Berücksichtigung der Kämpfe im Osten, zusammengest. von Dr. F. Hellermann, Königsberg 1914.

Ausgabe von 1915 mit einer Einbandzeichnung von Karl Sigrist

Ausgabe vom Dezember 1914

„Wer sich nach getaner Kriegsarbeit müde hinsetzt, um von den eben verflossenen Stunden zu erzählen, wer seinen Lieben Nachricht gibt, während über ihm Granaten die Luft durchsausen, schreibt nur das, was er wirklich denkt und empfindet.“ (7)

„Was wir im Vorstehenden gegeben haben, ist nur eine kleine Auslese, aber es sind doch gewissermaßen Bausteine zu einem zwar unsichtbaren, aber doch unvergänglichen Denkmal, das unsere Jugend durch ihre herrliche Gesinnung und todesmutige Tapferkeit in dieser großen Zeit sich selbst errichtet hat.“ (8)

„[...], daß dieser Krieg ein einziges großes Heldengedicht des deutschen Volkes, des deutschen Geistes ist. Wie weit sich das in langen, langen Jahren zum großen Lied und Mythos zusammenschließen wird, können wir nicht wissen. Aber die unmittelbaren Materialien können wir greifen: das sind die Feldpostbriefe unserer Kämpfer draußen, [...]“ (9)[13]

Es ist unübersehbar, daß die zitierten Sentenzen nicht allein die kriegsbrauchbare Bilanz der eingesandten und ausgewählten Briefe boten. Zugleich vermochten sie auch so etwas wie einen Erlebnisdruck auszuüben, der sein Gewicht auf ‚die zuhause` und ‚die Krieger` selbst entfalten sollte. Zumeist durch heimatliche Anfragen provozierte Brief-Auftakte wie „Nun will ich versuchen, Dir einen richtigen Kriegsbrief zu schreiben“,[14] finden sich häufig in publizierten, aber auch unveröffentlichten Briefen.[15] Sie fungierten gleichsam als Code, mit dem der intime Bereich privater Korrespondenz verlassen und der Wunsch nach Teilnahme an einer aktuell durch die Presse vermittelten Öffentlichkeit signalisiert werden konnte. Das blieb nicht ohne Folgen für die Modi der Wahrnehmung und die daraus folgende Schilderung der Kriegswirklichkeit. Zwar ist manchem schreibenden Soldaten ganz klar:

„[...] ich wollte eben auch keinen Brief schlechthin schreiben. Brief und Brief ist heutzutage ein Unterschied. Mit ein paar allgemeinen Redensarten über Krieg und Kriegsgeschrei wollte ich dir nicht kommen, [...]“[16]

[13] 1. Feldpostbriefe aus Ost und West 1914, S. 1; 2. H. Leitzen (Hg.), Der große Krieg 1914/15 in Feldpostbriefen, 3. Aufl., Wolfenbüttel 1915, S. 5; 3. K. Quentzel (Hg.), Vom Kriegsschauplatz. Feldpostbriefe und andere Berichte von Mitkämpfern und Augenzeugen, Bd.1, Leipzig 1915, S. 5; 4. M. Winter (Hg.), Der österreichisch-ungarische Krieg in Feldpostbriefen, Bd.1, München/Berlin 1915/16, Vorwort; 5. E. Tannenbaum (Hg.), Kriegsbriefe deutscher und österreichischer Juden, Berlin 1915, Vorwort; 6. wie Nr. 4; 7. Hundert Briefe aus dem Felde. Was die Soldaten über den Krieg erzählen, Nürnberg 1915, Vorwort, S. 6; 8. Geheimer Hofrat Dr. J. Häußner, Der Weltkrieg und die höheren Schulen Badens im Schuljahr 1914/15. Beilage 33 zu dem Jahresbericht, Karlsruhe 1915, S. 79-133 (Feldpostbriefe), S. 133; 9. P. Witkop (Hg.), Kriegsbriefe deutscher Studenten, S. VI.

[14] H. Nielsen (Hg.), Nordschleswigsche Soldatenbriefe aus dem Weltkrieg, Jena 1916, S. 96 u. passim.

[15] „Da Ihr in der Heimat Euch über das Leben im Felde interessiert, will ich Euch eine kleine Probe übersenden.“ BA Potsdam, Sachthematische Sammlung 92, Nr. 271 Feldpostbriefe an den Verband der Bergarbeiter Deutschlands 1914/18, Brief O.Rümmler v. 4.12.14/Westen, Bl.215.

[16] BA Potsdam, Sachthematische Sammlung 92, Nr. 271, Brief R. Schiller v. 13.10.1915, Bl. 228.

Aber viele Briefautoren bedienten sich nun einer Sprache, mit der die eigentliche Gewalt der Ereignisse verschüttet und konventionelle, vielfach propagandistisch aktualisierte Wahrnehmungsraster stabilisiert wurden. Wobei allerdings in Rechnung gestellt werden muß, daß die Soldaten oft nicht ‚alles` oder doch jedenfalls so schrieben, daß die Angehörigen nicht in Sorge gerieten.[17]

Als am 20. Dezember 1914 der eben an die Westfront versetzte kriegsfreiwillige Student Rudolf Hering seinen Eltern, noch ganz bewegt von seiner „Feuertaufe", den Ablauf eines Trommelfeuers schildert, schleichen sich in seine Metaphern für den chaotischen Lärm feuernder Geschütze und explodierender Granaten gar die ‚völkerpsychologisch` fundierten oder empfindungsreich literarisierten Vorurteile vom zwar ‚derben, rauhen, urtümlichen, doch offenen und ehrlichen Deutschen` ein, angefeindet und insgeheim beneidet vom ‚beweglich blitzenden, geistvollen, aber oberflächlichen und verlogenen Franzosen`:[18]

> *„Dumpf brüllen die Deutschen, und mit pfeifenden Granaten grüßen die Franzosen. Wenn es dunkler wird, sieht man ihre Schrapnells platzen wie feurige Seifenblasen."*[19]

Die publizierten Briefe wurden durch solche Stilisierungen unübersehbar und rasch zum wichtigen Bestandteil der öffentlichen Darstellung und Wahrnehmung des Krieges und seiner durch den soldatischen Augenzeugen als authentisch autorisierten ‚Wirklichkeit`. Sie dienten als Sinn und Motivation spendendes Medium, aber auch als ein das Erlebnis zensierendes und disziplinierendes Instrument. Vor allem in Editionen, teils auf bestimmte Gruppen der Gesellschaft zugeschnitten, konnte so die Inanspruchnahme und Vereinnahmung der

[17] „Nie", so Percy Ernst Schramm in seinen Erinnerungen über seinen Vater, der im Weltkrieg als Offizier diente, „fiel mein Vater in den Ton der Kriegspropaganda. Aber er klagte auch nie. Natürlich hatte er ‚Stimmungen`; aber er ließ sie - so hielt er mir vor - nie Herr über sich werden, ließ sie vor allem nicht in seinen Briefen durchklingen: ‚Denn warum schreibe ich Briefe? Doch nur zu dem Zweck, um unseren Lieben Freude zu bereiten, soweit dies möglich ist.`" P. E. Schramm, Neun Generationen, 2 Bde., Bd.2, Göttingen 1964, S. 493.

[18] Vgl. etwa die Ausführungen des freilich zu diesem Zeitpunkt schon selbst stark angefeindeten Sexualwissenschaftlers Magnus Hirschfeld in seiner Kriegsbroschüre: Warum hassen uns die Völker? Eine kriegspsychologische Betrachtung, Bonn 1915. Hier sind es das „oft etwas rauhe, derbe Reden und Benehmen der Deutschen" sowie „deutsche Offenheit und Gründlichkeit", die „englischer Heuchelei" und dem „blitzenden Esprit" der Franzosen, ihrem „beweglichen Charme" schon immer ein Dorn im Auge waren. S. 34.

[19] Der Brief ist abgedruckt in: R. Hoffmann (Hg.), Der deutsche Soldat. Briefe aus dem Weltkrieg, München 1937, S. 98. Propandafloskeln konnten auch in zynischer Zuspitzung in Feldpostbriefen genutzt werden: „Werte Kollegen! Aus Belgien frdl. Gruß. Wir müssen hier unermessliche Strapazen durchmachen, aber große Befriedigung ist der Lohn unserer Arbeit. Weite Gebiete stehen unter Wasser, aber unsere Zukunft liegt ja auf dem ‚Wasser`." StH, A III z 17 a, Bd.3 (K-V) 1914-19, Briefe, Post- und Ansichtskarten von zum Kriegsdienst eingezogenen Archivmitarbeitern ..., Feldpostkarte C. Puvogel v. 9.11.1914 (Eingangsstempel). Im Herbst 1914 waren insbesondere in den Stellungen an der Yser die Gräben teilweise überflutet.

Konfessionen,[20] der politischen und landsmannschaftlichen Anschauungen in der Bevölkerung aufs wirkungsvollste sinnfällig gemacht werden.[21] Entsprechend zahlreich waren jene Sammlungen, die sich den unterschiedlichen Berufen, Generationen oder nationalen Minderheiten zuordnen ließen. Was erlebte ein Arzt an der Front?[22] Bewährten sich die jugendlichen Kriegsfreiwilligen?[23] Wie schlug sich die dänische Minderheit Nord-Schleswigs?[24] Unter solchen und ähnlichen Perspektiven[25] wurde nahezu jeder Bereich der kollektiven, aber auch der individuellen Kriegserlebnisse abgedeckt. Denn neben den allgemeinen Sammlungen taten sich bald auch solche hervor, die mit hinterlassenen Briefen den getöteten Söhnen oder Brüdern ein persönliches Ehrenmal setzen wollten. Allein schon die Titulaturen dieser Bände verdeutlichten bisweilen die Absicht, den in Stein gehauenen Kriegerdenkmälern ein aus Feldpostbriefen zusammengefügtes, schriftliches beiseite zu stellen:

[20] G. Pfeilschifter (Hg.), Feldbriefe katholischer Soldaten. Arbeitsausschuß zur Verteidigung deutscher und katholischer Interessen im Weltkrieg, 2 Bde., Freiburg 1918; A. Plessner (Hg.), Jüdische Feldpostbriefe aus dem großen Krieg, 3 Bde., Berlin 1915. Mit patriotischen Appellen und Publikationen - u.a. Feldpostbriefen - sollte Engagement im deutschen als „jüdischen Krieg“ dokumentiert werden. Vgl. M. Breuer, Jüdische Orthodoxie im deutschen Reich 1871-1918, Frankfurt/M. 1986, S. 342. Sehr verbreitet waren auch Feldpostbriefveröffentlichungen einzelner Geistlicher, die als Militärpfarrer und -Pastoren in der Etappe dienten. Vgl. z.B. Mit der Garde im Westen. Feldbriefe und Kriegstagebuchblätter von Lic. theol. E. Baumann/ Domprediger, mit 26 Kunstbeilagen und zwei Übersichtskarten, Halle 1916.

[21] An sächsische Soldaten richtete sich etwa: Feldpostbriefe aus Ost und West. Eine Kriegsgeschichte aus der Feder unserer Kämpfer, Nr. 1-11, Dresden 1914/15; Feldpostbriefe pommerscher Krieger. Gesammelt und herausgegeben vom Bund Heimatschutz, Landesverband Pommern, H.1-4, Stettin 1915/16; A. Hoeler (Hg.), Siebenbürger Sachsen im Weltkrieg, Wien 1916. In diesem Zusammenhang durften auch gemütlich-dialektgefärbte Editionen nicht fehlen: O. Haevernick, Ut de irst Tid von dat Kriegsjohr 1914. Breiwe von ein' Meckelbörger an sinen ollen Fründ in Güstrow, Güstrow 1916; K. Wagenfeld, An'n Herd. Plattdeutsche Feldbriefe, Warendorf 1916.

[22] Oberarzt Dr. P. G. Plenz, Kriegsbriefe eines Feldarztes der Armee Hindenburg, Gotha 1916; Lieb Vaterland ... Feldbriefe unserer Offiziere, Ärzte und Soldaten, Bändchen 1/2, Heilbronn 1914.

[23] W. Warstat (Hg.), Das Erlebnis unserer jungen Kriegsfreiwilligen. Nach den Feldpostbriefen, Tagebüchern, Gedichten und Schilderungen jugendlicher Kriegsfreiwilliger aus der Sammlung des ‚Deutschen Bundes für Erziehung und Unterricht`, Gotha 1916. (Vgl. III.2.1.).

[24] J. Dose, Freiwillige und Unfreiwillige. Nordschleswiger im großen Kriege nach Briefen und Berichten, Stuttgart 1916; H. Nielsen (Hg.), Nordschleswigsche Soldatenbriefe aus dem Weltkrieg.

[25] Auch für die Waffengattungen erschienen spezielle Sammlungen; vgl. etwa: H. Flooke/G. Gärtner (Hg.), Deutsche in der Luft voran! Fliegerbriefe aus Feindesland, München 1915. Hier heißt es im Vorwort: „Die nachstehenden Feldpostbriefe und Berichte geben ein Bild [...], wie wir es uns packender und hoffnungsreicher nicht denken können, und beweisen uns, daß die deutsche Plumpheit, [...], unsere Flieger nicht gehindert hat, unter denen aller anderen Nationen die erste Stelle zu erobern.“ S. 9. Ähnlich auch: Der Luftkrieg 1914/15. Unter Verwendung von Feldpostbriefen und Berichten von Augenzeugen, dargestellt von einem Flugtechniker, Leipzig 1915. Für die Marine z.B.: H. Kirchhoff (Hg.), Der Seekrieg 1914-15. Feldpostbriefe sowie andere Berichte von Augenzeugen, Leipzig 1915.

„Norbert Hillner
ein deutscher Sohn und Kämpfer
(geb. 20. Nov. 1889, gef. 17. März 1915)
Feldpostnachrichten
eines im großen Weltkriege gefallenen jungen
deutschen Helden, im Auftrage der Familie
Hillner als ein Buch für vaterländisch
Gesinnte, in Gottvertrauen treu deutsche Söhne
und junge Männer herausgegeben
von
Dr. Siegfried Mauermann."[26]

In der Regel handelte es sich bei den durch solche Sammlungen Verewigten um „Frühvollendete" auf menschlichem, zumeist aber künsterlischem Gebiet. Diese Einschätzung lieferte zudem einen quasi objektiven Grund für die Publikation - über die nur selten eingeräumte Hoffnung hinaus, durch die Veröffentlichung mit der eigenen Trauer besser fertig werden zu können. Freilich, auch dies blieb noch zeitgenössisch aktuellen Sinngebungsversuchen verpflichtet. Ein dennoch extremes Beispiel dafür ist das Nachwort einer Mutter, die die Leutnantsbriefe ihres im November 1914 getöteten Sohnes edierte:

> *„[...] wenn es ihm bestimmt war, für sein Vaterland zu sterben, so hätte ich wohl gewünscht, daß er seinen Opfertod erst in späterer Zeit erlitten hätte, daß es ihm vergönnt gewesen wäre, noch vorher den kommenden Sieg und neue Größe seines geliebten Vaterlandes zu ahnen. Aber nach unseren Wünschen fragt das Vaterland nicht, und uns, die wir das Liebste dahingegeben, bleibt als einziger Trost nur die Hoffnung, daß das teure Blut nicht umsonst geflossen ist, sondern vergossen wurde zum Ruhme des Vaterlandes [...]".*[27]

Ob als „schlichtes Denkmal elterlicher Liebe", als „ein letzter Freundesgruß", ob als „ein Zeugnis des Geistes" in dem der Tote gelebt hatte und gestorben war,[28] - über das Einzelschicksal hinaus, mußten diese Briefeditionen auch eine kriegsadäquate Aufgabe erfüllen. Der Schock über den Tod des geliebten Menschen minderte sich offenbar, wenn es gelang, seinen Tod zu einer Verpflichtung für die Lebenden werden zu lassen. Vaterländische Wünsche wie „Wenn jede

[26] Leipzig 1915. Mauermann schreibt in seiner Einleitung u.a.: „Ein Buch! Wer schreibt heute nicht ein Buch über seine Kriegserlebnisse, wenn es auch nicht gleich ein jeder Verfasser herausgibt; dennoch aber ist der Büchermarkt mit solchen Schriften reichlich angefüllt und ich verhehlte den Beteiligten [den Angehörigen Hillners/B.U.] nicht, daß man vielleicht mit einem Untergehen unter der Menge trotz vieler Vorzüge zu rechnen habe. - Aber der Schritt wurde gewagt." S. 6.
[27] L. Rabe, Feldzugsbriefe..., hg. v. Else Rabe, Berlin 1915, S. 34.
[28] Mit Gott ins Feld. Kriegsbriefe eines Frühvollendeten. Zur Erinnerung an Kurt Becker, c. th., Unteroffizier im Bautzener Inf. Regt. Nr. 103, gef. im Kampf für das Vaterland am 8.9.1914, hg. v. R. Becker, 2. Aufl., Herrnhut (Missionsbuch) 1915, S. 4 (Vorwort).

deutsche Familie einen solchen Sohn [...] hat, dann ist Deutschlands Zukunft [...] gesichert“,[29] konnten ergänzt werden durch die noch etwas nebulöse Erwartung, die Briefe möchten „Gutes wirken auf die Jugend“.[30] Bald darauf hieß es:

> *„Größeres wird er [der Tote] geben, wenn durch dieses Büchlein der eine oder andere willig gemacht wird, zu leben und zu sterben, gleich ihm, in des himmlischen und des irdischen Königs Dienst.“*[31]

Zumal zu Beginn des Krieges spielten darüber hinaus auch hektografierte oder gedruckte Broschüren und Heftchen eine Rolle, in denen eingezogene Angehörige von Betrieben und Büros ihre Zugehörigkeit zur verlassenen Arbeitsstelle und zum Vaterland in Feldpostbriefen an Kollegen und Vorgesetzte dokumentierten. Angeregt durch organisierte „Liebesgaben“-Aktionen und gewiß auch in der Sorge, durch Schreibverweigerungen - oder Verzögerungen sowie durch die Lieferung nicht patriotisch goutierbarer Erlebnisse die erhoffte Rückkehr zum Arbeitsplatz zu gefährden, nahmen Briefe und Karten zahlreich ihren Lauf. „Wir daheim“, heißt es in der Einleitung zum zweiten Heft mit Feldpostbriefen von Beamten des Wolffschen Telegraphenbüros,

> *„konnten dank der Opferfreudigkeit der Gesamtheit unserer Kollegen unseren Feldgrauen manche kleine Freude bereiten, und unsere Braven da draußen und in den Garnisonen erwiderten diese Aufmerksamkeit durch Schilderung der Eindrücke und Erlebnisse, die sie in ihrer begeisterten Arbeit für das Vaterland gewannen.“*[32]

Eingezogene Mitarbeiter mit frontferner Verwendung hatten es mit der Wiedergabe blutiger Kriegserlebnisse schwerer, versuchten aber ihr Bestes:

> *„Der daheimgebliebene Soldat muß sich in der Schilderung seiner Erinnerungen damit begnügen, Dinge vorzubringen, die eigentlich landläufig sind. Ich will aber versuchen, diese Kost einigermaßen schmackhaft zu machen.“*[33]

---

[29] Norbert Hillner, ein deutscher Sohn und Kämpfer ..., S. 102.
[30] Ein Held der Garde. Meines Neffen Kriegstagebuch und Briefe aus dem Felde (Arthur Schicht), hg. v. O. Häring, Altenburg 1917, Zum Eingange.
[31] Mit Gott für Kaiser und Reich. Feldpostbriefe von Franz Koeppe, Stuttgart 1917, S. 10 (ein Wort zum Geleit, Pastor Weirich).
[32] M. Schirmer (Hg.), Feldbriefe von Beamten des W.T.B., Berlin 1914-16, H.2 1915, Vorbemerkung.
[33] Ebd., S. 5. Vgl. auch: Brauberger Feldbriefe ... von Angehörigen der Stadtverwaltung, H.1-14, Brauberg 1914-16; Leibnitz-Feldpost, hg. von der Bahlsen Keksfabrik Hannover durch Pastor Tillmann (1915 f.); v. Römmler/Jonas (Hg./ohne Vornamen), Eingegangene Berichte von unseren im Felde stehenden tapferen Mitarbeitern, 4 Bde., Dresden (Graphische Kunstanstalt) 1914-16. Über den ganzen Krieg hinweg bringt die „Accumulatorenfabrik“/Werk Oberschöneweide ihre „Kriegs-Mitteilungen der im Felde stehenden Mitglieder der AFA“ heraus. Neben allgemeinen Mitteilungen stehen Feldpostbriefe der Werksangehörigen im Mittelpunkt. Verschiedentlich werden die innerbetrieblichen Grenzen, in denen die Verbundenheit zwischen Arbeitsstelle und Front dokumentiert wird, auch gesprengt und auf die engere Heimat der ‚Krieger` ausgedehnt, vgl. z.B.: F. X. Singer, Im Völkerringen. Der große Krieg von unseren Kriegern aus Oberndorf a.N. selbst erzählt, Bändchen 1-14, Oberndorf/N. 1915-1918.

Die ersten von der Front eintreffenden und in Zeitungen schnell veröffentlichten Feldpostbriefe machten deutlich: In dem Maße, in dem sich tendenziell in ihnen und durch sie die Kluft zwischen individueller Existenz und nationalem Handeln verringerte, schienen sie erwünschte Garanten für die Identifikation des Einzelnen mit der überindividuellen Einheit der Nation. Allen frühen und in vielen Belangen ineffizienten Wirkungen der Pressezensur zum Trotz (vgl. 1.1.2.), überwog die bereitwillige Nutzung von Feldpostbriefen, weil sie der „Aufrechterhaltung der in der Bevölkerung herrschenden Begeisterung [...] förderlich" schienen.[34] „Wie ein Mann", so heißt es etwa überzeugt in der Einleitung einer Sammlung, sei das Volk dem Kaiser „mit heller Begeisterung" gefolgt:

> *„Und kaum ist die Mobilmachung pünktlich und ruhig wie ein aufgezogenes Uhrwerk abgeschnurrt, so folgen auch schon Taten, wie sie die Geschichte noch nicht verzeichnet hatte [...]"*

- der Feldpostbrief jedoch bringe sie zur Anschauung.[35]

Zugleich boten die Briefe aber auch die Möglichkeit, dem Briefautor eine bloß imaginäre, freilich individuell und subjektiv bedeutsam empfundene Beteiligung am als kollektiv propagierten Selbstfindungsprozeß der Nation im Krieg zu suggerieren. Ein Befund, der auch manchen Zeitgenossen schon ganz klar war:

> *„Die ungeheure vorwärtsstürmende Wucht der ersten beiden Kriegsmonate begünstigte die Meinung, als sei die Aktivität des Einzelnen irgendwie im Geschehen bemerkbar. [...] Immer noch - [...] - beherrscht der Einzelne den Krieg, immer noch steht das Persönliche im Vordergrunde, immer noch steht die Anekdote an Stelle des Tatsächlichen."*[36]

Der überdies oft unkritische Blickwinkel der persönlich direkt Beteiligten[37] konnte die Entstellung des Krieges bis hin zur „frisch-fröhlichen" Unkenntlichkeit weiter vorantreiben. Gewiß war dies häufig Resultat oft eher einseitiger Editionsprinzipien. Und mitunter wurde das auch Gegenstand der Kritik in den Rezensionen erster Feldpostbriefeditionen. Zwar sei, so heißt es in einer Besprechung, die Auswahl der Briefe

[34] HStA/MA Stuttgart, M 77/2, Denkschriften Stellv. Gen. Kdo. XIII. AK, Bd.14, Abt. IId: Denkschrift über die Erfahrungen bei der Mobilmachung im Jahre 1914 und während des Krieges betr. Vorbereitung der Mobilmachung, Organisation usw. (März 1918), Bl.50.
[35] H. Leitzen (Hg.), Der große Krieg 1914/15 in Feldpostbriefen, S. 4.
[36] W. v. Hollander, Die Entwicklung der Kriegsliteratur, in: Die Neue Rundschau, 27 (1916), S. 1274-1279, S. 1275.
[37] „Es ist selbstverständlich", so der Feldpostbriefverfasser Eberhard Baumann, „daß ich alles, was für einen größeren Kreis sich nicht eignet, zurückhalte. Dazu gehört alles rein Persönliche sowie alles Kritische." Feldbriefe und Kriegstagebuchblätter von Lic. theol. E. Baumann/ Domprediger, mit 26 Kunstbeilagen und zwei Übersichtskarten, Halle 1916, Vorwort.

> *„auch diesmal wieder mit viel Sorgfalt getroffen und auf Mannigfaltigkeit der Erlebnisse und ihres Tones bedacht gewesen. Freilich sind nur Darstellungen unserer Erfolge, die siegesfreudigen, hochgemuten und zuversichtlichen Stimmungen der Kämpfer berücksichtigt worden. Späteren Sammlungen muß es vorbehalten bleiben, dem lichten Bilde unseres Feldzuges im Westen durch kräftige Schattierungen den Eindruck objektiver Wahrheit zu verleihen.“*[38]

Doch verheimlichte diese vorgetäuschte Authentizität keineswegs und durchgängig den Terror des Krieges. Allerdings durfte die letztlich von allen erlittene Unbill und das eigene Härte und Abstumpfung legalisierende ‚Aber` nicht fehlen. Dies konnte seinen Ausdruck etwa in der Befriedigung darüber finden, daß die erlebten Grausamkeiten und die Verwüstungen des Landes immerhin ‚heimatlicher Erde` erspart blieben:

> *„Gott weiß, wozu er es tut und wozu es gut ist. Wir wollen ihm danken, daß unser liebes deutsches Vaterland - abgesehen von einigen Grenzstrichen - von den Greueln des Krieges verschont geblieben ist.“*[39]

Oder aber es stand die Überzeugung des akademischen Kriegsleutnants im Mittelpunkt, unter Anspielung auf die russische Armee wie auf die Kolonial-Truppen der westlichen Alliierten, „germanisches Empfinden gegen asiatische Barbarei, gegen romanische Indifferenz“ zu verteidigen.[40]

„Schrecknisse von grausamer Furchtbarkeit werden mitgeteilt“, verspricht das Geleitwort einer Edition, aber so, „als ob sich das alles von selbst verstände.“[41] Ihre Funktion finden die brieflichen Abbildungen des Kriegsterrors in der spektakulären Verdeutlichung, daß aus dem „August“- allmählich das ‚Kriegserlebnis` sich formt, mithin das von ‚Jubelrufen` und Blumengebinden begleitete Gemeinschaftspathos

[38] K. Martens, Flugschriften über den Krieg, 6. Forts., in: Das literarische Echo - Halbmonatsschrift für Literaturfreunde, 18 (1915/16), H.2, S. 94f., S. 94. „Gern würde man aus den unbefangenen Äußerungen privater Feldpostbriefe auch etwas über Rückzugsmanöver und die damit zusammenhängenden Vorgänge erfahren. Darüber schweigen sich diese vorläufige Publikationen natürlich völlig aus.“ Ebd. Auch in der privaten Korrespondenz waren die damit verbundenen Wirkungen auf die heimatliche Wahrnehmung des Krieges ein selbstkritisch behandeltes Thema: „Wenn die in der Heimat Zurückgebliebenen so die Zeichnungen und Briefe sehen, die zum Teil aus der Front kommen, auch von mir, dann müssen sie wohl manchmal denken, daß wir hier ein herrliches Leben führen. [...] Nur schade, daß die Krieger nicht nach Hause schreiben, daß bei dem vielen Regen die Gräben einstürzen und der Dreck über die Stiefel bis an die Hüften geht, schade, daß sie nicht einmal das Geheul einer wenn auch nur kleinen Granate nach Hause schicken könnten für diejenigen, die hinterm Biertisch sitzen und in den Kaffeehäusern Reden halten.“ StH, A III z 17 a, Bd.3 (K-V) 1914-19, Briefe, Post- und Ansichtskarten von zum Kriegsdienst eingezogenen Archivmitarbeitern, Brief C. Puvogel v. 14.12.1915.

[39] W. Warstat (Hg.), Das Erlebnis unserer jungen Kriegsfreiwilligen. Nach den Feldpostbriefen, Tagebüchern, Gedichten und Schilderungen jugendlicher Kriegsfreiwilliger aus der Sammlung des ‚Deutschen Bundes für Erziehung und Unterricht`, Gotha 1916, S. 36 (Fahnenjunker Gottfried Ledroitt).

[40] P. Witkop (Hg.), Kriegsbriefe deutscher Studenten, S. 71.

[41] Briefe aus dem Felde 1914/15. Für das deutsche Volk im Auftrage der Zentralstelle zur Sammlung von Feldpostbriefen im Märkischen Museum zu Berlin hg. von Professor Dr. O. Pniower; Kustos des Märkischen Museums u.a., Oldenburg i.Gr. 1916, Geleitwort, S. 2.

sich nun auch unter Granatenbeschuß und Schmerzensschreien zu bewähren habe. Dafür „raucht" das „Blut der Kämpfer zwischen den Zeilen".[42] Das in ihnen Mitgeteilte sollte nicht konstitutiv für die realen Auswirkungen des Krieges sein, sondern für ihre ‚Überwindung`; oder aber für die Auflösung eingestandener Sehnsüchte ins durch monarchische Treue geprägte, sentimental Unverbindliche. In diesem Kontext konnten selbst frühe Friedenswünsche an der Front ihren Platz in den publizierten Briefen finden:

> *„27.11.1914/ [...] Hier sagt man, es seien Friedensverhandlungen im Gange, ist da was wahres dran? Wenn es nur mal so weit wäre, wir gingen alle gern nach Hause. Als der Kaiser hier oben in Douai war, sind die Bayern an ihm vorbeigezogen und haben gesungen: ‚Nach der Heimat möcht' ich wieder`, da hat er geweint. -"*[43]

Wem nicht genügte, daß der Kaiser auch emotionell einer ‚von uns` war - bei aller Kampfentschlossenheit eigentlich friedliebend - für den mochte hilfreich sein, daß „über allem" doch „die Kameradschaftlichkeit" thronte, „die alle, hoch und niedrig, den bedeutendsten und den einfachen Mann verbindet und alle Gegensätze ausgleicht".[44] Und wenn dies nicht ausreichte, so brach „durch alles Dunkel und Grauen [...] immer wieder siegreich hervor: die goldene Sonne des gesunden deutschen Humors."[45]

Die Angebote an die Leser, den Krieg als märchengleiche Geschichte unerhörter Schrecknisse mitzuerleben, in denen, je nach Geschmack, die auf dem Boden der Begeisterung keimende ‚Frontgemeinschaft`, der Humor, das Gottvertrauen oder die Vaterlandsliebe den Part der ‚guten Fee` übernahmen, zielten auf ein unterstelltes Illusionsbedürfnis des Publikums. In jedem Falle ließ die Möglichkeit,

---

[42] H. Leitzen (Hg.), Der große Krieg 1914/15 in Feldpostbriefen, S. 7.

[43] Geheimer Hofrat Dr. J. Häußner, Der Weltkrieg und die höheren Schulen Badens im Schuljahr 1914-1915, Baden-Baden 1915. Beilage Nr. 33 zum Jahresbericht der höheren Schulen Badens, Karlsruhe 1915, Kap.V./ Feldpostbriefe, S. 96. Die emotionell-tränenreiche Darstellung des Kaisers findet sich zu Beginn des Krieges auch häufig auf Postkarten, Gemälden oder auf Bilderbogen. Vgl. etwa die Lithographie „Tränen" (Julius Paul Junghans/1915), auf der der Kaiser vor einer durch einen Angriff dezimierten Kompanie steht und weint; oder das Gemälde „Kaiser Wilhelm II an Kriegsgräbern" (Carl Schmidt/1915), das sich mit dem Zusatz „Ich habe es nicht gewollt" vielfach reproduziert auf Feldpostkarten findet. Vgl. Die letzten Tage der Menschheit. Bilder des Ersten Weltkrieges. Katalog zur Ausstellung des Deutschen Historischen Museums ..., hg. v. R. Rother, Berlin 1994, S. 146, S. 466.

[44] Briefe aus dem Felde 1914/15. Für das deutsche Volk im Auftrage der Zentralstelle zur Sammlung von Feldpostbriefen ..., Geleitwort, S. 2.

[45] O. Kracke, Das deutsche Herz. Feldpostbriefe unserer Helden, Berlin 1915, Zum Geleit. „Tiefen Humors" war allein der fähig, „bei dem alle Gefühle aus tiefster Seele quellen. Das ist bei unseren Feldgrauen der Fall, denn fremd ist ihnen jener wilde Landsknechtsspaß, der, derb und ungezügelt, von Roheit und verwildertem Gefühl zeugt. Der Humor unserer Soldaten wird zum Zeugen [...] ihrer Begeisterung und Leidenschaft, die erwacht sind durch unsere gerechte Sache [...]„. Im Feuer, 5 Bde., Bd.3: Soldatenhumor, Berlin/Leipzig 1914/15, Vorwort, S. 6. Vgl. auch: R. Zellmann, Ernstes und Heiteres aus dem Weltkriege. Eine Sammlung von Feldpostbriefen, Leipzig 1916.

den Kampf als kriegstechnisch modifizierten Karl May oder „homerische Aristeia“ geschildert zu bekommen, die Rezensenten gemeinhin jubeln:

> *„In diesem Sinne lesen wir Fliegerduelle wie ein Drama, das der technischen Mythologie dieses Krieges entnommen sein möchte, oder wir verfolgen mit der Spannung von Indianergeschichten die kühne Tat weniger Leute, die eine Telephonstation im feindlichen Walde aufheben, die in der Nacht feindliche Schienen aufbrechen, in allen Gefahren der Wolfsschlucht, deren Eulenschreie sie nachahmen, weil sie nicht wissen, ob es geheime Verständigungen sind.“*[46]

Eine besondere Dynamik im Bereich spannungsgeladener Kriegsgeschichten entwickelten dabei jene publizierten - und zum Teil auch die nicht veröffentlichten - Feldpostbriefe, die von vermeintlichen, grausamsten Franktireurüberfällen, Verratsversuchen katholischer Geistlicher oder der Zusammenarbeit dieser mit den Franktireuren berichteten. Seit dem Krieg von 1870/71[47] kursierten in der deutschen Öffentlichkeit die wildesten Gerüchte über Freischärler, mit denen es die deutschen Truppen zu tun gehabt hatten und mit denen sie in einem kommenden Krieg mutmaßlich neuerlich konfrontiert werden würden. Gerüchte, die vor allem in der Trivialliteratur, aber auch in Teilen der militärischen Ausbildung ausgeschmückt und wachgehalten wurden.[48]

Die unter anderem davon geprägten Erwartungen deutscher Soldaten vermengten sich bei Kriegsbeginn sofort mit neuen Gerüchten und Schreckensmeldungen, die in den Zeitungen zunächst mit Augenzeugenberichten über Greueltaten an aus Belgien ausgewiesenen Deutschen schon ab dem 6. August verbreitet und verstärkt wurden.[49] Diese Berichte konnten bald durch solche über

[46] O. Bie, Feldpostbriefe, in: Die Neue Rundschau, 25 (1914), November, S. 1602-1606, S. 1604. Der Bezug auf Karl May findet sich im übrigen vielfach in den Berichten und Briefen von der Front. Ein gutes Beispiel gibt der Hptm. d. L., Reinhold Eichacker, der im folgenden Zitat eine Patrouille beschreibt: „Wieder mußte ich an Karl May denken und lächeln. Genau wie er hinter seinen Indianern und Skipetaren lag ich hier und behorchte die Unterhaltung zweier Feinde. Seinetwegen war ich auf der Schule ein Jahr sitzen geblieben und nun war er mein Lehrmeister geworden - im Weltkriege! In diesem Kriege war das Unwahrscheinliche Trumpf geworden.“ R. Eichacker, Briefe an das Leben. Von der Seele des Schützengrabens und von den Schützengräben der Seele, Stuttgart u.a. 1916, S. 95/96.

[47] Vgl. allg. G. Schulz, Die Irregulären: Guerilla, Partisanen und die Wandlungen des Krieges seit dem 18. Jahrhundert, in: ders. (Hg.), Partisanen und Volkskrieg. Zur Revolutionierung des Krieges im 20. Jahrhundert, Göttingen 1985, S. 9-35. Vgl. A. Kramer, „Greueltaten“. Zum Problem der deutschen Kriegsverbrechen in Belgien und Frankreich 1914, in: G. Hirschfeld/G. Krumeich/I. Renz (Hg.), Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch ... Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkriegs, Essen 1993, S. 85-114, S. 94.

[48] Vgl. F. van Langenhove, Wie Legenden entstehen. Franktireur-Krieg und Greueltaten in Belgien, Zürich 1917 (1916), S. 96 ff., S. 102 ff. Van Langenhove, ein belgischer Soziologe, dessen Arbeit sich trotz der Zeitumstände und eines heftig geführten Propagandakampfes durch eine sachliche Diktion auszeichnet und für jede Erforschung des Franktireur-Komplexes nach wie vor grundlegend ist, verweist z.B. auf das militärische Handbuch des Hptms. a. D. und Bibliothekars der Kriegsakademie, Scharfenort: L`interpréte militaire. Zum Gebrauch in Feindesland etc. Zum Selbstunterricht, 2. Aufl., Berlin 1906.

[49] „In der Folge stellten sich diese Schilderungen als vollständig eingebildet oder zum mindesten sehr übertrieben heraus. [...]; nirgends wurde das Leben eines einzigen deutschen Bürgers gefährdet. [...] Nichtsdestoweniger hat die Presse in der Erregung der ersten Kriegstage diese überhitzten Flüchtlingsgeschichten ohne Kontrolle aufgenommen; sie hat ihre ganze Verzweiflung kundgegeben, die

Franktireurüberfälle auf deutsche Soldaten ergänzt werden. Eingeleitet durch eine erste Meldung des Wolffschen Telegraphenbüros vom 9. August an die Presse, wurden nun vermehrt Feldpostbriefe publiziert, mit denen alle Gerüchte authentisch bestätigt zu werden schienen.[50] Am 18. September lasen beispielsweise die Leser des „Schwäbischen Merkurs“ in einem abgedruckten Feldpostbrief folgendes über die Kämpfe an der Maas:

> *„Ein Meldereiter brachte die Nachricht, daß unsere Maschinengewehre und Bagage von Einwohnern, die vorher ganz freundlich zu uns waren, angeschossen worden seien. Kehrt marsch, in die Häuser geschossen, das Nest angezündet und bald loderte eine fürchterliche Brandfackel zum abendlichen Himmel empor. Droben auf der Höhe sammelten sich die Greise und sonstigen, hauptsächlich weiblichen Einwohner des verbrannten Nestes; letztere streckten uns knieend ihre Kinder entgegen, Soldaten brachten junge Leute, die mit dem Gewehr in der Hand getroffen wurden. Diese wurden standrechtlich erschossen.“*[51]

In der neueren Forschung zum Franktireur-Komplex ist darauf hingewiesen worden, in wie starkem Maße ein „Zyklus von unerwartetem militärischem Rückschlag bzw. Rückzug, die irrige Annahme oder auch die Erfindung von Zivilwiderstand und die Verübung von Verbrechen gegen die unbeteiligte Zivilbevölkerung“ die Wahrnehmung und das Handeln deutscher Soldaten in dieser Anfangsphase des Krieges im Westen bestimmen konnte.[52] Getäuscht durch die

---

belgische Bevölkerung in hässlichen Zügen gezeichnet und gegen sie in ganz Deutschland einen heftigen Hass und den heissen Wunsch nach Vergeltung geweckt. Die an der Grenze den Einmarsch in Belgien erwartenden Truppen haben nicht zuletzt diese Leidenschaften geteilt; die Nichtkämpfenden übertrugen ihnen die Vergeltung.“ F. van Langenhove, Wie Legenden entstehen, S. 113/114. Van Langenhoves wissenschaftliches Credo, nach dem jeder Augenzeugenbericht grundsätzlich kritisch zu betrachten wäre, weil jeder Zeuge dazu neige, Gesehenes und Gehörtes teils unbewußt zu verändern, konnte sich im übrigen auf moderne, in Deutschland vor dem Krieg durchgeführte Forschungen zur Psychologie der Aussage stützen; er zitiert sie denn auch eingehend (S.96 ff.). Vgl. U. Undeutsch, Beurteilung der Glaubhaftigkeit von Aussagen, in: Handbuch der Psychologie, Bd.11: Forensische Psychologie, Göttingen 1967, S. 26-185, S. 29 ff.

[50] Vgl. van Langenhove, der die W.T.B. Meldung im Wortlaut bringt, S. 104/105.

[51] Schwäbischer Merkur v. 18.9.1914, „Aus den Kämpfen in der Gegend der Maas - Feldpostbrief“. „Es gibt ja“, so ein weiterer Briefeschreiber am 27.8.1914 in einem der Zensur vorgelegten Schreiben, „kaum etwas gemeineres, als wenn irgendwo ein zerbrochener Dachziegel durch einen Flintenlauf ersetzt wird; wir haben derartige Fälle verschiedentlich gehabt und haben dann nicht gesäumt, rücksichtslos gegen die Ortschaft vorzugehen und die Nester einfach niederzubrennen. Auch standrechtliche Erschießungen haben stattgefunden, wenn wir den Mißetäter feststellen konnten. Ich für meine Person habe bisher zum Glück nie zu handeln gebraucht, es waren immer höhere Offiziere da“. HStA/MA M 750, Feldpostbrief v. 27.8.1914/Ltnt. d. R. Gerhard (Nachname fehlt).

[52] A. Kramer, ‚Greueltaten`..., S. 94. Vgl. L. Wieland, Belgien 1914. Die Frage des belgischen „Franktireurkrieges“ und die deutsche öffentliche Meinung von 1914 bis 1936, Frankfurt/M. u.a. 1984, S. 19 ff. Vgl. auch J. Horne/A. Kramer, German „Atrocities“ and Franco-German Opinion, 1914: The Evidence of German Soldiers` Diaries, in: JMH 66 (1994), Nr. 1, S. 1-33; A. Kramer, Les „Atrocités Allemandes“: Mythologie populaire, propagande et manipulations dans l'armée allemande, in: Guerres mondiales et conflits contemporains, 1993, Nr. 171, S. 47-67.

Uniform der belgischen Zivilgarde, die „sehr leicht mit der Geistlichen Kleidung verwechselt werden kann“, wurden Priester erschossen, die angeblich deutsche Stellungen verraten oder von ihren Kirchtürmen aus als Artilleriebeobachter fungiert hatten;[53] die versehentliche Auslösung eines Schußes innerhalb eines eben ein Dorf durchquerenden deutschen Kontingentes konnte in der Annahme, die Zivilbevölkerung habe einen „meuchelmörderischen“ Angriff unternommen, die Einäscherung der Ortschaft und die Ermordung seiner Bewohner zur Folge haben. Zusätzlich angeheizt durch ein auf Franktireurs oder gleich auf alle Belgier gemünztes Feindbild, das öffentlich in der Presse,[54] aber an der Front auch durch die empfangene Post aus der Heimat[55] modelliert wurde, entstanden auf dieser Folie feldpostbriefliche Berichte, die von einer außergewöhnlichen Drastik der Schilderungen geprägt waren. Ein Sanitätssoldat brachte dem Publikum etwa folgendes aus den Kämpfen vor Lüttich zu Gehör; nachdem er mit einem Kameraden zusammen vorgeblich drei eindeutig als „Schlachtfeldhyänen“ identifizierte Zivilisten erschossen hatte, fiel sein Blick

> *„[...] auf die entmenschten Weiber. Sie waren von fremdem Blut von oben bis unten überströmt und beschmutzt. Das Haar hing ihnen gelöst und zerzaust um den Kopf, die Kleider bestanden nur noch aus Fetzen und zeigten den Körper halb entblößt. Als ich das von mir festgehaltene Weib anschaute, lachte es wie teuflisch, grinste wie wahnsinnig. Da überkam mich eine Wut, eine*

[53] Vgl. F. v. Langenhove, Wie Legenden entstehen, S. 49. Die publizistischen Angriffe auf katholische Geistliche - und die Ermordung von wahrscheinlich fünfzig Priestern, die des Verrats überführt schienen - hatten in der deutschen Öffentlichkeit ein durchaus zwiespältiges, schließlich ein die emotionelle Aufputschung der Stimmung konterkarierendes Echo. „Die Angriffe gegen die Katholiken mehrten sich in so erschreckendem Masse, dass der innere Frieden des deutschen Reiches bedroht schien.“ S. 7. Als gar von einem Wiederaufflammen des ‚Kulturkampfes` verschiedentlich die Rede war, reagierten die militärischen Behörden mit Erlassen, in den darauf verwiesen wurde, daß durch Verdächtigungen und Gerüchte nicht allein die „Ehre der katholischen Geistlichkeit und das religiöse Empfinden der katholischen Bevölkerung“ verletzt würden, sondern dies auch „den konfessionellen Frieden des deutschen Volkes in dieser schweren Zeit zu gefährden“ drohe. S. 8; van Langenhove zitiert hier aus einem Erlaß des kommandierenden Generals des X. AK v. 29.9.1914.

[54] „Die Belgier sind heute in aller Deutschen Munde, und fast überall klingt Haß und Grauen, mindestens aber angstvolles Staunen aus der Stimme, die diesen Namen nennt. [...] Eine wahre Tollwut, die ein ganzes Volk ergriffen hat!“ J. Bab, Die Belgier, in: Die Gegenwart, 86 (1914), II, S. 547-548, S. 547.

[55] Dabei konnte es sich in den Briefen um eher besorgt wirkende Sequenzen handeln: „Bleib mir gesund - bleib mir gesund, mein Erich! Trink niemals Wasser: Papa hat erzählt, daß 1870 viele Brunnen in Frankreich vergiftet waren, und jetzt sollen sie sogar mit Cholerabazillen arbeiten!“. H. Schöttler, 1914 in Briefen und Feldpostbriefen, Leipzig 1915, S. 21. Aber auch um die gezielte Aufforderung, Angst und Schrecken zu verbreiten, wie es aus der ‚Vollzugsmeldung` des Tagebuchschreibers Ernst Rumpp hervorgeht, der am 26.8.1914 notierte: „Vater schreibt im Brief, wir sollen keinen schonen. Wenn er nur wüsste, wie wir in Andenne gehaust haben, er würde anders denken.“ BA/MA Freiburg, MSg 2/2385, Tagebuch E. Rumpp, Oberjäger im Garde-Schützen-Reserve-Batl./4. Komp. (gefallen Februar 1915), Eintrag v. 26.8.1914.

> *gräßliche, dumpfe, die mir die Sinne raubte. Ich weiß noch, wie ich das Weib am Halse umklammerte, wie ich es würgte, und kam nicht eher wieder zu klaren Sinnen, als bis ich neben mir einen Schuß fallen hörte, als bis ich wieder aufsprang und beide Weiber tot am Boden liegen sah. Ich hatte gewürgt, der andere geschossen.“*[56]

Solche „Männerphantasien“, die schon vorwegzunehmen schienen, was bald darauf an den weiblichen „Hyänen der Revolution“, den „Flintenweibern“ und „roten Krankenschwestern“ exekutiert und in der Freikorpsliteratur erzählt wurde,[57] sollten nicht dazu verleiten, nun zu vermuten, derartige Morde wären nur im Rausch, allein in enthemmter, zugleich durch die vorherige Tücke und Grausamkeit der Ermordeten legitimierter Bewußtseinstrübung möglich gewesen, wie es auch der Bericht suggeriert. Die Verbrechen geschahen durchaus - wenngleich in der Regel nicht in der zitierten, gleichermaßen Franktireurängste schürenden und sexuelle Gewaltphantasien bedienenden Weise - planvoll und organisiert.[58]

In unserem Zusammenhang ist aber vor allem von Interesse, daß solche Schilderungen den Lesern überhaupt zugemutet werden konnten - und das in der renommierten „Neuen Rundschau“ des S. Fischer Verlages.[59] Immerhin geriet die briefliche Abbildung des Krieges im allgemeinen und die des Franktireurkrieges im besonderen schon zeitgenössisch in die Kritik. Darin wurde die Attraktivität von Feldpostbriefen psychologisch gedeutet:

> *„Das Gefühl der Sicherheit, des Geborgenseins, womit wir jene Kriegsgefahren phantasiemäßig im ruhigen Heim erleben, ist es, das alle Menschen jene Angstzustände spielend erleben läßt. Die psychologische Erkenntnis, daß Erwachsene gerade wie Kinder mit derselben Lust im spielenden Durchleben der Gefahren vom sichern Heim aus schwelgen, wird täglich durch Tatsachen bestätigt. Ich erinnere nur an das allgemeine Interesse, das man den Feldpostbriefen entgegenbringt. [...]; im Untergrund spielt diese erwähnte Lust am gefahrlosen Durchleben jener Schrecknisse unbewußt eine große Rolle - mehr, als manche Leser dieser Zeilen glauben mögen.“*[60]

---

[56] „Aus den Kämpfen um Lüttich“, in: Die Neue Rundschau, 25 (1914), November, S. 1485-1523, S. 1504. „Es war ein furchtbares Morden“, heißt es an anderer Stelle, „doch es war gerecht, nein, es hätte strenger sein müssen, es hätte teuflisch sein müssen, dann erst wäre es gerecht gewesen.“ Ebd., S. 1504.

[57] Vgl. K. Theweleit, Männerphantasien, 2 Bde., Reinbek 1980 (1977), Bd.1, S. 71 ff., Bd.2, S. 31 ff. Die Phantasie- und Gerüchtewelt des Freikorpseinsatzes läßt sich mit jener der Franktireurkämpfe vergleichen. Ein Journalist berichtete anläßlich des Ruhraufstandes über Verwundete (Freikorpssoldaten), die in einem Bauernhof liegen: sie „phantasierten nur von abgeschnittenen Hälsen, Ohren, Nasen, von zu Tode gemarterten Mädchen und von Spartakidenweibern, die auf kleinen struppigen Pferden ritten, mit fliegenden Haaren und in jeder Hand zwei Pistolen.“ Zit. n.: K. Theweleit, Bd.1, S. 80.

[58] Vgl. A. Kramer, ‚Greueltaten` ..., S. 105 f.; „[...] gerade die Massenerschießungen geschahen im Gegensatz zu den einzelnen Tötungen nicht in der Hitze des Gefechts, sondern einen oder mehrere Tage nach einem vermeintlichen ‚Franktireur`-Überfall, [...]„. S. 105.

[59] Der Brief wurde von der „Deutschen Tageszeitung“ am 19.11.1914 in Auszügen nachgedruckt.

[60] K. W. Dix, Psychologische Beobachtungen über die Eindrücke des Krieges auf einzelne wie auf die Masse, Langensalza 1915 (Beiträge zur Kinderforschung und Heilerziehung - Beihefte zur Zeitschrift für Kinderforschung, Bd.127), S. 6.

Mochte hier auch Kritik nicht so sehr am Feldpostbrief an sich durchschimmern, so doch an seiner leicht-bedenkenlosen und der ‚Größe` der Ereignisse keineswegs gerecht werdenden Rezeption. Eben das provozierten allerdings gerade jene Briefe und Augenzeugenberichte in den Zeitungen und Magazinen, die von den ‚Greueln` der Franktireurfront berichteten. Für das immer wieder durchschimmernde schlechte Gewissen, das neutrale Belgien angegriffen und besetzt zu haben,[61] verbunden mit der völligen Überraschung über den nicht erwarteten Widerstandswillen, lieferte die tradierte, schnell aktualisierte Angst vor mehr oder weniger organisiert operierenden Franktireureinheiten und einer sie unterstützenden Bevölkerung, eine wirksame Möglichkeit der Kompensation. Sie in den Feldpostbriefen ganz auszukosten und zugleich allein in diesem Zusammenhang mögliche Schilderungen grausamster Verbrechen auch an Kindern und Frauen gefahrlos „vom sichern Heim aus“ goutieren zu können, machten Reiz und Attraktivität der ‚Franktireurbriefe` aus.

Aufmerksamen Beobachtern der Geschehnisse entging die mit solchen Instrumentalisierungen einhergehende massive Vermarktung des Krieges nicht, die seine subjektive, aufs Sensationelle abzielende oder doch dafür einsetzbare Illustrierung zum verkaufsfördernden Inhalt hatte. Gewohnt kritisch und unbeeindruckt von der propagierten Begeisterung notierte der Krupp-Direktor Wilhelm Muehlon bereits am 19. August 1914 in sein Tagebuch:

> *„Zu einer wahren Pest in der öffentlichen Meinung sind die Briefe der Feldzugsteilnehmer geworden, die unsere Zeitungen veröffentlichen, ohne irgend eine Kritik walten zu lassen. [...], als ob sie sich des Unfugs nicht bewußt wären. Prahlerische, aufgeregte, unwissende Soldaten schreiben natürlich das ungereimteste Zeug, sei es über Eroberungen, sei es über Grausamkeiten. Sie vermischen Selbsterlebtes sorglos mit gerüchtweise Verlautbartem, sowie namentlich mit dem, was auch sie nur in Zeitungen gelesen haben.“*[62]

[61] „Die Belgier“, so ein Feldpostbriefautor in der typischen, daraus resultierenden Logik, „hätten sich viel ersparen können, wenn sie uns den Durchzug erlaubt hätten. Da dieses Viehvolk aber noch von hinten auf unsere Truppen schiesst, werden sie auch grausig bestraft. Wir haben strengen Befehl, alle Ortschaften, in denen die Bevölkerung Militär angreift, einzuäschern. Ganze Dörfer sind verbrannt, kaum ein Stein bleibt auf dem andern. Die Täter werden aufgehängt.“ KFBA Berlin, Akte: Steglitzer Feldpostbriefe 1914/18, Brief Hans Zippel, o. Datum (vermutlich August/September 1914).

[62] W. Muehlon, Ein Fremder im eigenen Land. Erinnerungen und Tagebuchaufzeichnungen eines Krupp-Direktors 1908-1914. Hg. und eingel. von W. Benz, Bremen 1989, S. 143. Vgl. auch S. 191/192, Eintrag v. 6.9.1914, in dem Muehlon anläßlich einer Eisenbahnfahrt über die Zuverlässigkeit mündlicher und brieflicher Berichte von Soldaten reflektiert. „Auf das Zeugnis dieser Leute werden heutzutage die ungeheuerlichsten Anklagen gegen die feindliche Kriegführung gegründet; ihre Feldpostbriefe, die von Heldentaten, oder anders ausgedrückt, von barbarischer Einfalt strotzen, werden gesucht und veröffentlicht als Dokumente zu einer künftigen Einzelbeschreibung des Feldzuges.“ S. 192. Zum bemerkenswerten Leben und Wirken Muehlons vgl. die Einleitung von Wolfgang Benz, S. 7-31.

Die Zeitungen waren sich des „Unfugs“ oft durchaus bewußt. Sie und einzelne Verlage forderten ihn geradezu heraus und überboten einander in ihren Offerten. Wer noch die Muße fand, den Anzeigenteil der Zeitungen und Fachperiodika zu studieren, konnte Angebote wie das folgende entdecken: „Kriegs-Erlebnisse kauft O. Fürst, Verlag - Berlin, Neukölln“. Und diverse Schreibbüros warben darum, die Gunst der Stunde nutzend, an der Front, in der Etappe oder während des Urlaubs verfaßte Erlebnisse ‚ins Reine zu bringen`; ein Anerbieten, dessen Attraktivität mutmaßlich noch stieg, nachdem sich herum gesprochen hatte, daß die Zensoren in den Zeitungen und Presseabteilungen der Stellv. Gen. Kdos. eingereichten Feldpostbriefen „mit schlecht lesbarer Schrift“ mitunter von vornherein die Veröffentlichung versagten:[63] „Kriegserlebnisse/Manuskripte jeder Art werden richtig u. preiswert mittels Schreibmaschine geschrieben u. vervielfältigt im Schreibbüro Segata.“[64]

Solches Anerbieten, das Gemisch aus Erlebnissen, Gerüchten und wiederum Angelesenem einer breiteren Öffentlichkeit bekannt zu machen, war zugleich allerdings auch Reaktion auf ein überreiches Angebot. Viele drängte es offenbar, ihr persönliches Kriegserlebnis nicht allein auf den wenig publizitätsträchtigen Bereich privater Korrespondenz zu beschränken, sondern einen öffentlichen ‚Schulterschluß` mit der Nation zu suchen. Die recht profanen Mechanismen dieses Bedürfnisses vor allem unter den „Gebildeten“, hat Alexander Moritz Frey in seinem noch während des Krieges verfaßten, heute vergessenen Roman „Kastan und die Dirnen“ (1918) präzise beschrieben:

> *„[...] wissen Sie, weshalb da die meisten draußen im Feld ihre schönen langen Briefe schreiben? Damit sie sich nachher gedruckt in der Zeitung sehen. - Verfasse doch auch mal solch einen Brief, den man veröffentlichen kann, bittet die Braut. - Wir haben Verbindungen zum Redakteur Hummel, erklärt die Mutter. Und dann kommen Briefe zustande, in denen aufgeschnitten, entstellt, erfunden, weggelassen wird - wie's der Schreiber gerade für angebracht*

[63] HStA/MA Stuttgart, M 77/2, Denkschriften Stellv. Gen. Kdo. XIII. AK, Bd.14, Abt. IId: Denkschrift über die Erfahrungen bei der Mobilmachung im Jahre 1914 und während des Krieges betr. Vorbereitung der Mobilmachung, Vorbereitung usw., März 1918, Bl.49. (Vgl. 1.1.2.).

[64] BA Potsdam, Sachthematische Sammlung 92, Nr. 831, Bl.10; Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde, 17 (1914/15). Relativ früh kam es auch in Zeitungen und Magazinen zu Aufrufen, Feldpostbriefe zur Veröffentlichung einzuschicken. Im Oktober 1914 publizierte die „Neue Rundschau“ folgenden Appell: „Persönliche Dokumente des Krieges. Wir möchten hiermit eine systematische Sammlung wichtiger Feldpostbriefe anregen. Sie geben das persönliche Bild des Krieges, das die wundervolle Unpersönlichkeit des Generalstabs notwendig ergänzt. Ihre Augenblicks-Eindrücke werden niemals durch spätere wissenschaftliche Bearbeitung ersetzt werden können. Das Menschliche spricht in ihnen, das wir aus diesem Kriege gewinnen wollen, vielleicht das unbewußt Schöpferische, das wir aufzeigen möchten.“ Die Neue Rundschau, 25 (1914), Oktober, S. 1470. Dieser Aufruf hatte freilich einen verhältnismäßig geringen Erfolg.

Anzeige in „Das literarische Echo“

hält. Und diese Briefe kommen, angeblich als die klarsten und unmittelbarsten Bilder einer großen Zeit, in die Blätter“.[65]

Natürlich war die Hoffnung auf Veröffentlichung, wie in Kapitel II. zu zeigen versucht wurde, nicht das einzige Motiv, Feldpostbriefe zu schreiben. Überdies hatte nicht jede Mutter Kontakte zu Redaktionen, nicht jede Braut den Ehrgeiz, den Namen ihres „Helden“ gedruckt zu sehen, nicht jeder Vater - der in Freys karikierender Schilderung spezifisch weiblichen Bellizismus' freilich gar nicht vorkommt - das Bedürfnis, von den Taten des Sohnes bei der morgendlichen Zeitungslektüre zu erfahren. Wie wirksam die von Frey geschilderten Beweggründe und Schreibhaltungen dennoch gewesen sind, erhellt daraus, daß nach den ersten, hektischen Monaten für eilig zusammengestellte Briefeditionen unter anderem damit geworben wurde, dass

„[...] in der Minute des Niederschreibens [...] dem Erzähler keine ferne Lockung der Druckerschwärze, sondern nur der Überdrang des gegenwärtigen Erlebnisses den Zug der Feder oder des kriegsmäßigen Bleistifts bestimmt [hat].“[66]

[65] A. M. Frey, Kastan und die Dirnen, München 1918, S. 152/153. „„[...] die Zeitungen`“, so eine der Protagonistinnen in Freys Roman, „„vermitteln uns etwas, was köstlich zu lesen ist und wahr sein muß. Das sind die Feldpostbriefe.` ‚Die Feldpost`, sagte Andreas langsam. ‚Ich habe viele Karten von Kameraden gelesen. Sie haben sich helfen lassen von mir, weil sie gewußt haben, daß ich besser mit der Feder umzugehen weiß. ‚Liebste Eltern`, haben sie geschrieben, ‚schickt mir eine Wurst. Der Speck, wo Ihr geschickt habt, war sehr gut. Ihr sollt mir auch ein Brot schicken.` - Weshalb denn Brot, hab ich gefragt. Ihr bekommt doch genug von der Feldküche. - ‚Daß man halt was hingeschrieben hat`, haben sie geantwortet und haben weiter auf der Karte gefragt: Hat die Bleß schon gekalbt? Oder: Der Bastian Joseph, ist er wieder aus dem Spital? Oder: Wann wird denn der neue Tanzboden eingeweiht?` ‚Das sind die Burschen vom Land`, meinte Vivien. ‚Die haben kein Verständnis für die großen Ereignisse um sie her.`“. S. 151/152.

[66] Von Flandern bis Polen. Feldpostbriefe der Täglichen Rundschau aus dem Weltkriege, Berlin 1915, Geleitwort (G. Mauz). Briefautoren, die ihre in Zeitungen abgedruckten Briefe darüber hinaus auch noch in einer eigenen Sammlung publizierten, waren vor diesem Hintergrund gehalten, das eigentlich Persönliche der Briefe zu betonen; die Formel dafür, sie dennoch zu veröffentlichen, hieß gemeinhin,

Zwar sollte einerseits gleichsam im vaterländischen Interesse der schützende Rahmen des Briefgeheimnisses aufgehoben und Einblicke gewährt werden in die möglichst patriotisch gefärbte Intimsphäre der Kombattanten; andererseits durfte die damit verbundene Personalisierung des Krieges, durch die eine Ver-Privatisierung nationaler, staatlicher Belange unter Kriegsbedingungen angestrebt wurde, nicht mit dem Hinweis auf das etwa Absichtsvolle privater Mitteilungen entzaubert werden. Aus marktstrategischen Gründen womöglich auch noch ‚bestellte` Feldpostbriefe in die Zeitung zu bringen -, das desavouierte die erhoffte Authentizität der Schreiben als bloße Simulationen und hieß, im „heiligen" Bereich des „Opfermutes, der Treue, der Pflichterfüllung" etwas zu verbreiten, was allenfalls ‚den` Feinden und unter ihnen vor allem ‚den` Engländern zugeschrieben wurde: profaner „Händlergeist".

> *„Würde der Schreiber jemals eine andere Wirkung im Sinne haben als die Mitteilung an die Seinigen daheim, dann würde mit der schmucklosen Wahrheit auch die Wichtigkeit des Feldpostbriefes schwinden."*[67]

In diesem Rahmen arbeiteten manche Herausgeber in ihren Vorworten feine Unterschiede in der Authentizität abgedruckter und zurückgehaltener Briefe heraus. Unter Hinweis auf die militärische Zensur (vgl. II.2.) wurde betont, daß für den Abdruck der meisten Briefe die Erlaubnis von Vorgesetzten eingeholt, mithin ihre Authentizität gleichsam amtlich beglaubigt worden war. Selbst in Sammlungen nicht abgedruckte, wiewohl vom Herausgeber gelesene Briefe, wurden für den Nachweis höchst möglicher Intimität der publizierten Briefe genutzt:

> *„Andere wurden dem Herausgeber wohl zu lesen gegeben, aber es wurde ihm die Benutzung in dieser Sammlung doch nicht gestattet, weil die Briefschreiber in diesen Briefen an ihre Angehörigen angesichts der großen Ereignisse und der stündlichen Todesgefahr ihr ganzes Herz öffneten, auch oft von eigenen Heldentaten erzählen, vor deren Veröffentlichung eine ganz natürliche und echt deutsche heldenhafte Scham sie zurückhält."*

Mit solch anrührendem Eingeständnis sollte suggeriert werden, daß an der Front alles noch viel grausiger, aber auch erhebender ist, als es die publizierten Briefe abzubilden vermochten. Um so stärker war freilich die werbewirksame Botschaft,

---

daß man lediglich einem Wunsche der ersten Leser nachgekommen sei. Ein gutes Beispiel hierfür ist das Vorwort von F. J. Götz, Feldbriefe eines Gemeinen an seine Frau, Karlsruhe 1916, Vorwort.

[67] Briefe aus dem Felde 1914/15. Für das deutsche Volk im Auftrage der Zentralstelle zur Sammlung von Feldpostbriefen im Märkischen Museum zu Berlin hg. von Professor Dr. O. Pniower; Kustos des Märkischen Museums u.a., Oldenburg i.Gr. 1916, Geleitwort, S. 1.

durch sie wenigstens eine Ahnung von den „unsagbaren Strapazen“ zu bekommen.[68]

Ihren rezeptionsbedeutsamen Höhepunkt erreichten die daraus entstehenden Widersprüche immer dann, wenn in den publizierten Briefen selber das Problem thematisiert wurde: denn das briefliche Eingeständnis, daß andere Soldaten ihre Briefe für die Veröffentlichung verfassen, konnte der eigenen Schilderung wiederum einen Authentizitätsvorschuß verleihen, der erst Abbildungen „ohne Pose und Ruhmredigkeit“[69] ermöglichte. Im publizierten Brief an seine Mutter schreibt ein Soldat am 24. September 1914:

> *„Du schriebst mir gelegentlich, ich möchte doch Briefe schreiben, die Du weitergeben könntest, wie es so viele tun. Alle diejenigen, die diese schönen Briefe schreiben, stehen nicht in vorderster Reihe und haben nicht ein Fünftel der Strapazen, wie wir sie durchgemacht haben. Es sind alles Leute, die irgendwo ein Wachtkommando erwischt haben oder bei Festungsbelagerungen oder auf der Bagage sitzen, zum Etappenkommando gehören oder sonst einen Posten hinter der Front haben. Die haben alle gut dicke Reden führen.“*[70]

Von solchen „dicken Reden“ konnte im Kriegsbericht dieses Briefautors selbstverständlich keine Rede sein.

1.1.1. Feldpostbriefe als Sinngeber - Drei Beispiele

Die mit der geschilderten Wirklichkeitsnähe verbundene Stärkung der erhofften massenwirksamen Autorität von Feldpostbriefen erlaubte es, durch sie auch etwaige Sinndefizite unter den Daheimgebliebenen auszugleichen (vgl. auch 1.2.). Es überrascht daher kaum, daß Feldpostbriefe ganz gezielt zur Korrektur spürbarer Plausibilitätskrisen an der ‚Heimatfront` eingesetzt wurden. Unmittelbar nach der in fast allen deutschen Zeitungen abgedruckten, berühmt gewordenen Meldung des Großen Hauptquartiers (vom 11. November 1914) über den von „jungen Regimentern“ vorgetragenen Angriff „Westlich Langemarck“, kam es unter anderem in Berlin unter den Angehörigen der dabei getöteten Kriegsfreiwilligen zu erheblichen Irritationen. Bereits am 14. November sahen sich einige

[68] H. Leitzen (Hg.), Der große Krieg 1914/15 in Feldpostbriefen, S. 5.
[69] Ebd. Im Geleitwort der Sammlung werden die Briefe als „um so treuer und wertvoller“ gepriesen, als sie „nicht zur Veröffentlichung bestimmt waren und deshalb so ganz ohne Pose und Ruhmredigkeit sind.“
[70] Briefe aus dem Felde 1914/15, S. 16/17. Die Thematisierung, den Zeitungen, namentlich den darin abgedruckten Feldpostbriefen nicht zu trauen, findet sich im übrigen sehr häufig. „Ueber unser Schützengrabenleben hier an der Lorettohöhe werden Sie wohl viel in den Zeitungen gelesen haben. Leider stimmen viele der sogenannten ‚Feldpostbriefe` nicht immer mit den Tatsachen überein, es wird leicht übertrieben. So angenehm wie zu Hause lebt sich's hier ja nicht, aber der Mensch ist ein Gewohnheitstier und fühlt sich dann allerwärts gut geborgen; [...]“ Kriegs-Mitteilungen der im Felde stehenden Mitglieder der AFA/Werk Oberschöneweide, Zusammenstellung No.41, Betrieb I. (hektograf.), 1915, S. 9.

Zeitungen daher genötigt, den Brief eines jungen im Lazarett liegenden Kriegsfreiwilligen zu publizieren:

> *„[...] Wir sind vorgegangen wie unsere gefallenen Kameraden, und die, die noch im Felde sind, haben also lediglich ihre Pflicht getan, mehr nicht! [...] Nichtsdestoweniger hat es mich mit Genugtuung erfüllt, heute morgen in der Zeitung eine Stelle aus der ‚Times` über die Kämpfe am Yserkanal zu lesen, in der sie den neuen deutschen Regimentern das Zeugnis ausstellt, daß ihr Mut über jedes Lob erhaben und geradezu übermenschlich sei, und daß wir ihnen [den Engländern] schwere Verluste beigebracht hätten. [...] Und nun laufen in Berlin und anderswo so unverschämte, niederträchtige Lügner herum, die erzählen, wir wären von unseren Offizieren mit dem Revolver in die Schlacht getrieben worden. Wenn man denen doch bloß das Maul verstopfen könnte! Ferner hörte ich, die Eltern sehr vieler Kriegsfreiwilliger seien ‚entrüstet`, daß man ihre Söhne gleich in die Front gesteckt hätte. Bei uns hieß die Losung: ‚Ran an den Feind!` Und ich bin der Meinung, daß es für die Charakterbildung derjenigen Herren, die etwa Soldat ‚spielen` wollten, nur gut war, daß sie gleich ins Feuer kamen. Warum sind sie denn überhaupt freiwillig eingetreten? [...] Andererseits hat dieses ‚Entrüstetsein` doch seine ernste Seite. Es zeigt nämlich mit erschütternder Deutlichkeit, daß es bei uns leider noch immer Leute gibt, die keine blasse Ahnung von militärischer Disziplin haben und die andererseits zu glauben scheinen, der obersten Heeresleitung Anweisungen geben zu müssen. Diese Laien! Wenn Se. Exzellenz, der kommandierende General befiehlt: ‚Das Regiment [...] schwimmt herüber nach Dover`, so ist es doch ganz selbstverständlich, daß das Regiment, auch die Nichtschwimmer, herüberschwimmt. Wenn dann unterwegs viele ertrinken, dann hat kein Mensch in Berlin ein Recht, sich aufzuregen oder sich gar zu ‚entrüsten`. Denn das ist erstens Pflicht, zweitens fürs Vaterland.“*[71]

Ob mit diesen Bekundungen Empörung und Trauer der Angehörigen besänftigt werden konnten, bleibt dahingestellt. Aber ähnliche Appelle wie der zitierte finden sich in publizierten Briefen Kriegsfreiwilliger immer wieder. So in dem des später getöteten Justus Friedrich Steinbörner (Unterprimaner) an seine Mutter:

> *„Die Leute, die ins Feld ziehen mit dem ängstlichen Vorbehalt, ja nicht in Lebensgefahr zu kommen, sind für mich keine Kriegsfreiwilligen. Ja, es läßt sich leicht sagen: ‚Alles fürs Vaterland!` Es läßt sich leicht ‚Hurra` rufen, aber danach handeln und alles hergeben ohne Murren und ohne kleinmütig zu werden, das ist oft schwer. Nur nicht kleinmütig werden! Zeige Dich stets als Deutsche, zeige Dich stets Deines tapferen Sohnes würdig, wenn etwas Schweres an Dich herantreten sollte.“*[72]

[71] BA Potsdam, 61 Re 1, Nr. 7599, Norddeutsche Allgemeine Zeitung v. 14.11.1914, S. 1.
[72] W. Warstat (Hg.), Das Erlebnis unserer jungen Kriegsfreiwilligen. Nach den Feldpostbriefen, Tagebüchern, Gedichten und Schilderungen jugendlicher Kriegsfreiwilliger aus der Sammlung des ‚Deutschen Bundes für Erziehung und Unterricht`, Gotha 1916, S. 4.

Es sollte nicht unterschätzt werden, wie stark solche Versuche, etablierte gesellschaftliche Normen über das zugestandene Maß von öffentlich vorzeigbarer Verzweiflung krass in Erinnerung zu rufen, auf die Betroffenen und jene, denen ähnliches bevorstand, gewirkt haben mögen. Nur die „heimliche Träne wird Mitleiden, und das würdig getragene Geprüftsein Nachhall finden."[73]

Neben den durch den Massentod an der Front ausgelösten Sinndefiziten, ergab sich auch im Bereich der Kinder- und Jugenderziehung ein Betätigungsfeld für publizierte Feldpostbriefe. Sie sollten hier dazu beitragen, „erzieherische Einflüsse" auszuüben, nachdem „Väter, ältere Brüder, Lehrer, Lehrmeister, Gesellen" eingezogen worden waren und die Schulen mit häufig eingeschränktem Unterrichtsbetrieb sowie vor allem die zurückgebliebenen „Mütter, Meistersfrauen und Bäuerinnen" nicht mehr in der Lage waren, „unter dem Druck eines oft fast bis ins Unerträgliche vermehrten Pflichtkreises [...], ihren Aufsichts- und Erzieherpflichten so nachzukommen, wie sie es gerne möchten".[74]

Diebstahl, „Mundraub" von Lebensmitteln und Rauchwaren, Unterschlagungen (von Brotmarken z.B.), ein stark zunehmender Gebrauch von Schuß- und Stichwaffen unter Jugendlichen und gegenüber Erwachsenen sowie damit im Zusammenhang stehende Delikte, - dies waren nur einige Facetten in der Kriminalität von Kindern und Jugendlichen. Hinzu kamen beobachtbare Erscheinungen wie „Hassäußerungen, Zeichen der Mitleidlosigkeit",[75] die Lehrern, Geistlichen und Jugendpsychologen auffielen: „Glückstrahlend meldet ein

[73] So der Schriftsteller Horst Schöttler in: ders., 1914 in Briefen und Feldpostbriefen, Leipzig 1915, Zum Geleit. Auch in der speziell auf ‚die` Frau abzielenden Kriegsbelletristik war das „stille Heldentum" gefragt. In einer Rezension des von Wilhelm Wachter verfaßten Romans „Lala. Aus dem Seelenleben einer deutschen Frau und Mutter in den Kriegsjahren 1914/15" (München 1916) heißt es: „Nicht die ‚Entartete, die mit dem heiligsten Besitz des Weibes, mit ihrem mütterlichen Empfinden, mit ihrem Muttergefühl selbst in dem furchtbaren Augenblick noch kokettierte und renommierte, da dem Muttergefühl just vom Schicksal der Todesstoß versetzt worden war`, schwebt ihm als Ideal vor, sondern die stille Dulderin, die sich starkmütig ins Unvermeidliche fügt, die sich einsichtsvoll und darum ohne Murren mit dem harten, erbarmungslosen ‚Müssen` abfindet." „Lala"/Rezension, in: Die Glocke, 2 (1916), H.3, S. 114-116, S. 114.

[74] Stadtpfarrer Wüterich, Der Krieg und künftige Jugenderziehung. Sonderdruck aus dem „Kirchlichen Anzeiger für Württemberg", Stuttgart 1916, S. 5. Wüterich war Jugendgeistlicher in Stuttgart. Seine Broschüre ist nur eine aus einer ganzen Anzahl zeitgenössischer Studien zur Jugend-"Verwahrlosung" durch den Krieg. Zur Problematik des bis heute verwendeten Begriffs „Verwahrlosung" vgl. U. Daniel, Arbeiterfrauen in der Kriegsgesellschaft. Beruf, Familie und Politik im Ersten Weltkrieg, Göttingen 1989, S. 161/162. Generell zur Sozialisation von Jugendlichen im Ersten Weltkrieg, S. 158 ff.

[75] Vgl. Wüterich, Der Krieg, S. 6; Zeitschrift für angewandte Psychologie, 1915, Beiheft 12: Jugendliches Seelenleben im Kriege. Materialien und Berichte, hg. v. W. Stern, S. V. Stadtpfarrer Wüterich schränkt freilich ein: „Man beklagt sich über mangelnden Ernst bei der Jugend und ärgert sich über manche Äußerung von Keckheit und Lustigkeit in dieser schweren Zeit. Ihre mangelnde Lebenserfahrung sieht aber weniger das Furchtbare, Leidensvolle am Krieg, als das Kecke, Mutvolle, Außergewöhnliche. Und das ist ja nach einer Seite wieder gut. Wo brächten wir sonst die Soldaten her, die singend in Krieg und Schlacht ziehen?" S. 6.

sechzehnjähriger seinem Lehrer: ‚Mein Vater ist erschossen, der kommt nicht wieder`“.[76] Schon zu Beginn des Jahres 1915 wurde überdies auf die zunehmend häufigeren Gerichtsverhandlungen gegen Jugendliche vor Jugend-, Amts- und Landgerichten hingewiesen.[77]

Vor diesem Hintergrund ergaben sich für kirchliche, zivile und militärische Behörden neue Zugriffsmöglichkeiten auf die Erziehung und Kontrolle von Kindern und Jugendlichen. Gefordert wurde etwa, den Schreibunterricht im ersten Schuljahr wegfallen zu lassen. Stattdessen müsse der Geschichtsunterricht an die erste Stelle rücken, allerdings einer, der „von den Ereignissen der Gegenwart, ja des gegenwärtigen Tages“ auszugehen hätte.[78] In manchen Schulklassen kam täglich der Heeresbericht zur Verlesung, Fragen der Schüler wurden in eigens dafür eingerichteten „Kriegsstunden“ beantwortet; im Zeichenunterricht floß das Blut in Strömen, „und die rote Farbe des Tuschkastens wird stark abgenützt“.[79] Wie mag einem Vater an der Front zumute gewesen sein, wenn er von seinem halbwüchsigen Sohn einen Brief mit einer vom Malunterricht inspirierten Zeichnung zugesandt bekam, auf der ein deutscher Soldat „in einem eisernen Mörser einen buntscheckigen Haufen von Engländern, Russen und Franzosen zu einem ‚Kommandanten-Püree nach deutscher Art` zusammenstampft“?[80]

Mit dem Ausbau von Fortbildungsschulen, Reglementierungen des Wirthausbesuchs und Alkoholausschanks, Einschränkungen des Kinozutritts, Maßnahmen gegen „Arbeitsscheu und zweckloses Wandern“,[81] vor allem aber mit den von den Stellv. Gen. Kdos. forcierten Versuchen, über die schon im Vorkrieg aktiven „Jugendwehren“ direkten Einfluß auf die Organisierung und Erziehung noch nicht wehrpflichtiger junger Männer zu erlangen, sollten die kriminellen

[76] K. W. Dix, Beobachtungen über den Einfluß der Kriegsereignisse auf das Seelenleben des Kindes, in: Zeitschrift für angewandte Psychologie, 1915, Beiheft 12: Jugendliches Seelenleben im Kriege. Materialien und Berichte, hg. v. W. Stern, S. 165-181, S. 175. Vgl. auch die empirische Untersuchung des ungarischen Seminardirektors Ladislaus Nagy, Ergebnisse einer Umfrage über die Auffassung des Kindes vom Kriege, in: Zeitschrift für angewandte Psychologie, 1917, H.12, S. 1-63.

[77] K. W. Dix, Beobachtungen über den Einfluß, S. 181. Wüterich, Der Krieg, S. 2. „Nach einem kurzen, begeisterten Aufflammen unserer Jugend für alles Heldische und Große zu Kriegsbeginn ist das eingetreten, was erfahrene Jugenderzieher vorausgesagt haben: eine Verwilderung der Sitten für ziemlich genau abzugrenzende Kinderkreise. [...]: es sind die 12-14jährigen Knaben, besonders die Großstadtjungens, die gefährdet sind.“ A. Lindemann, Unsere Jugend im Kriege, in: Die Gegenwart, 88 (1916), S. 194-197, S. 194. Vgl. U. Daniel, Arbeiterfrauen in der Kriegsgesellschaft, S. 159, Tab. 29 u. 30.

[78] A. Mann, Aufsätze von Kindern und Jugendlichen über Kriegsthemata, in: Zeitschrift für angewandte Psychologie, 1915, Beiheft 12, S. 57-133, S. 114/115. Vgl. auch: K. Goebel, Des Kaisers neuer Geschichtsunterricht: Änderungen des preußischen Lehrplans 1915 und ihre Vorgeschichte, in: GWU 1974, H.25, S. 709-717.

[79] K. W. Dix, Beobachtungen über den Einfluß, S. 176. Vgl. auch: C. Kik, Kriegszeichnungen der Knaben und Mädchen, in: Zeitschrift für angewandte Psychologie, 1915, Beiheft 12, S. 1-21, S. 7.

[80] C. Kik, Kriegszeichnungen, S. 11. Vgl. auch: H. Keller, Krieg und Schule. 2. Sammelbericht, Teil 1, in: Zeitschrift für angewandte Psychologie, 1918, H.13, S. 263 ff.

[81] Wüterich, Der Krieg, S. 14ff.

Entwicklungen wenn nicht aufgehalten, so doch wenigstens unter Ausnutzung des schwindenden familiären Einflusses kanalisiert werden.[82]

In diesem Großzusammenhang müssen jene publizierten Feldpostbriefe gesehen werden, die namentlich in konfessionell geprägten Zeitungen und Editionen erschienen und oft rekrutierte Lehrer als Autoren hatten. Aus Anlaß der Kommunion, Konfirmation oder der Schulentlassung formulierten sie briefliche Erziehungsbreviere, die sich mit dem reklamierten, moralischen Gewicht der Front bemühten, kriegspädagogisch auszugleichen, was an personellen und zwischenmenschlichen Leerstellen in der Heimat hinterlassen worden war. Dabei wurde es geradezu zur „Pflicht, der heranwachsenden Generation den ganzen Ernst der Zeit zu zeigen".[83] In diesem Sinne verfaßte beispielsweise der katholische Hauptlehrer Schäfer am 6. April 1916 einen (offenen) Feldpostbrief an seine ehemaligen Schüler in der 8. Klasse einer Hauptschule:

> *„Es tut uns, die wir so lange schon hier in Feindesland stehen, immer weh, aus Briefen und Zeitungen lesen zu müssen, daß die Jugend daheim verrohe. Ich kann nicht glauben, daß Ihr es werdet soweit kommen lassen, daß man auch von Euch so spricht. Nein, ihr strengt Euch doppelt an, in der Arbeit den fehlenden Vater oder Bruder zu ersetzen.*
> *Eure gute Mutter empfindet ohnehin die Lücke in der Familie recht schmerzlich. Da seid Ihr da, sie auszufüllen. [...]*
> *Vergeßt nicht, daß auch im Felde Arbeit geleistet wird, eine Arbeit, die sich mit der in der friedlichen Heimat gar nicht vergleichen läßt. [...] Während ich diese Zeilen an Euch schreibe, 8 Uhr abends, werden auf dem Friedhofe da drüben acht Soldaten in ein gemeinsames Grab hinabgesenkt. Gestern noch - - heute durch die Brust geschossen, morgen in das kühle Grab! Ein Volltreffer schlug in ihren Unterstand. Von fünfzehn braven Soldaten waren diese acht, eh' sie es dachten, zerfleischt. Tägliches Erlebnis. - Ich will es Euch überlassen, darüber etwas nachzudenken. - Aber ist es nicht, als riefen all die Gefallenen hinter der Schlachtfront aus ihrem Heldengrab Euch zu: Das taten wir für Euch! für Familie, Heimat und Vaterland. Wie dankt Ihr's uns?? -"*[84]

[82] Vgl. K. Saul, Jugend im Schatten des Krieges. Vormilitärische Ausbildung - Kriegswirtschaftlicher Einsatz - Schulalltag in Deutschland 1914-1918, in: MGM 1983, Nr. 34, S. 91-184. Vgl. auch: U. Daniel, Arbeiterfrauen, S. 158 ff.

[83] So der Pädagoge Hans Friedrich in seinem Aufsatz „Massensuggestion, Kriegspsychose und Jugenderziehung", in: Das freie Wort, 15 (1915/16), S. 174-178, S. 177. Friedrich diskutiert hier die Verrohung der Kinder, die sich vor allem in den von ihnen verübten „bedauerlichen Morden" offenbare.

[84] G. Pfeilschifter (Hg.), Feldbriefe katholischer Soldaten, Bd.2, S. 51/52. Erstabdruck in: Freiburger Tagespost, Nr. 180 v. 17.4.1916. Vgl. auch: Vater Martins Briefe an seinen kleinen Michel, Charlottenburg o.J. (1915).

Auf einen parteipolitisch-öffentlichen Sektor der Kriegsgesellschaft zielte der Einsatz von Feldpostbriefen ab, als die prinzipiell kriegsgegnerischen Sozialdemokraten unter den Eingezogenen und ihre Angehörigen zur Zielgruppe avancierten. Ihnen mußte der Sinn des Krieges nicht so sehr als sensationelle Botschaft fernen Kampfes nahegebracht werden, sondern als Inbegriff eines gewandelten Bekenntnisses gegenüber der Friedenserhaltung und als die Zuspitzung einer freilich schon im Vorkrieg praktizierten Politik der Annäherung an den wilhelminischen Staat.[85]

Aus dem immerhin noch bis in die letzten Julitage hinein durch große Friedensdemonstrationen dokumentierten politischen Anspruch, den Krieg zu verhindern und der Entscheidung vom 4. August, mit der dieser Anspruch um den Preis der erwarteten, dadurch beförderten Emanzipation der Arbeiterbewegung aufgegeben wurde, ergab sich ein innerparteilicher Erklärungsbedarf.[86] Er konnte in der aktuellen Entscheidung der SPD-Abgeordneten zwar noch durch die beschlossene Fraktionsdisziplin im Sinne eines einheitlichen Votums hinausgezögert werden, kulminierte aber innerhalb des sozialdemokratischen ‚Aufbruchs in die Nation`[87] binnen weniger Monate zum Parteikonflikt, zumal der projektierte kurze und siegreiche Krieg sich nicht einstellen wollte und die Parteiführung nicht der näheren Erläuterung ihres Vorgehens enthob.

Vor diesem Hintergrund kam der allerdings ebenfalls früh in dieser Frage zerstrittenen sozialdemokratischen Tages- und Gewerkschaftspresse eine wichtige Rolle als Sprachrohr von Mehrheits- und Minderheits-Auffassungen zu.

[85] Vgl. Wolfgang Kruse, der feststellt: „Weil ihre [der SPD/B.U.] Opposition gegen den Militarismus und den Imperialismus des Kaiserreiches dazu benutzt wurde, die Sozialdemokraten als ‚Reichsfeinde` und ‚vaterlandslose Gesellen` aus der Nation auszugrenzen [...], schwächten die Sozialdemokraten, [...], ihre außenpolitische Opposition ab und versuchten damit, der Stigmatisierung ihre Grundlage zu entziehen. War dieses Bemühen bis Kriegsbeginn in erster Linie defensiv gewesen, so schlug es unter den spezifischen Bedingungen des Kriegsbeginns in den - in gewisser Hinsicht - offensiven Versuch um, [...]“ W. Kruse, Krieg und nationale Integration, S. 134. Vgl. dazu auch: G. Mai, „Verteidigungskrieg“ und „Volksgemeinschaft“. Staatliche Selbstbehauptung, nationale Solidarität und soziale Befreiung in Deutschland in der Zeit des 1. Weltkriegs (1900-1925), in: W. Michalka (Hg.), Der Erste Weltkrieg, S. 583-602.

[86] Ein Erklärungsbedarf, der nur dann, jedenfalls für den Moment, obsolet gewesen wäre, wenn die These von der ‚emotional am stärksten wirkenden Kriegsbegeisterung`, „die bis weit in die Arbeiterschaft hineinreichte“, stimmig ist. Ein vermuteter „Jubel der Arbeiter“ ist jedenfalls die Grundlage der immer wieder diagnostizierten „Wechselwirkung zwischen August-Entscheidung und August-Stimmung in sozialdemokratischen Kreisen“. W. Mühlhausen, Die Sozialdemokratie am Scheideweg - Burgfrieden, Parteikrise und Spaltung im Ersten Weltkrieg, in: W. Michalka (Hg.), Der Erste Weltkrieg, S. 649-671, S. 654. Vgl. W. Kruse, der konzediert, daß es innerhalb der Arbeiterschaft, vor allem „nach dem 4. August [...] unbestreitbar Formen nationalistischer Kriegsbegeisterung“ gegeben habe. Allerdings hätten sie „nicht nur enge quantitative und qualitative Grenzen“ gehabt, „sie basierten auch in hohem Maße auf der positiven Stellung zum Krieg, die die führenden Gremien der SPD und viele ihrer Presseorgane bezogen“. W. Kruse, Krieg und nationale Integration, S. 57. Vgl. auch S. 91 ff. („Das ‚Augusterlebnis`“).

[87] Vgl. G. Mai, Das Ende des Kaiserreichs. Politik und Kriegführung im Ersten Weltkrieg, München 1987, S. 38 ff. Vgl. vor allem: D. Groh/P. Brandt, „Vaterlandslose Gesellen“. Sozialdemokratie und Nation 1860-1990, München 1992.

Feldpostbriefe oder gar, wie im folgenden Fall und seither immer wieder, die Zusammenfassung „tausender von Feldpostbriefen", boten dabei eine willkommene Gelegenheit, den Parteikurs zu legitimieren und den mittlerweile an der Front stehenden Genossen ‚von Kamerad zu Kamerad` zu verdeutlichen, warum ihr Einsatz sinnvoll war:

> *„In tausenden Feldpostbriefen, die ich in den drei Kriegsmonaten gelesen habe, Feldpostbriefen von Parteigenossen aller Richtungen und aller Berufe, habe ich nicht in einem einzigen, [...], die Anschauung vertreten gefunden, daß die Sozialdemokratie gegen die Kriegskredite hätte stimmen können, daß sie der Million Partei- und Gewerkschaftsgenossen, die hinausgezogen ist, uns zu verteidigen, ihre moralische Unterstützung hätte versagen können. [...], daß die Sozialdemokratie sich gegen diesen Verteidigungskrieg als solchen stellen, [...], daß sie die notwendigen Abwehrmaßnahmen der deutschen Kriegführung gegen barbarische Maßregeln feindlicher Heeresführer oder Staatsleiter angreifen oder tadeln könnte, das ist [...] nicht einem von unseren Tausenden Parteigenossen und Briefeschreibern im Waffenrock eingefallen, wie ja auch in der Partei eine solche Lehre nicht die mindeste Anhängerschaft fände!"*[88]

Der einmal eingeschlagene Weg der auf Integration abzielenden Vorleistungen der SPD fand in der Tat, wenngleich gewiß nicht in dem eben konstatierten Ausmaß, unter jenen zunächst Zustimmung, die ihm gutgläubig bis hinein in die Schützengräben gefolgt waren. Und noch bevor sich der dann so wirkmächtige, vorgeblich diametrale Gegensatz von Front und Heimat herauszukristallisieren begann, entwickelte sich innerhalb der SPD der zwischen den „Uebertheoretikern daheim" und den Genossen, die ‚Opfer brachten`. „Daß wir hier draußen an der Front", wie es in einem Anfang 1916 publizierten Feldpostbrief heißt,

> *„welche die Sprache der Zeit noch deutlicher hören als jene, welche hinter uns daheim stehen, uns mit unserem Denken von den Uebertheoretikern daheim etwas unterscheiden, ist Ihnen sicher nicht fremd, auf keinen Fall werden wir in den Verdacht eines Ueberpatriotismus kommen, wir müßten diesen ja in erster Linie mit unserem Blute bezahlen. [...] Wenn man für etwas Opfer bringt, wird es einem erst wertvoll, und so fassen wir auch den Begriff Vaterland ohne Zweifel jetzt ganz anders auf wie früher. Daraus ergibt sich aber auch, daß wir das allergrößte Interesse haben, daß das Vaterland unser Vaterland*

[88] BA Potsdam, 61 Re 1, Nr. 7599, Norddeutsche Allgemeine Zeitung v. 26.11.1914, Bl.178. Der Bericht ist zuerst erschienen in der sozialdemokratischen, die Politik der Führung und Parteimehrheit massiv unterstützenden „Chemnitzer Volksstimme". Die „Norddeutsche Allgemeine" druckte ihn mit dem Vorsatz nach: „Ein Geständnis von Wert, von dem man gern Vermerk nehmen wird, findet sich in einem Artikel ‚Feldpostbriefe und Partei` der ‚Chemnitzer Volksstimme`." Ebd.

> *wird. Auf keinen Fall wird aber dies sein, wenn sich die Arbeiterklasse zu einer solchen Politik verführen oder irreleiten ließe, wie jene Liebknecht und Genossen betreiben.“*[89]

Das war keine bloße Rhetorik. Mitunter bekam der eine oder andere Genosse aber auch gleichsam Theorie und Praxis durcheinander und die Identifikation mit dem Vaterland, das werden soll (s.o.), wurde umstandslos auf das nach wie vor gegenwärtige ausgedehnt. Wenn sich dies in der Diktion des Briefes bis hin zu einer durch die ‚Ideen von 1914` vorgegebenen Semantik nationaler Arroganz steigerte, noch bereichert durch eine proletarische Pointe, dann war derlei auch für bürgerliche Zeitungen abdruckbar. In einem am 7. April 1915 veröffentlichten Feldpostbrief eines „schlichten Arbeiters“ findet sich folgende Passage:

> *„[...] lieber möchte ich es nicht erleben, als daß wir von französischem Kulturleben und auch proletarisch vereinigt würden. Denn wer die Tage von [es folgt eine Reihe von Schlachtennamen / B. U.] erlebt und gesehen hat, weiß, was die Franzosen und Engländer gegen Deutschland für barbarische und traurig hinterlistige Feinde sind, mit denen ich mich als kultivierter deutscher Arbeiter nie vereinigen möchte, wie dies schon jahrzehnte lang Bestrebungen des internationalen Proletarismus waren denn hier zeigt es sich am deutlichsten, was diese englischen und französischen Soldaten, die ja auch meistens Arbeiter sind, gegen die Deutschen für eine Gesinnung haben.“*[90]

Auch in der sozialdemokratischen Presse - die an der Front gelesen wurde und daher sicherlich auf die parteipolitischen Inhalte der Feldpostbriefe einwirkte - wurde das Hohelied deutscher Kulturüberlegenheit gesungen. Dabei erwies es sich, daß imperialistische Annexionsgelüste und nationale Überhebung durchaus und problemlos mit einer Art sozialdemokratischem Sendungsbewußtsein Hand in Hand gehen konnten.[91]

Der Konflikt um die Politik des 4. August schuf vor allem aber einen Kontext, der es erlaubte, die nach wie vor vorhandene und durch die ersten Fronteinsätze nur noch verschärfte Kriegsgegnerschaft eingezogener Sozialdemokraten in den publizierten Feldpostbriefen zum Ausdruck zu bringen. Namentlich unter den in Partei oder Gewerkschaft organisierten Soldaten,[92] übernahm dabei die Absicht,

---

[89] Die Glocke, 2 (1916), H.3, „Glosse. Eine Stimme aus dem Felde“, S. 112-114, S. 112.

[90] „Eines Bruders Mahnung. Ein Feldpostbrief“, in: Schwäbischer Merkur, Nr. 172 v. 7.4.1915, Vorabendblatt.

[91] Vgl. W. Kruse, Krieg und nationale Integration, S. 124 ff.

[92] Zu erinnern ist an das durchaus ambivalente Bekenntnis zu Kriegsgefahr und Krieg in der deutschen Jugendbewegung, das z.B. in einem Telegramm der „Deutschen Akademischen Freischar“ an den Kaiser kurz vor Kriegsbeginn deutlich wird. Nach einem Appell an den „Friedenskaiser“, alles zu tun, um den Krieg zu verhindern, wird das Gelöbnis abgelegt, bei erkanntem „Notwehrcharakter des Krieges“ natürlich „bis zum letzten Mann für die Verteidigung des Vaterlandes zur Verfügung“ zu stehen. Vgl. G. Fiedler, Jugend im Krieg. Bürgerliche Jugendbewegung, Erster Weltkrieg und sozialer Wandel 1914-1923 (Edition Archiv der deutschen Jugendbewegung, Bd.6), Köln 1989, S. 35 ff., S. 36. Die prinzipielle Kriegsgegnerschaft bzw. die Bereitschaft, den Krieg nur als ‚Notwehr` anzuerkennen, verband sich allerdings nicht implizit mit genauen Vorstellungen über eine durch den Krieg herbeigeführte Reform.

das eigene Land vor den erlebten und gesehenen Kriegsgreueln zu schützen, eine die Schilderung der Schrecken und das eigene Bekenntnis gegen den Krieg relativierende, freilich sie auch erst ermöglichende Funktion. Dies gilt es auch dann zu bedenken, wenn schließlich in der Presse dieser Kontext bisweilen verkürzt oder doch nur noch auf das Kriterium der Landesverteidigung eingeengt wiedergegeben wird.

Am 28. September 1914 veröffentlichte die „Dresdner Volkszeitung" einen Bericht über die Abbildungen des Krieges in Feldpostbriefen von Genossen an der Front. Der redaktionellen Vorbemerkung war zu entnehmen, daß in den Briefen

> *„Züge eines tiefen sittlichen Ernstes, der die einsichtsvoll erkannte Notwendigkeit der eisernen Pflicht mit edler Menschlichkeit zu paaren weiß. Es sind selbstverständlich nicht die Briefe der Sozialdemokraten allein, die solche Vorzüge verraten, wohl aber kann man sagen, daß gerade diese Briefe in ihrer Massenwirkung ein erfreuliches Zeugnis ablegen von der unermüdlichen Erziehungsarbeit, die die arbeitende Klasse Deutschlands in den letzten vierzig Jahren an sich selbst geleistet hat."*

Der eigentliche Text endete mit der bis dahin schon vielfach so oder so ähnlich zitierten Passage aus dem Brief eines sozialdemokratischen Soldaten:

> *„Es gibt kein größeres Unglück als einen Krieg. Das größte Unglück aber ist dem Lande beschieden, in dem der Krieg ausgefochten wird. Bleibe keiner zurück, um von unserem Vaterlande dieses Unglück abzuwehren."*[93]

Es fehlte freilich jener vorangehende Briefabschnitt, der wenig später in der nicht so auflagenstarken „Bergarbeiter-Zeitung" abgedruckt wurde:

> *„Mein Urteil über den Krieg selbst ist das Gleiche geblieben, es ist ein Morden und Schlachten, und es ist für mich heute noch unbegreiflich, daß sich die Menschheit im zwanzigsten Jahrhundert in eine solche Schlachterei begeben konnte. Wie es Berta von Suttner und der Lehrer Lamszus in ihren Schriften ‚Die Waffen nieder` und ‚Das Menschenschlachthaus` schildern, genau so ist der gegenwärtige Krieg. Ein großes Jammertal wird die Welt nach diesem Kriege sein."*[94]

Und statt der Erwartung, den Ruch des ‚vaterlandslosen Gesellen` loszuwerden, stand innerhalb der Jugendbewegung die Hoffnung im Vordergrund, als Soldaten an Erwachsenen-Status und damit an Unabhängigkeit von Elternhaus und (Hoch-)Schule zu gewinnen. Vgl. G. Fiedler, S. 40f.

[93] Dresdner Volkszeitung v. 28.9.1914, „Feldpostbriefe", S. 2. Die zitierte Briefpassage wird dann im Zusammenhang mit der Pflicht zur Verteidigung herausgestellt.

[94] BA Potsdam, Sachthematische Sammlung 92, Nr. 271, Bl.295, Bergarbeiter-Zeitung v. 10.10.1914, „Kriegsbrief eines sozialistischen Arbeiters". In der Bergarbeiter-Zeitung wird der Brief benutzt, um die „wahnsinnigen Verleumdungen der deutschfeindlichen Auslandspresse" zu widerlegen. Im Brief steht nämlich vor allem das ‚edle` und ‚ritterliche` Verhalten deutscher Soldaten gegenüber der französischen und belgischen Zivilbevölkerung im Mittelpunkt. So konnte ein und derselbe Brief für wechselnde Motivationszusammenhänge genutzt werden.

Insgesamt kann die Bedeutung des im eben geschilderten Beispiel auseinandergerissenen Kontextes, dessen zwei Teile je für sich genommen der Mehrheits- oder Minderheitsrichtung zuzuordnen wären, nicht hoch genug veranschlagt werden. Durch ihn entpuppte sich die Friedensliebe sozialdemokratischer Soldaten als die existentiell erlebte, emotionell aufgeladene Pflicht zur Landesverteidigung. In dieser Verquickung subjektiver Gefühle und Einstellungen mit scheinbar objektiv vorgegebenen Notwendigkeiten zeigte sich zugleich aber auch, ob es zumindest kurzfristig gelang, jene unter die Fahnen des kriegsführenden Staates zu versammeln, die sich einem Kampf um bestimmte nationale, annexionistische Interessen mutmaßlich versagt hätten. Die erklärtermaßen starke und primär auch emotionell wirkende Überzeugung, bei einem Verteidigungskrieg mitzutun, ermöglichte es „feldgrauen Genossen", der innerhalb der Arbeiterbewegung tradierten und verinnerlichten Ablehnung des imperialistischen Krieges treu zu bleiben,[95] seine Schrecken zu schildern, sich in den Briefen individuell zur eigenen Angst zu bekennen und der letztlich daraus resultierenden Kampfmotivation, quasi Krieg gegen den Krieg (im eigenen Land) zu führen, breitesten und, wie sich zeigen sollte, leicht für Politik und Propaganda der ‚Mehrheit` und für die des Staates instrumentalisierbaren Raum zu geben.[96]

Vor diesem Hintergrund behält die zeitgenössische Analyse eines deutschen Gelehrten, der sich durch den Intellektuellen-Krieg seiner Kollegen nicht irre machen ließ, weiterhin ihre Gültigkeit. Der moderne Staat, so der Soziologe Emil Lederer (1915), hätte es zuwege gebracht,

> *„alle geistigen Strömungen, von welchen auch die Kämpfenden erfüllt sind, in dem für ihn kritischsten Moment des Kriegsausbruchs zu Kriegsideologien zu machen, die subjektiv als Ideen erlebt werden".*[97]

Feldpostbriefe als subjektiv-private Dokumente der Mobilisierung wie der Loyalität gegenüber dem kriegführenden Staat konnten in diesem Wandlungsprozeß

[95] Vgl. W. Wette, Kriegstheorien deutscher Sozialisten. Marx, Engels, Lassalle, Bernstein, Kautsky, Luxemburg. Ein Beitrag zur Friedensforschung, Stuttgart u.a. 1971, S. 191 ff.

[96] Zu vergleichen ist diese integrative Haltung um erhoffter Reformen willen und für eine national-breitere Anerkennung allenfalls mit der der Juden im Deutschen Reich. Insbesondere der ‚Verteidigungskrieg` gegen das zaristische Regime - noch verstärkt durch die Absicht, die Juden im Osten vor Pogromgefahr zu retten und ihnen zugleich die Segnungen ‚deutschen Fortschritts und deutscher Kultur` zu bringen - spielten dabei eine ebenso große Rolle wie die verbreitete Sehnsucht danach, die innerdeutschen, „vorhandenen Emanzipationsdefizite zu überwinden und den Antisemitismus durch den im Felde bewiesenen Patriotismus zu widerlegen". C. Picht, Zwischen Vaterland und Volk. Das deutsche Judentum im Ersten Weltkrieg, in: W. Michalka (Hg.), Der Erste Weltkrieg, S. 736-755, S. 737. Vgl. ausführlich auch: W. T. Angress, Das deutsche Militär und die Juden im 1. Weltkrieg, in: MGM 1976, Nr. 19, S. 77-146.

[97] E. Lederer, Zur Soziologie des Weltkriegs, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, 1915, Nr. 39, S. 347-383, S. 380.

wie Transmissionsriemen wirken, die - um im Bild zu bleiben - umso reibungsfreier liefen, je mehr ihre Lager mit dem Öl individuell schattierter Emotionen versorgt werden konnten. Es dürfte vermutlich kaum einen, zumindest nicht in Blättern der ‚Mehrheitsrichtung` publizierten Feldpostbrief geben, in dem der prinzipielle Pazifismus seines Autors nicht, jedenfalls ex post betrachtet, sein Engagement als Soldat zu konterkarieren drohte. Auch wenn im Zweifelsfalle Briefpassagen beim Abdruck einfach wegfielen,[98] etwa wenn das antikriegerische Bekenntnis zu pointiert und das zur Landesverteidigung zu farblos ausfiel oder sich in zu engem Konnex zur damit verknüpften Erwartung politischer Reformen bewegte, so darf doch nicht übersehen werden, daß für die Verfasser in der Regel beides einander bedingte oder doch eng zusammen gehörte. Das konnte für den ganzen Krieg Geltung beanspruchen. Im Feldpostüberwachungsbericht der 5. Armee v. 12.7.1917 heißt es etwa:

> *„Die Friedenssehnsucht findet in jedem Brief lebhaften Ausdruck. Jedermann wünscht möglichst bald eine Beendigung des Krieges. Von einem Frieden um jeden Preis will aber der größte Teil der Briefschreiber nichts wissen. Leute, die sich als Sozialdemokraten offen bekennen, haben wiederholt geäußert, daß sie nicht umsonst die Opfer gebracht haben wollten, [...]“.*[99]

Auf Seiten der ‚Mehrheit` nutzte man schließlich die „gemütliche“, das heißt, Gefühle nicht scheuende Echtheit der Feldpost für eine Zeitung, die ab 15. Mai 1916 vierzehntägig und bis zum 15. November 1918 in einer Auflage von bis zu 50.000 Stück an Partei- und Gewerkschaftsmitglieder in Uniform unentgeltlich verschickt wurde: die „Sozialdemokratische Feldpost“. Gegründet unmittelbar nach der Entstehung der Spartakus-Gruppe (27.1.1916) und der Spaltung der SPD-Fraktion im Reichstag (26.3.1916), war die Zeitung Bestandteil einer neuerlichen Offensive der ‚Mehrheitspolitik` innerhalb der Partei. „Die Sozialdemokratische Feldpost“, so ein Werbetext, „ist das Organ all derer, die weder ihre sozialistischen Ideale vergaßen, noch die Partei in ihrer schwersten Krise oder das eigene Land in seiner bittersten Not im Stich lassen wollen!“[100]

In welcher Intensität der Streit mittlerweile - ein knappes Jahr vor dem ersten Parteitag der USPD (6.4.1917) - geführt wurde, verrät schon die Sprache der ersten Ausgaben. Sie wird, wenig überraschend, von ihrer kriegerischen Umwelt geprägt. Da ist von einem „Häuflein Minierer“ die Rede, die ihr „Sprengpulver angebracht und eine schwere Bresche“ in die Einheit der Arbeiterklasse geschlagen

[98] Zu vergleichbaren Auslassungen dürfte es auch in Zeitungen gekommen sein, deren Pressepolitik für die Positionen der ‚Minderheit` votierte. Zur Einschätzung der Tagespresse der SPD zwischen ‚Augustbegeisterung` und Parteikonflikt vgl. W. Kruse, Krieg und nationale Integration, S. 91ff. Vgl. zur zeitgenössischen Bewertung der SPD-Blätter im Parteistreit: Sozialdemokratische Feldpost, 1 (1916/17), Nr. 5 v. 15.7.1916, S. 6/7.

[99] MA Potsdam, Best.15.17, W-10/50734, Erfahrungen mit der Feldpostüberwachung 1918, Bl. 1-116, Bl. 13-15: Bericht v. 12.7.1917, Bl. 14.

[100] Abgedr. in der Ausg. 1 (1916/17), Nr. 9 v. 15.9.1916, S. 3.

„Unsere Stellungen in den Steinbrüchen von Berry-au-Bac". Aufnahme für das Generalkommando des X. Armeekorps

haben, oder als „elende Prinzipienreiter" die Pflicht zur „Vaterlandsverteidigung" immer wieder „gewaltsam durch Dialektik zu verdunkeln" suchen; da wird der Vorwurf der „Durchhaltepolitik" mit der apokalyptischen Vision einer „Selbstmordpolitik" pariert, während manchen „feldgrauen Genossen" angesichts des „übelriechenden Bombardements mit faulen Eiern" aus der Heimat ein „unwiderstehlicher Ekel" erfaßt. Und vor allem die in jeder Nummer in den Rubriken „Stimmen aus dem Felde" und „Feldgraue Stimmen, wie sie uns zu Tausenden erreichen" versammelten Feldpostbriefe gaben diesen Einschätzungen in der „frischen, aber rauhen Sprache des Feldes" ganz entschieden recht.[101]

Allerdings nahm mit der Zeit die Zahl von Briefen zu, in denen die Antikriegsstimmung unüberhörbar wurde und in denen sich vor allem Wut oder Enttäuschung über die grellen Mißstände in der Armee samt ihrer detaillierten Schilderung fanden. Das konnte selbst von der Redaktion der „Sozialdemokratischen Feldpost" nicht mehr ignoriert werden, obgleich sie aus unschwer zu erkennenden Gründen Feldpostbriefe solchen Inhalts bzw. Passagen aus ansonsten für den Parteistreit nutzbaren Briefen nicht publizierte oder es angesichts der

[101] In der Reihenfolge der Zitate in: Sozialdemokratische Feldpost, 1 (1916/17), Nr. 1 v. 15.5.1916, S. 3; Nr. 2 v. 1.6.1916, S. 1; ebd., S. 2; Nr. 3 v.15.6.1916, S. 4; Nr. 4 v. 1.7.1916, S. 3.

Vorzensur, unter der sie stand, wenigstens versuchte; die bis zum Kriegsende verfolgte Strategie des ‚Durchhaltens im Verteidigungskrieg` wäre dadurch gefährdet worden. „Die Briefe", so einer der hauptverantwortlichen Redakteure der Zeitung in einer Nachkriegsaussage, „wimmelten im übrigen von allergröbsten Schimpfereien über Mißstände, von Beschwerden, die vielleicht da und dort übertrieben sein konnten, die aber doch ein erschütterndes Bild von den Mißständen gaben."[102]

Die Lage gestaltete sich dadurch so drängend, daß eine Antwort gefunden werden mußte. In einem Artikel vom 15. Januar 1917 mit dem Titel „Vom Umlernen im Schützengraben", - ausgegeben als „offener Antwortbrief an" nur „einige Minderheitsgenossen an der Front" -, wird vor allem Bezug auf die immer wiederkehrende briefliche Aufforderung an die „Genossen Durchhalter" genommen, doch einmal „zu uns heraus in den Schützengraben" zu kommen, „da würden Sie auch bald anders denken".[103] In konsequenter Fortführung des von dem in der Sozialdemokratie so populären Ludwig Frank formulierten Mottos, das durch seinen kriegsfreiwilligen Tod in der Wirkung noch verstärkt wurde, ‚statt eines Generalstreiks nun den Krieg für das freie und allgemeine Wahlrecht zu führen`, führte der Autor aus:

> *„Ich kann nicht glauben, daß jene Genossen, die nur das Leiden des Feldzugsdaseins in die Arme der Minderheit getrieben hat, auch für die sozialistische Sache opfermutige und gerade Kämpfer sein werden. Ihre Moral ‚Komme nur in den Schützengraben und Du wirst anders denken` muß auch überall da lähmend auf sie wirken, wo der Sozialismus Opfer von ihnen verlangt. Sie würden wohl auch bei einem Streik umfallen, sobald ein gewisses Maß von Entbehrungen erreicht ist, und würden alsdann die Führer Verräter schimpfen, die zum Durchhalten mahnen, weil sie in dem Verlust des Streiks eine schwere Schädigung der Bewegung für alle Zukunft sehen."*[104]

[102] Der Dolchstoßprozeß in München, Oktober bis November 1925. Eine Ehrenrettung des deutschen Volkes. Zeugen- und Sachverständigen-Aussagen. Eine Sammlung von Dokumenten, München 1925, Aussage Erich Kuttner, S. 105. Im übrigen schiebt Kuttner die nicht erfolgte Veröffentlichung ganz und gar auf die Zensur: „Die meisten [der Briefautoren/B.U.] hatten keine Ahnung von der Kriegszensur und verlangten, daß das publiziert werde." Ebd.

[103] Beispiele für diese häufig zu findenden Aufforderungen und Appelle bringt auch W. Kruse, Krieg und nationale Integration, S. 184 ff. („Die wachsende Kriegsgegnerschaft der Soldaten"), etwa S. 185, Brief M. André. Es sollte allerdings nicht vergessen werden, daß dies ein verbreitetes Phänomen war. Es konnte ebenso wie auf die ‚Zeitungsschreiber`, die beschönigende Berichte über die Front schrieben (vgl. 1.2.), auf alle in der Heimat, namentlich aber auf die für Industrie und Landwirtschaft Reklamierten und die ‚Durchhalter` zutreffen.

[104] Sozialdemokratische Feldpost, 1 (1916/17), Nr. 17 v. 15.1.1917, S. 1/2, S. 2 (E. Kuttner, „Vom Umlernen im Schützengraben"). Der Vorwurf „Streikbrecher" zu sein, der in diesen Formulierungen deutlich wird und auf die Vertreter der ‚Minderheit` gemünzt ist, wurde gegen Ende des Krieges, nach dem Scheitern der März- und Sommeroffensiven 1918, zum beliebten Vorwurf zurückweichender Truppen gegenüber vormarschierenden Reserven. Vgl. F. Altrichter, Die seelischen Kräfte des deutschen Heeres im Frieden und im Weltkrieg, Berlin 1933, S. 169.

Es konnte dennoch nicht ausbleiben, daß die Praxis der „Sozialdemokratischen Feldpost“, radikale Feldpostbriefvoten immer nur für die ‚Mehrheitspositionen` zu nutzen, ihre Kritiker unter den Soldaten selbst fand. Waren diese Briefe überhaupt authentisch? Wurden sie ‚bestellt` oder gar die ‚Stimmen der Front` an heimatlichen Redaktionstischen entworfen? Als das Blatt am 15. Februar 1917 den erbosten Feldpostbrief eines Genossen und Kriegsfreiwilligen abdruckt, in dem den „Parteizersplitterern“ von Kautsky bis Luxemburg und ihrer Anhängerschaft „schimpflicher Verrat an der deutschen Arbeiterbewegung und an der Kultur“ vorgeworfen wird, sieht sich die Redaktion drei Ausgaben später genötigt, die Wogen unter der nun über Ton und Wortwahl des Briefes empörten Leserschaft zu glätten. In der Rubrik „Redaktions-Briefkasten“ wird der Anlaß zugleich genutzt, generell die Authentizität des inkriminierten wie die aller abgedruckten Briefe zum Parteistreit zu betonen:

> *„‚Verräter`. Der Artikel in Nr. 19 ist mehrfach auf seine Echtheit hin angezweifelt worden; mehrere Genossen fragen an, ob es sich nicht um eine fingierte Zuschrift handele. Demgegenüber stellen wir fest, daß der Artikel der Feder eines bekannten Nürnberger Parteigenossen entstammt und von A bis Z nur Tatsachen enthält. Den Zweiflern können wir verraten, daß überhaupt die hier abgedruckten Zustimmungsbriefe im Original bei uns aufgehoben werden und mit tausenden gleichgestimmter, aber aus Raummangel nicht veröffentlichter, bei uns eingesehen werden können.“*[105]

Aber die Entwertung des in Briefen vermeintlich immer so authentisch Mitgeteilten war nicht mehr aufzuhalten. In einem Artikel, der in der die ‚Mehrheit` unterstützenden „Glocke“ erschienen war, wurde die Mobilisierung feldgrauer Claqueure und ihrer Briefe innerhalb der Parteikrise daher auch gleich prinzipiell in Frage gestellt:

> *„Seit über zwei Jahren lesen wir nun in den Debatten über unseren Parteistreit die immer wiederkehrende Behauptung: Wir aus den Schützengräben hätten eine ganz bestimmte feste Ansicht über den Streit, [...]. Seit ebensolanger Zeit lesen wir sowohl in den Blättern der Mehrheit als auch in denen der Minderheit, [...], daß wir in den Schützengräben ganz ihrer Meinung seien. Feldpostbriefe sollen das hüben wie drüben beweisen und jedem Feldpostbriefe,*

[105] Sozialdemokratische Feldpost, 1 (1916/17), Nr. 22 v. 1.4.1917, „Redaktionsbriefkasten“, S. 6; der Artikel „Verräter“ in der Ausg. v. 15.2.1917, 1 (1916/17), Nr. 19, S. 3/4. Der Artikel beginnt damit, daß der Verfasser das Gerücht kolportiert, bei einer unlängst stattgefundenen Generalversammlung des sozialdemokratischen Verbandes in Berlin hätte ein Genosse, ohne Widerspruch zu finden, gerügt, daß der „Vorwärts“ nach dem kriegsfreiwilligen Tod des populären Ludwig Frank mit Trauerrand erschienen sei. - Die Aufforderung der „Sozialdemokratischen Feldpost“, die Authentizität der Briefe selbst zu überprüfen, war gewiß spektakulär, aber für die Genossen an der Front wohl kaum realisierbar. Selbst wer die Absicht hatte, dies zu tun, dürfte kaum auch nur einen der spärlich bemessenen Urlaubstage hierfür geopfert haben.

der die ‚Politik des 4. August` billigt, sollen angeblich drei andere entgegenstehen, die das Gegenteil beweisen. [...] Und prompt folgt dann jedesmal die Behauptung: Seht ihr's, die in den Schützengräben, die an der Front, die geben uns recht, [...]. Ich glaube, daß wir sehr überschätzt werden. Sehr sogar! Ich glaube nämlich nicht einmal an die ‚zahllosen` Feldpostbriefe, deren Verfasser sich so oder so über den Parteistreit auslassen. Ich glaube, daß trotz der Millionen, die im Felde stehen, die Zahl derer, die draußen an der Front sind und in Briefen ihre Meinung über den Streit [...] sagen, verflucht gering ist. [...] Nein, nein, an die vielen Feldpostbriefe kann ich nicht glauben.“[106]

1.1.2. Zensur veröffentlichter Feldpostbriefe

Ähnlich wie in der militärischen Überwachung der Feldpost von der Front aus in Richtung Deutschland (vgl. II.2.1.), herrschte auch in der heimatlichen Vor- und Nachzensur der Presse - und damit zugleich hinsichtlich der ihr zur Veröffentlichung übergebenen Feldpostbriefe - zunächst ein mehr oder weniger willkürliches und wenig effizientes Wirrwarr der Kompetenzen und ihrer Umsetzung vor.[107] Es resultierte zum einen aus der im Gesetz über den Belagerungszustand nach Kriegsbeginn vorgesehenen Übertragung der vollziehenden Gewalt auf die Militärbefehlshaber.[108] Die darin enthaltene, verfassungsmäßig vorgesehene Aufsicht über die Zensur und ihre Ausübung wurde für Berlin und Brandenburg vom Oberbefehlshaber in den Marken, in den Bundesstaaten von den Stellvertretenden Generalkommandos wahrgenommen oder bald an sie delegiert, wobei sie in der zensierenden Tätigkeit durch die Polizeibehörden unterstützt oder auch ganz entlastet wurden.[109] Die hier eingerichteten Presseabteilungen

[106] F. René, Wir aus den Schützengräben, in: Die Glocke, 2 (1916), H. 36, S. 345-351, S. 345/346/347. René findet die Anhaltspunkte für seine Behauptung darin, daß er monatelang an der Front, in der Etappe und in Lazaretten für schreibungeübte Parteigenossen Briefe nach Hause verfaßt oder gelesen hat; so gut wie nie hätte der Parteistreit dabei eine Rolle gespielt. In den Diskussionen unter organisierten Sozialdemokraten und Sympathisanten der Partei dagegen komme „meist immer nur die Unzufriedenheit darüber zum Ausdruck, daß die Partei nicht stark genug war, den Krieg zu verhindern und nun nicht Einfluß genug hat, ihn abzukürzen.“ Auch dort, „wo feste auf die ‚Durchhalter` geschimpft wurde, wo man drastisch meinte, der ‚ganze Kram` wäre gar nicht gekommen, wenn die Partei am 4. August anders gestimmt hätte, - selbst da hieß es meist am Schlusse: Aber was soll man machen? [...] immer noch besser, die Fraktion hat so gestimmt als das [sic!] wir heute die Feinde im Lande hätten.“ Ebd., S. 347.

[107] Vgl. H. Thimme, Weltkrieg ohne Waffen, Stuttgart 1932, S. 8 f., S. 9.

[108] Vgl. K. Koszyk, Deutsche Pressepolitik im Ersten Weltkrieg, Düsseldorf 1968, S. 20ff. („Zur Rechtslage“). Zur Quellenbelegung vgl.: W. Deist (Bearb.), Militär und Innenpolitik im Weltkrieg 1914-1918. Quellen zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Reihe 2: Militär und Politik, Bd.1, S. 98 ff., S. 287 ff., S. 803 ff.; H.-D. Fischer (Hg.), Pressekonzentration und Zensurpraxis im Ersten Weltkrieg. Texte und Quellen, Berlin 1973.

[109] Ausnahmen waren Bayern bzw. Elsaß-Lothringen, für die Sonderregelungen bzw. „Reichsgesetze“ galten, die in der Auswirkung freilich ähnlich oder im Falle Elsaß-Lothringens strikter waren. Vgl. K. Koszyk, Deutsche Pressepolitik im Ersten Weltkrieg, S. 20. (Vgl. II.2.1.).

waren sowohl für die propagandistische Nutzung und Lenkung der Presse als auch für ihre zensierende Überwachung zuständig, darauf allerdings „personell wie sachlich unvorbereitet". Ihre Tätigkeit blieb lange Zeit, bisweilen den ganzen Krieg über, unkoordiniert und oft von bundestaatlichen, innerbehördlichen oder anderen internen Gegensätzen geprägt.[110] Der Unübersichtlichkeit dieser Lage und der Unklarheit der daraus resultierenden Weisungen entsprach die mögliche Vielfalt der Entwicklungen.

In einem Erfahrungsbericht des XIII. Stellv. Gen. Kdos. (Stuttgart) über die Pressezensur, namentlich die von Feldpostbriefen, wird etwa festgestellt, daß der württembergische „Staatsanzeiger", ein halbamtliches Tageblatt, immer wieder Berichte brachte, in denen ansonsten, gerade auch für Feldpostbriefe geltende Zensurvorschriften wie die Streichung aller Angaben über Truppenbezeichnungen, -Aufstellungen und -Verschiebungen grob verletzt wurden. Zwar handelte es sich bei den inkriminierten Artikeln um Schilderungen eines württembergisch-königlichen Frontbesuches im Februar 1916 - und es war mutmaßlich der sich daraus ergebende Charakter einer ‚Hofberichterstattung`, aus dem der „Staatsanzeiger" das Recht ableitete, sich dem zensierenden Zugriff zu entziehen -; aber die Presseabteilung des Stellv. Gen. Kdos. blieb überzeugt davon, daß dieser Vorgang den Eindruck erwecken mußte,

> *„als ob die Befehlsgewalt des stellv. kommandierenden Generals in diesen Fällen ausgeschaltet sei und dass dem ‚Staatsanzeiger` in Bezug auf Veröffentlichungen über militärische Angelegenheiten weitergehende Befugnisse eingeräumt seien, als anderen Blättern, denen der Abdruck von Berichten, an deren Veröffentlichung ihnen viel gelegen war, aus militärischen Gründen verboten werden musste. [...] Strafen, die gegen die eine oder andere Zeitung wegen eines viel geringfügigeren Verstosses gegen die Zensurbestimmungen zu verhängen waren, wurden dadurch in ein eigentümliches Licht gerückt."*[111]

Ähnlich juristisch zwielichtige Beleuchtungsverhältnisse, durch die das zensierende Einschreiten behindert oder gelähmt werden konnte, herrschten auch immer dann, wenn Feldpostbriefschreiber sich in ihren zur Publikation vorgesehenen Briefen „auf die in solchen Berichten des ‚Staatsanzeigers` vorliegenden Enthüllungen"

[110] W. Vogel, Die Organisation der amtlichen Presse- und Propagandapolitik des Deutschen Reiches von den Anfängen unter Bismarck bis zum Beginn des Jahres 1933, Berlin 1941 (Sonderheft der Monatsschrift für internationale Zeitungsforschung „Zeitungswissenschaft", 16 (1941), H.8/9, S. 26 ff., S. 26. Koszyk weist darauf hin, daß primär der zu zensierende militärische Bereich immer wieder im Konflikt mit der Reichsleitung und dem sie drängenden Reichstag in seinen Zuständigkeiten neu austariert werden mußte. K. Koszyk, Deutsche Pressepolitik im Ersten Weltkrieg, S. 69. Zur Pressepolitik Vgl. auch: K. Koszyk, Pressepolitik und Propaganda im Ersten Weltkrieg, in: Francia, 3 (1975), S. 465-475.

[111] HStA/MA Stuttgart, M 77/2, Denkschriften Stellv. Gen. Kdo. XIII. AK, Bd.14, Abt. IId: Denkschrift über die Erfahrungen bei der Mobilmachung im Jahre 1914 und während des Krieges betr. Vorbereitung der Mobilmachung, Vorbereitung usw., März 1918, Bl.51.

stützten und also bereits Veröffentlichtes mit den eigenen Frontberichten vermengten.[112]

Zum anderen lagen die Ursachen für eine zunächst wenig effiziente Zensur im allgemeinen und für die von Feldpostbriefen im besonderen auch darin begründet, dass

> *„für die Zensur solcher Mitteilungen aus dem Felde so gut wie keine Richtlinien bestanden und die Entscheidung darüber, was der Öffentlichkeit übergeben werden konnte, lediglich dem militärisch-kritischen Gefühl des Prüfenden überlassen blieb.“*[113]

In der Tat war die im ersten „Merkblatt für die Presse“ (31.7.1914), das auf eine Bekanntmachung des Reichskanzlers zurückging, unter Punkt 26 aufgeführte Zensurbestimmung zur Briefveröffentlichung zwar schon ein erster Hinweis auf die durchaus erwartete Flut privater Mitteilungen aus dem Krieg, doch ließ sie jede nähere Ausführung darüber vermissen, was dabei als abdruck- oder streichwürdig empfunden wurde. Einem Verbot unterlag die

> *„Veröffentlichung von Briefen von Angehörigen des Heeres oder der Marine ohne Einverständnis der in der Heimat verbliebenen Militärbehörden.“*[114]

Die Vagheit dieser frühen Bestimmung wurde in ihrer für die militärischen Zensoren und ihre Kollegen von der Polizei spürbaren praktischen Auswirkungen noch durch die große Menge des zu überprüfenden Feldpostbriefmaterials verstärkt. In den ersten Monaten des Krieges waren allein im Bereich des XIII. Stellv. Gen. Kdos. täglich zwischen dreißig und vierzig, mithin monatlich über 1000 teils sehr umfängliche Briefe und Berichte zu überprüfen, die eben veröffentlicht worden waren oder zur Publikation anstanden.[115]

---

[112] Ebd., Bl.52. Vergleichbare Komplikationen innerhalb einer angestrebten einheitlichen Zensur gab es auch, als die vom Königlich Württembergischen KM initiierten „Berichte über schwäbische Heldentaten“ alle „für die Zensur der Feldpostbriefe bestehenden Richtlinien längere Zeit nicht inne hielten und dass insbesondere Angaben über Regiment, Zeit und Ort gemacht wurden, deren gleichzeitige Nennung grundsätzlich sowohl in den amtlichen Verlustlisten, als auch in Todesanzeigen durch den stellv. Generalstab der Armee untersagt worden ist.“ Ebd., Bl.50.

[113] Ebd., Bl.48. „Bei der Prüfung gewann die Abteilung, namentlich in der ersten Zeit, oft den Eindruck, dass von der Front viel zu viel in die Heimat über militärische Angelegenheiten berichtet wurde, deren strengste Geheimhaltung unbedingt geboten war. Es dauerte verhältnismäßig lange, bis diesem Misstand durch die Kommandobehörden im Feld entgegengewirkt wurde.“ Ebd. Nämlich durch den Erlaß v. 29.4.1916, mit dem die militärische Zensur der Briefe koordiniert wurde. (Vgl. II.2.2.).

[114] K. Koszyk, Deutsche Pressepolitik im Ersten Weltkrieg, S. 23. Freilich wurden in der Folge dann immer wieder Ausführungsbestimmungen zu den Merkblättern erlassen.

[115] HStA/MA Stuttgart, M 77/2, Denkschriften Stellv. Gen. Kdo. XIII. AK,..., Bl.48. Die Angaben aus dem XIII. Stellv. Gen. Kdo ermöglichen eine gewiss nur oberflächliche und nicht voll gültige Ermittlung der Durchschnittsmenge der etwa zwischen Mitte August und Mitte November 1914 (allmählicher Beginn des Stellungskrieges im Westen) zur Veröffentlichung eingereichten Briefe. Wenn die tägliche Durchschnittsmenge relativ niedrig mit 25 eingegangenen Briefen für den Bereich eines Stellv. Gen. Kdos. angesetzt würde, ergäbe dies für die Dauer von drei Monaten und 24 Stellv. Gen. Kdos. insgesamt die Zahl von 54.000 Feldpostbriefen, die auf Wunsch der Verfasser oder ihrer Angehörigen publiziert

Dabei handelte es sich oft, wie angedeutet, noch nicht einmal in allen Fällen um eine Vorzensur, sondern um die von Anfang an mehr oder weniger sorgfältig ausgeübte Nachzensur.[116] Sämtliche der Presseaufsicht unterliegenden Zeitungen und Verlage hatten unmittelbar nach der Publikation ein Exemplar an die Polizei- oder Militärbehörde des Druck- oder Erscheinungsortes abzugeben. Durchaus uneinheitlich, aber im Februar 1915 per Erlaß des preußischen Innenministers nochmals präzisiert, wurde die Vorzensur für alle militärische Bereiche und Belange berührenden Texte verlangt. Dazu gehörten ausdrücklich und gar ohne, daß es einer besonderen Anordnung bedurfte, jegliche „militärischen Nachrichten und Aufsätze, einschließlich zur Veröffentlichung vorgesehene Feldpostbriefe."[117]

Bereits die besondere Erwähnung der Feldpostbriefe in diesem Zusammenhang deutet schon an, daß ihre präventive Zensur bis dahin offenbar zeitweilig nicht überall, zu lasch oder lediglich eingeengt auf mögliche, dem Feind nutzende Informationen (Regimentsnummern, Feldpostadressen, Verluste, Truppenverlegungen etc.) durchgeführt wurde. Eine Entwicklung, die sich gewiß der großen Menge eingereichter Feldpostbriefe in der Anfangsphase und der Unterbesetzung der Zensurstellen verdankte. Sicherlich spielten auch die geschilderten Rezeptionskontexte eine Rolle, die es etwa den sozialdemokratischen Zeitungen schon früh erlaubten, im zugestandenen Rahmen die Schrecken des Krieges feldpostbrieflich abzubilden.[118] (Vgl.1.1.1.)

---

werden sollten. Nicht berücksichtigt ist dabei die unterschiedliche Größe der Stellv. Gen. Kdos. und die Zahl der in ihrem Einzugsbereich jeweils erscheinenden Zeitungen. Doch vermittelt die Schätzung eine ungefähre Ahnung.

[116] Für die Situation Mitte 1915 heißt es in einem Bericht des XIII. Stellv. Gen. Kdo. über die Zensur der Presse am 1.7.1915: „Zur Nachkontrolle werden täglich 164 Tageszeitungen vorgelegt, während die Zahl der regelmäßig vor Veröffentlichung zu prüfenden periodisch erscheinenden, teilweise illustrierten Zeitungen 26 beträgt." W. Deist (Bearb), Militär und Innenpolitik im Weltkrieg 1914-1918, S. 98-101, Nr. 51 (Bericht XIII. Stellv. Gen. Kdo. v. 1.7.1915), S. 99. Hinsichtlich der unterschiedlich gehandhabten Zensur vgl. auch Nr. 43 u. Nr. 49; hier wird die Lage im VII. (Münster) und VIII. (Koblenz) Stellv. Gen. Kdo. geschildert.

[117] K. Koszyk, Deutsche Pressepolitik im Ersten Weltkrieg, S. 72. Zensierte und zur Veröffentlichung freigegebene Artikel waren im Abdruck mit dem Kürzel G. K. oder G. K. G. (Genehmigt Generalkommando) zu versehen. Wegzensiertes durfte gemeinhin nicht durch schwarze Zensurbalken gekennzeichnet werden. Zu weiteren Instrumentarien der Prüfpraxis, vgl. Koszyk, S. 72ff.

[118] Vgl. W. Kruse, Krieg und nationale Integration, S. 185-187. Hier werden einige Beispiele für erstaunlich antikriegerische Feldpostbriefpassagen aus der SPD- oder SPD-nahen-Presse belegt. Allerdings hat diese relative, kontextabhängige Freizügigkeit nicht verhindert, daß immer dann, wenn es politisch opportun schien, Feldpostbriefabdrucke auch benutzt wurden, um das Erscheinen von Zeitungen zeitweilig zu verbieten oder eine verschärfte Vorzensur und die daraus resultierenden Produktionsschwierigkeiten anzudrohen. Kruse weist auf das dreitägige Verbot des „Vorwärts" ab 21.9.1914 hin, weil ein von der Zensur beanstandeter Feldpostbrief, in dem der Tod einiger Soldaten beschrieben wird, „versehentlich" zum Abdruck gekommen war. W. Kruse, Krieg und nationale Integration, S. 145/146 u. S. 277/Anm. 364. Vgl. auch: K. Koszyk, Zwischen Kaiserreich und Diktatur. Die sozialdemokratische Presse 1914 bis 1933, Heidelberg 1958, S. 98 ff.

Insgesamt aber bot vor allem die allgemein hohe, durch die Presse und nicht zuletzt durch den Abdruck patriotischer Feldpostbriefe noch forcierte Erwartungshaltung gegenüber den schreibenden Soldaten, ihren Briefen und der darin dokumentierten Wahrnehmung des Krieges eine gewisse Gewähr dafür, daß ‚vaterlandslose`, von den bald spürbaren sozialen Mißständen berichtende oder sogar prinzipiell antikriegerische Stimmen kaum den Weg in die Zeitungen fanden und ihn zumeist wohl auch gar nicht erst gesucht haben. (Vgl. auch III. 2.1. u. II.1.2.)

Jene aber, die sich gedruckt sehen wollten, lösten mit der Masse ihrer zur Veröffentlichung eingeschickten brieflichen Elaborate mitunter kuriose Verwicklungen aus. So wird aus den ersten Monaten des Krieges von der Presseabteilung des XIII. Stellv. Gen. Kdos. berichtet, daß sie

> *„von Schriftleitungen, die aus ihrem Leserkreis mit dem Verlangen um Veröffentlichung von Briefen oft bedrängt wurden, mehrmals um Nichtgenehmigung wertloser Mitteilungen geradezu gebeten“* wurde.[119]

Diese vorderhand idyllischen Verhältnisse, in denen Zensoren und Zensierte gleichsam eine kriegsbefördernde Synthese eingingen, hielten freilich nicht lange an. Nachdem der Major im Preußischen Kriegsministerium Ernst van den Bergh am 28. Juli 1915 in einer Denkschrift der von der OHL und dem Preußischen Kriegsministerium erwünschten, von ihnen abhängigen „Kriegspressezentrale“ den administrativen Feinschliff gegeben hatte, wurde durch eine Verfügung vom 15. Oktober das Kriegspresseamt installiert. Ihm wurde die im Februar des Jahres bereits gegründete Oberzensurstelle zugeordnet.[120]

Die Zentralisierung der aktiven Inlandspropaganda und die der Zensur war damit ein großes Stück vorangekommen. Sie fand in der vertraulich zu behandelnden ersten Veröffentlichung des Kriegspresseamtes Ende 1915 ihren spürbaren Niederschlag: einer Zusammenstellung der Zensurbestimmungen, die bis

[119] HStA/MA Stuttgart, M 77/2, Denkschriften Stellv. Gen. Kdo. XIII. AK, Bd.14, Abt. IId: Denkschrift über die Erfahrungen bei der Mobilmachung im Jahre 1914 ..., Bl.49.

[120] Vgl. W. Vogel, Die Organisation der amtlichen Presse- und Propagandapolitik des Deutschen Reiches, S. 28. Das Kriegspresseamt war „die Pressestelle der Obersten Heeresleitung in der Heimat und erhielt seine Weisungen durch den Chef der Abteilung IIIb (Nachrichtendienst Oberstleutnant Nicolai), bei dem eine besondere Sektion für Presseangelegenheiten und für das Kriegspresseamt geschaffen wurde. Die Aufgaben des Amtes bestanden darin, die Volksstimmung durch militärische Berichterstattung und Propaganda im Inland und im verbündeten Ausland zu beeinflussen, den Pressedienst aus der deutschen und ausländischen Presse für die Oberste Heeresleitung wahrzunehmen, Behörden und Zeitungen Auskünfte zu erteilen, die Zensur und Presseaufsicht [...] einheitlich zu handhaben und das Zusammenarbeiten der Obersten Heeresleitung mit den Heimatbehörden und der Presse sicherzustellen.“ Ebd., S. 29. Vgl. auch: K. Koszyk, Deutsche Pressepolitik im Ersten Weltkrieg, S. 68 f. Der Gründung des Kriegspresseamtes ging eine Kabinettorder v. 4.8.1915 voraus. - Zu Leben und Wirken des Majors, später Obersts van den Bergh vgl.: W. Wette (Hg.), Aus den Geburtsstunden der Weimarer Republik. Das Tagebuch des Obersten Ernst van den Bergh, Quellen zur Militärgeschichte, hg. v. Militärgeschichtlichen Forschungsamt durch G. Roth/W. Deist, Serie A, Bd.1, Düsseldorf 1991, S. 9 ff.

zum März 1917 mehrere, jeweils revidierte Neuauflagen erlebte. Zu diesen national verbindlichen Regelungen kamen spezielle Zensurbücher der Stellv. Gen. Kdos., in denen die für den jeweiligen Kommandobereich geltenden Zusatzbestimmungen ausgeführt wurden.[121]

Damit waren nun auch bessere Voraussetzungen für eine einheitliche Prüfung der zur Publikation anstehenden Feldpostbriefe gegeben. Die sie betreffenden Zensurbestimmungen wurden in regelmäßigen Pressekonferenzen aktuellen Entwicklungen angepaßt oder neu und zumeist schärfer ausgelegt. Nachdem etwa das Zentrumsblatt „Kölnische Volkszeitung“ eine Unterschriftenaktion für einen „Siegfrieden“ auch unter Soldaten begonnen und durchgeführt hatte, kam es als Reaktion nicht allein zu einer heftigen Polemik der „Rheinischen Zeitung“ in ihrer Ausgabe vom 4. Juni 1917 („Politisierung der Armee“);[122] kurz darauf initiierte die sozialdemokratische „Münchener Post“ nun ihrerseits einen Aufruf, in dem zu Unterschriften für einen „sofortigen Frieden“ ohne Annexionen aufgefordert wurde (Juni 1917). Der besonders umfangreiche Eingang von Feldpostbriefen, der hierbei zu verzeichnen war - manche Briefe „enthielten oft Bogen mit 200 Unterschriften“, mit denen für einen „Scheidemannfrieden“ votiert wurde[123] - und ihr drohender und beantragter Abdruck rief die Oberzensurstelle auf den Plan. In einer Pressekonferenz hieß es dazu grundsätzlich:

> *„Da es Heeresangehörigen verboten ist, sich irgendwie öffentlich mit Politik zu befassen, ist es auch aus militärischen Gründen nicht angängig, in Zeitungen, Broschüren oder Flugblättern sich an Heeresangehörige zu wenden, um diese zur Stellungnahme zu irgend welchen politischen Fragen aufzufordern. Ebenso ist die Veröffentlichung von Feldpostbriefen solchen Inhalts verboten“.*[124]

---

[121] Vgl. K. Koszyk, Deutsche Pressepolitik im Ersten Weltkrieg, S. 69.

[122] Vgl. W. Deist (Bearb.), Militär und Innenpolitik im Weltkrieg 1914-1918, S. 778, Anm. 5.

[123] KA München, MKr 2332, Aktennotiz Pressereferat Bay. KM Pressereferent v. Sonnenburg v. 15.6.1917/nebst Briefauszügen „Münchener Post“. In einem der Briefe heißt es u.a.: „Wir bedauern nur, daß die M. Post nicht eine so große Masse von Zetteln unter die Frontsoldaten bringen kann, daß eine Befragung aller möglich wäre. Wir kennen in unserem Bataillon keinen Soldaten, der nicht zustimmen würde. Wir wünschen recht lebhaft, daß die weitesten Kreise von der Stimmung der Soldaten an der Front unterrichtet werden, [...] Die Sehnsucht nach dem Frieden hat alle erfaßt ohne Unterschied der Berufsstellung. Nur Berufsmilitärs können sich für einen sog. ‚Hindenburgfrieden` begeistern.“ - Am 19.4.1917, unmittelbar nach der Spaltung der SPD, hatte die MSPD die Forderung nach einem „Frieden ohne Kontributionen und Annexionen“ erhoben. Er wurde - im Gegensatz zum auf Sieg und Gebietserweiterung setzenden „Hindenburgfrieden“ - nach einem der Wortführer „Scheidemannfrieden“ genannt.

[124] K. Mühsam, Wie wir belogen wurden. Die amtliche Irreführung des deutschen Volkes, München 1918, S. 151. Mühsam zitiert aus einer Pressekonferenz v. 9.6.1917. Der Text der von Mühsam zitierten Anordnung entspricht sinngemäß einem Telegramm, das die Oberzensurstelle aufgrund der Querelen zwischen „Kölnischer Zeitung“ und „Rheinischer Zeitung“ bereits am 7.6.1917 an alle Zensurinstanzen drahtete. Es wurde Bestandteil eines Schreibens des Preußischen KM an alle Militärbefehlshaber v. 7.7.1917. Auch hier wurde hervorgehoben, „daß die Veröffentlichung von Feldpostbriefen politischen Inhalts [...] verboten ist“. W. Deist (Bearb.), Militär und Innenpolitik im Weltkrieg 1914-1918, S. 778-779, Nr. 312 (Schreiben Preuß. KM an Militärbefehlshaber v. 7.7.1917), S. 779. Am 25.7.1917 hielt es der Generalquartiermeister angesichts der Versuche, im Feldheer „politische Propaganda zu machen“ - das bezog sich auf die Aktion der „Münchener Post“ - überdies für erwünscht, „wenn sich gelegentlich der gemäß Verfügung des Chefs des Generalstabes vom 29.4.1916 [...] vorzunehmenden Briefkontrolle

Allerdings sollte nicht übersehen werden, daß zum Zeitpunkt presseropagandistischer und zensierender Zentralisierungsbemühungen die zur Veröffentlichung eingereichten Feldpostbriefe an Zahl und Gewicht in den Zensurstuben ihre Blütezeit schon längst hinter sich hatten. Im ersten Nachtrag zur „Feldpostbriefzensur" innerhalb des XIII. Stellv. Gen. Kdos. wurde für die Zeit ab 1. Oktober 1916 u.a. festgehalten, daß „Feldpostbriefe von Tageszeitungen nur sehr vereinzelt zur Prüfung vorgelegt werden".[125] Wobei in der relativen Hochzeit publizierter Briefe sich ihre Menge in den Presseabteilungen bereits dramatisch verminderte, nämlich, „nachdem der Stellungskrieg zum kennzeichnenden Merkmal des Feldzuges geworden war, [...]"[126]

Vor diesem Hintergrund ist es umso bedeutsamer, welche Hinweise und Bestimmungen zur Briefzensur sich bereits in den ersten Monaten des Krieges finden lassen. Am 13. Oktober 1914 erging aus der Presseabteilung des Stuttgarter Stellv. Gen. Kdos. (XIII.) heraus eine bemerkenswerte Aufforderung:

> *„In vielen Feldpostbriefen, die dem stellvertretenden Generalkommando zur Zensur vorgelegt werden, finden sich mehr oder weniger drastische Schilderungen der Schrecken des Gefechts. Wenn diese Berichte auch im großen und ganzen den Tatsachen entsprechen, so erscheint es doch keineswegs wünschenswert, sie mit all ihren aufregenden Einzelheiten zu veröffentlichen, da dadurch Angst und Sorge der Zurückgebliebenen, namentlich der Frauen und Mütter, nur noch gesteigert werden. Das stellvertretende Generalkommando ersucht daher die Redaktionen bis auf weiteres, solche Darstellungen in den ihnen zugehenden Feldpostbriefen schon vor der Einsendung zur Zensur zu unterdrücken."*[127]

---

die höheren Kommandobehörden einen Einblick in die Stimmung der Truppe zu verschaffen suchen". HStA/MA Stuttgart, M 77/1, Nr. 63, Schreiben Generalquartiermeister v. 25.7.1917/Anlage 6 zu: Leitsätze für die Aufklärungstätigkeit unter den Truppen/Chef des Generalstabes/Nr.IIIb v. 29.7.1917, S. 10/11.

[125] HStA/MA Stuttgart, M 77/2, Denkschriften Stellv. Gen. Kdo. XIII. AK, Bd.14, Abt. IId: Denkschrift über die Erfahrungen bei der Mobilmachung im Jahre 1914 ..., Bl.53. Freilich gelangten Feldpostbriefe „an die Abteilung doch wieder in grösserer Anzahl in Verbindung mit den oft recht umfangreichen Berichten studentischer Korporationen, Vereinsmitteilungen u. dergl., [...]". Ebd.

[126] Ebd., Bl.48.

[127] HStA/MA Stuttgart, Bd.15, Zusammenstellung der zur Zeit noch in Geltung befindlichen Bekanntmachungen des Stellv. Gen. Kdos./ 25.4.1915, Erlaß v. 13.10.1914. Nach dem 23.2.1915 wurde für den Bereich des Stuttgarter Stellv. Gen. Kdos. - aber vermutlich auch in den anderen - verboten, in zu veröffentlichenden Feldpostbriefen, „den genauen geographischen Ort anzugeben, wo ein Soldat getötet worden war. Auch allgemeine Angaben wie ‚in den Argonnen` sind verboten. Es darf in einem solchen Falle nur gesagt werden, daß der betreffende auf dem Felde der Ehre, für's Vaterland oder dergleichen, gefallen ist. Jeglicher geographische Hinweis hat somit zu unterbleiben." Ebd. Vgl. auch HStA/MA Stuttgart, M 77/2, Denkschriften Stellv. Gen. Kdo. XIII. AK, Bd.14, Abt. IId, Bl.49.

Offensichtlich reichte diese Bestimmung über eine quasi redaktionelle Vorzensur, die jene in den Presseabteilungen mal vorwegnehmen, mal nur noch verstärken konnte und die auf eine allgemein weit verbreitete Sorge und Angst in der Bevölkerung reagierte, schon bald nicht mehr aus. Gut siebeneinhalb Monate später, am 1. Juli 1915, wurde in einem Bericht des XIII. Stellv. Gen. Kdos. über die in der Zeit zuvor ausgeübte Zensur von Feldpostbriefen eine strenge, präventive Überprüfungspraxis bestätigt:

> *„Sehr gut hat sich die Einrichtung bewährt, daß sämtliche Feldpostbriefe vor Veröffentlichung der Zensur vorzulegen sind. Die Erfahrung hat gelehrt, daß viele Briefe Beschreibungen und Mitteilungen enthielten, deren Veröffentlichung nicht im Interesse der Landesverteidigung gelegen gewesen wäre. Überhaupt hat die Presseabteilung den Eindruck gewonnen, daß von der Front von Offizieren wie von Mannschaften viel zu viel in die Heimat berichtet wird über militärische Angelegenheiten, deren strengste Geheimhaltung unbedingt geboten erscheint.“*[128]

In einem von der „Neckar-Zeitung“ der Stuttgarter Presseabteilung zur Zensur eingereichten, auf Feldpostbriefen basierenden Bericht des Kriegsfreiwilligen Chr. Knaus, der drei Gefechtstage zwischen dem 19. und 21. Februar 1915 schilderte, lassen die mit schwarzem Kopierstift ausgeführten Zensurstriche erkennen, was sechs Monate nach Kriegsbeginn den Lesern vorenthalten werden mußte. Neben allen Truppenbezeichnungen und Angaben über deren taktische Bereitstellung und Verschiebung, aber auch zu ihrem geschätzten Ausbildungsstand, konzentrierte sich der Zensor auf die, wenngleich sowieso nur oberflächliche Beschreibung toter deutscher Soldaten, die Zahl der eigenen Verluste und ihr Zustandekommen (Beschuß durch eigene Artillerie z.B.), die Verwendung älterer, verheirateter Soldaten in vorderster Linie und etwaige schlechte bzw. der Witterung nicht angepaßte Ausrüstung. Wenige Beispiele mögen dies verdeutlichen; die in Klammern gesetzten Worte und Passagen wurden in der Presseabteilung gestrichen:

> *„Für uns Junge war die Aussicht auf ein Gefecht eine Genugtuung, nachdem wir den Franzosen 1/4 Jahr auf Vorposten gegenüber standen, sozusagen untätig, und unser aller Wunsch war, einmal ran an den Feind um den Franzmännern zu zeigen, was Deutschlands Jungen können. (Unsere Landwehr, unter der wir sind, behagte [...] das Gefecht nicht recht, denn sie waren schon*

[128] W. Deist (Bearb.), Militär und Innenpolitik im Weltkrieg 1914-1918, S. 98-101, Nr. 51 (Bericht XIII. Stellv. Gen. Kdo. v. 1.7.1915), S. 100. Ergänzend wurden daher auch „im Laufe der Zeit“ zur Publikation vorgesehene „Berichte der Führer von Lazarettzügen und der Teilnehmer an Liebesgabenfahrten vor Veröffentlichung der Zensur unterstellt“. Ebd. Diese Anordnungen überraschen nicht. Gerade in der Anfangsphase des Krieges waren beide Bereiche, medizinische Versorgung wie Ungerechtigkeiten bei der Verteilung von „Liebesgaben“, Teil umfassender Klagen, deren Veröffentlichung unter allen Umständen vermieden werden mußte. (Vgl. auch II.1.2.).

etl. mal im Feuer und fast alle verheiratete Leute. Aber Befehl ist Befehl und muss ausgeführt werden.)“

„Hier sah ich die ersten Toten, [gestrichen ‚scheusslich`; ersetzt: ‚bös`] zugerichtet. Wir stiegen (kalt) über sie hinweg.“

„Auf dem rechten Flügel hatten wir einige Verluste, (da wurde ein Mann von einer Granate total zerrissen, dass man ihn nicht mehr zusammenfand.)“

„Es war so erbärmlich kalt, (dass es uns vom Boden frei in die Höhe hob, wir wussten uns fast nicht mehr zu helfen. Es haben in jener Nacht etliche Kameraden die Füsse erfroren.) Wir waren froh als der Tag anbrach, da wurde es ein bischen wärmer.“

„Vorher wurde der Berg von unserer Artillerie beschossen. (Diese schoss einigemale zu kurz, direkt in unsere Stellung, was uns 2 Freiwillige kostete, die in meiner Nähe schwer verwundet wurden. Der eine starb, dem andern wurde der Fuss abgeschlagen.)“[129]

1.1.3. Feldpostbriefe als kriegsgeschichtliche Quellen

Die in den Presseabteilungen der Stellv. Gen. Kdos. gewiß unterschiedlich gehandhabte, doch schließlich für die Bestimmungen des Zensurbuches richtungsweisende Feldpostbriefprüfung war nicht der einzige Versuch, auf den Strom der Kriegskorrespondenz einzuwirken und ihn einer womöglich umfassenden Kontrolle zugänglich zu machen; er war bloß der offensivste. Eher defensiv gestaltete sich hingegen das Bemühen, ausgeprägte Feldpostbriefsammel- und Veröffentlichungsabsichten durch Verlage, Zeitungen und Einzelpersonen zu verhindern oder doch wenigstens zu zentralisieren.

Dies muß vor allem im Zusammenhang jener Versuche gesehen werden, schon während des Krieges mit der Arbeit an einem amtlich-offiziellen, militärgeschichtlichen Werk des Weltkrieges zu beginnen. (Vgl. auch IV.1.2.1.) Nach der Mobilmachung hatte man die eigentlich für die offizielle Kriegsgeschichte zuständigen Abteilungen im Generalstab - Bereich Oberquartiermeister Kriegsgeschichte und zwei kriegsgeschichtliche Spezialabteilungen - aufgelöst. Bereits

[129] HStA/MA Stuttgart, M 750, Von der „Neckar-Zeitung“ eingereichter Bericht C. Knaus, „Mein erstes Gefecht“, Bl. 175-181, Bl. 175, 176, 177, 180. Mit Beginn des verstärkten Einsatzes neuer Waffen - Minenwerfer, Hand- und Gewehrgranaten - wurden die Zeitungen ersucht, „in Feldpostbriefen, die sie zur Zensur vorzulegen beabsichtigen, alle darauf bezüglichen Mitteilungen zu streichen“. HStA/MA Stuttgart, Bd.15, Zusammenstellung der zur Zeit noch in Geltung befindlichen Bekanntmachungen des Stellv. Gen. Kdos./ 25.4.1915, Erlaß v. 23.1.1915.

im Verlaufe des Herbst 1914 jedoch kam aus dem Armee-Oberkommando der österreichisch-ungarischen Bundesgenossen der Vorschlag,

> *„gemeinsam ‚der großen Öffentlichkeit möglichst bald eine kurz gefaßte, populär gehaltene, authentische Darstellung der Ereignisse zu bieten`, um die aus Geheimhaltungsgründen nur sehr allgemeine amtliche Berichterstattung zu ergänzen und auch einer sonst wahrscheinlich sofort einsetzenden privaten Geschichtsschreibung einen Riegel vorzuschieben.“*[130]

Mit ‚privater Geschichtsschreibung` war auch das Sammeln und Publizieren von Feldpostbriefen gemeint. Dem „einen Riegel vorzuschieben“ schien notwendig, weil der Krieg als gleichsam briefliches Privatissimum seinen belehrenden und kriegsmotivierenden Charakter nur solange behielt, wie die Stimmung noch durch die Erwartung eines kurzen, siegreichen Krieges beherrscht wurde, für dessen Dauer man relativ bedenkenlos, und hinsichtlich einer durchdachten Propaganda auch recht planlos, der patriotischen Hochstimmung der Ausziehenden und deren brieflichem Niederschlag glaubte vertrauen zu können.[131]

Vor diesem Hintergrund reagierte der Chef der 2. OHL, v. Falkenhayn, auf das österreichische Ansinnen zustimmend. Für Deutschland sei „kein wissenschaftliches Werk, sondern [eine] Zusammenstellung in großen Zügen, vielleicht unter Hervorhebung patriotischer Einzeltaten“ vorzubereiten. Noch im Herbst 1914 wurde daraufhin im Großen Hauptquartier eine „Kriegsnachrichten- - Stelle“ installiert, die unter der Leitung des ehemaligen Chefs der kriegsgeschichtlichen Abteilung I des Generalstabes, v. Freytag-Loringhoven, die Arbeit beginnen sollte.[132] Zusammen mit der zugleich eingerichteten „Prüfungsstelle für Kriegsakten“ hatte sie zudem die dafür grundlegende Aufgabe, die in der Armee bis hinunter zu den Bataillonen geführten Kriegstagebücher zu verwalten, zu überprüfen und gegebenenfalls zu ergänzen.[133] Auch wenn v. Freytag- Loringhovens Auffassungen über das zu schreibende Werk von der v. Falkenhayns abwichen und es zu einer Zusammenarbeit mit der k.u.k. Armee nicht

[130] MA Potsdam, Best.15.17, W-10/50061, Kurze Darstellung der Entstehung des Weltkriegswerkes 1914/18, der angewandten Forschungsmethoden und der dabei gewonnenen Erfahrungen, Teil A, Kriegsgeschichtliche Forschungsanstalt des Heeres, Oktober 1944 (Mskrpt.), S. 1.
[131] Vgl. G. Mai, „Aufklärung der Bevölkerung“ und „Vaterländischer Unterricht“ in Württemberg 1914-1918. Struktur, Durchführung und Inhalte der deutschen Inlandspropaganda im Ersten Weltkrieg, in: ZfWL 36 (1977), 1979, S. 199-235, S. 200 f.
[132] MA Potsdam, Best.15.17, W-10/50061, Kurze Darstellung der Entstehung des Weltkriegswerkes 1914/18, der angewandten Forschungsmethoden, S. 2. Freytag-Loringhoven gehörte dann als Generalquartiermeister der 2. OHL von März 1915 bis Sommer 1916 an. Nach dem Krieg ist er bis zu seinem Tod (1925) u.a. Mitglied in der dem Reichsarchiv übergeordneten Historischen Kommission und nimmt hier Einfluß auf die Konzeption des Weltkriegs-Werkes.
[133] MA Potsdam, W-10/50627, E. Otto, Die Kriegstagebücher im Weltkriege (Mskrpt.), auch in: Archiv für Politik und Geschichte, 1925, H.12. - Auf diese Weise bildete sich schon während des Krieges allmählich ein Kriegsarchiv heraus, das zum „Grundstock“ für das spätere Reichsarchiv (ab 1919) werden sollte. (Vgl. IV. 1.2.1.).

kam,[134] so ließen erste Auswirkungen doch nicht lange auf sich warten. Insbesondere die Herausstellung „patriotischer Einzeltaten“, auf die in der Frühphase des Krieges zudem sogenannte „patriotische Schenkungen“ als Geldpreise ausgesetzt waren,[135] nahm nun ihren der Absicht nach kriegsbefördernden Anfang. Ende Dezember druckte die „Liller Kriegszeitung“ eine Aufforderung des Generalquartiermeisters ab:

> *„Vaterländisch gesinnte Männer haben dem Generalstab eine Anzahl von Geldspenden für hervorragende Waffentaten zur Verfügung gestellt. Auf Rundfrage bei den Truppenteilen nach besonders tapfern und würdigen Soldaten sind zahlreiche Berichte eingelaufen, die beweisen, mit welcher Unerschrockenheit und Todesverachtung unsere Truppen für das Vaterland kämpfen. Jeder der gemeldeten Streiter ist ein Held, aber nicht jeder kann eine Spende erhalten. Ihre Namen und Taten aber sollen jetzt schon öffentlich bekannt gegeben werden, den Helden zur Ehre, ihren Angehörigen zum Stolz, den jungen Mannschaften zum Ansporn. Wir geben dem Wunsche des Generalquartiermeisters Folge und bringen die Schilderungen unter der wiederkehrenden Überschrift ‚Ehrentafel`.“*[136]

Diese „Ehrentafeln“, später auch unter der Überschrift „Heldentaten“ veröffentlicht und durch das Wolffsche Telegrafen Büro zensiert verbreitet,[137] wurden oft unter Verwendung von Feldpostbriefen zumeist in den „Feld- und

[134] MA Potsdam, Best.15.17, W-10/50061, Kurze Darstellung der Entstehung des Weltkriegswerkes 1914/18, ..., S. 2. v. Freytag-Loringhoven „schwebte“ entgegen v. Falkenhayns Vorstellung einer populären, schnell zu erarbeitenden Schrift „etwas ähnliches wie ein Generalstabswerk vor - wenn auch in volkstümlicher Form -, das man erst nach Kriegsende nach nochmaliger Überprüfung erscheinen lassen könnte. Diese Auffassung und häufiger Wechsel der Bearbeiter bewirkten, daß bis zur Übernahme der Obersten Heeresleitung durch Hindenburg und Ludendorff Ende August 1916 amtliche kriegsgeschichtliche Veröffentlichungen über den Weltkrieg nicht erschienen.“ Ebd.

[135] Diese „patriotischen Schenkungen“ kamen von Einzelpersonen, Firmen und vor allem von den nationalen Verbänden. So setzte etwa der Ortsverband Dresden des Deutschen Flottenvereins jener Besatzung eines deutschen Kriegsschiffes 6.000,- Mark aus, „die das erste größere englische Kriegsfahrzeug (Linienschiff, Kreuzer oder größeres Torpedoboot) nimmt oder vernichtet“. Dieses Ziel war der Firma Weise & Monski, Pumpen und Maschinenfabrik Halle a.S., 3.000,- Mark wert. BA Potsdam, Reichskanzlei 1914/18, Nr. 2398, Schreiben Staatssekretär Reichs-Marine-Amt v. 26.8.1914 an Reichskanzler, betr. Genehmigung patriotischer Schenkungen, Bl.177/Rs. Ähnliches gab es auch für die Waffentaten der Armee und einzelne Waffengattungen (Zeppeline). Im übrigen verhinderten diese Schenkungen nicht, daß immer wieder Empörung um sich griff, wenn Geldzahlungen etwa englischer Schiffsbesatzungen bekannt wurden, die gleichsam das Vorurteil von der ‚Krämernation` zu bestätigen schienen, oder aber englischerseits gar ähnliche Vergütungen bei deutschen Seeleuten vermutet wurden. Vgl. Vizeadmiral a.D. H.K. Kirchhoff/F. Sanders, Der Weltkrieg zur See, Berlin 1916, S. 158.

[136] Liller Kriegszeitung. Eine Auslese aus Nummer 1 - 40, hg. v. Hptm. d. L. Hoecker u. Rittmeister a. D. Freiherr v. Ompteda, Berlin/Leipzig/Wien 1915, S. 7. Womöglich waren die „patriotischen Schenkungen“ für v. Falkenhayn der Anlaß, auf die Hervorhebung patriotischer Einzeltaten im geplanten Weltkriegswerk zu verweisen.

[137] Vgl. H.-D. Fischer (Hg.), Pressekonzentration und Zensurpraxis im Ersten Weltkrieg. Texte und Quellen, Berlin 1973. Reprint des Zensurbuches für die Deutsche Presse/Ausgabe 1917, S. 194-275, S. 213, „Ehrentafeln“.

Schützengrabenzeitungen“ - es gab in der deutschen Armee im Verlaufe des Krieges nach einer frühen Zählung insgesamt 46 dieser Periodika, davon 28 allein an der Westfront[138] - und in kleineren Blättern jener Städte und Provinzen publiziert, aus der die in Rede stehenden „Helden“ stammten.

Die Arbeit der neu gegründeten „Kriegsnachrichten-Stelle“ machte sich hinsichtlich der Feldpostbriefe aber vor allem in einem Schreiben bemerkbar, das Mitte März 1915 vom Stellv. Generalstab an alle Kriegsministerien und Stellv. Gen. Kdos. verschickt wurde. Hier wird angeregt,

> *„Feldpostbriefe und sonstige Aufzeichnungen von Kriegsteilnehmern ausschließlich durch den stellvertretenden Generalstab zu sammeln, weil die ernste Gefahr vorliegt, daß aus ihnen gewichtige militärische Interessen schädigende Mitteilungen in die Öffentlichkeit gelangen.“*[139]

Diese Anregung hatte unterschiedliche Interpretationen, Ergänzungen und Realisierungen zur Folge. Im Stuttgarter Stellv. Gen. Kdo. etwa wurde der alsbald nachgereichte Vorschlag des Stellv. Generalstabes, alle

> *„Feldpostbriefe und Aufzeichnungen, die nach Form und Inhalt besonders wertvoll sind und deren Veröffentlichung in der Tagespresse oder in Zeitschriften durch Aufrechterhaltung der in der Bevölkerung herrschenden Begeisterung der nationalen Sache förderlich ist, zu sammeln, bearbeiten zu lassen und bald der einen, bald der anderen Zeitung zur Verfügung zu stellen“*,

schnell als mittlerweile völlig unrealistisch erkannt und „nicht weiter verfolgt“.[140] Stattdessen wurde aber der im Schreiben angeregte grundsätzliche Hinweis zum Sammeln von Feldpostbriefen umgesetzt, allerdings für den Stuttgarter Korpsbereich an das Kriegsarchiv bzw. die kriegsgeschichtliche Abteilung des Württembergischen Kriegsministeriums delegiert. „Kriegstagebücher und Feldpostbriefe“, so heißt es im daraufhin verfaßten Aufruf, „waren für die Geschichtsschreibung eines Krieges stets neben den amtlichen Berichten die ergiebigste und unentbehrlichste Quelle“.[141]

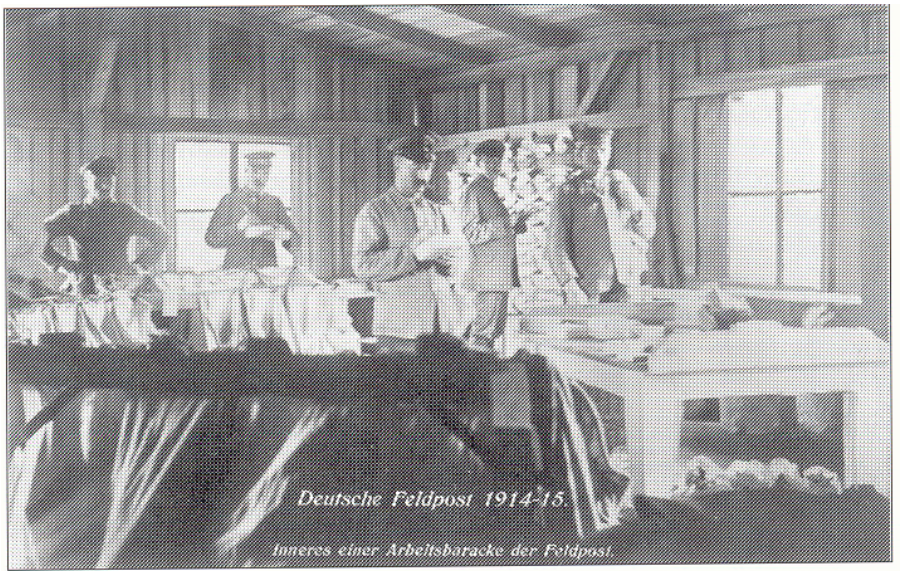
---

[138] W. Nicolai, Nachrichtendienst, Presse und Volksstimmung im Weltkrieg, Berlin 1920, S. 66 f., S. 66. Aufgaben, Verbreitung und Wirkung der Armeezeitungen sind bisher für Deutschland kaum erforscht. Vgl. K. Kurth, Die deutschen Feld- und Schützengrabenzeitungen des Weltkrieges, Leipzig 1937.

[139] HStA/MA Stuttgart, M 750, Schreiben Preußisches KM (v. Wandel/Stellv. Preuß. Kriegsminister)) v. Dezember 1915 (Tagesdatum fehlt) an Preuß. Innenminister. Das Schreiben gibt den Wortlaut der Anregung des Stellv. Generalstabes sinngemäß wieder. Es wurde laut Verteiler auch an alle Stellv. Gen. Kdos. verschickt, wo es in der Regel an die Zensur- und Aufklärungsoffiziere weitergeleitet wurde.

[140] HStA/MA Stuttgart, M 77/2, Denkschriften Stellv. Gen. Kdo. XIII. AK, Bd.14, Abt. IId: Denkschrift über die Erfahrungen bei der Mobilmachung im Jahre 1914 ..., Bl.49/50.

[141] Ebd., Bl.50 u. HStA/MA Stuttgart M 1/11, Bd.43, Aufruf zur Einreichung von Feldpostbriefen an das Kriegsarchiv des KM. In dem Aufruf heißt es weiter: „Das Kriegsministerium wendet sich [...] an alle Kreise Württembergs, an jeden einzelnen, der im Besitz unmittelbarer Berichte aus dem Felde ist, mit der Bitte, diese wertvollen Beweisstücke aus großer Zeit dem Kriegsarchiv des Ministeriums in beglaubigter Abschrift oder in Urschrift zu übersenden.“



„Deutsche Feldpost 1914-15. Inneres einer Arbeitsbaracke der Feldpost". Postkarte der „Kriegsspende von Angehörigen der Reichs-Post- und Telegraphenverwaltung" von 1915

Die Bedeutung des Feldpostbriefes als militärgeschichtliche Quelle stand auch im Bereich des VII. Stellv. Gen. Kdos. (Münster) im Vordergrund. Dort wurde per Erlaß am 14. Juli 1915 quasi als Ableger der „Kriegsnachrichten-Stelle" im Großen Hauptquartier eine „Kriegsnachrichten-Sammelstelle" mit militärischem Behördenstatus gegründet und im Historischen Seminar der Universität Münster eingerichtet. Als „Heeressache" deklarierte, daher portofreie Einsendungen erwünscht waren

> *„anschauliche Schilderungen des Lebens im Felde. Stimmungsbilder, lebendige Berichte über gelungene Streifen (Patrouillen), Gefechtsbeschreibungen, Erlebnisse in den Etappen im besetzten Lande, Erfahrungen und Aufzeichnungen von Sanitätern und Schwestern und vieles andere."*[142]

[142] Aufruf zur Sammlung von Feldzugsbriefen, Kriegstagebüchern und sonstigen schriftlichen Kriegsnachrichten, abgedruckt in: A. Meister, Die Kriegsnachrichten-Sammelstelle des VII. AK an der Universität Münster, in: Westfalen, 1916, Nr. 8, S. 61-65, S. 64/65, S. 64. Kriegsnachrichten-Sammelstellen, die in Verbindung mit den Stellv. Gen. Kdos. eingerichtet und betrieben wurden, existierten auch an den Universitäten Jena, Göttingen und Marburg. In Münster stand die Stelle unter der Leitung von Universitätsprofessor. Dr. A. Meister, der von einigen garnisonsdienstverpflichteten Akademikern und Studentinnen unterstützt wurde. „Unter ihren fleißigen Händen entsteht ein Kriegsarchiv, dessen Bedeutung für die Zukunft nicht zu unterschätzen ist." S. 63. Der erwähnte Aufruf „erging alsbald amtlich an die geistlichen und weltlichen Behörden des Korpsbezirks [...]; die Herren Landräte, Bürgermeister und Gemeindevorsteher wurden aufgefordert, an den einzelnen Orten

Die hier deutlich zum Ausdruck kommende Konzentration auf den „Feldzugsbrief" als urwüchsig-stimmungskräftiger Kommentar zu den größeren Operationen und Schlachten des Krieges war dem Bemühen geschuldet, im Hinblick auf das geplante amtliche Weltkriegswerk Material bereit zu stellen, das die oft flüchtig und wenig aussagereich geführten Kriegstagebücher sowie die Berichte der höheren Stäbe nicht zu geben vermochten.

Im Stuttgarter Aufruf wird dagegen hervorgehoben,

> *„daß nicht allein Schilderungen kriegerischer Ereignisse sondern auch Wahrnehmungen und Bemerkungen aller Art z.B. über Gesundheitszustand, Verpflegung, Unterbringung, Verhalten der feindlichen Bevölkerung usw. von Interesse sind und daß Angabe des Namens, des Dienstgrades, und der Dienststellung wie auch des Truppenteils des Verfassers, sowie des Datums und des Abgangsortes der Aufzeichnungen sehr erwünscht ist."*[143]

Daß damit die Meldung von Mißständen und Ungerechtigkeiten an der Front und in der Etappe zumindest intendiert, mithin der Aufruf von der Anlage her mehr war als ein bloßer Materialbeschaffer für ein künftig zu entstehendes Weltkriegswerk, mag auch daran liegen, daß man sich in Stuttgart klarer darüber war als in Berlin oder Münster, daß sich schon früh die verhängnisvolle Wechselwirkung einer sich hochschaukelnden schlechten Stimmung in der Korrespondenz zwischen Heimat und Front ankündigte.

In Münster war ein ehemaliger Student der Universität und nach seiner Verwundung noch garnisonsverwendungsfähiger Leutnant damit beschäftigt, „für das spätere große Generalstabswerk den Inhalt der Briefe nach der Seite der militärisch wichtigen Fragen" zu bearbeiten.[144] Die nur spärlich eingesandten Briefe unterlagen einer doppelten Zensur.[145] Neben der allmählich koordinierten militärischen Überwachung (vgl. II.2.) hatten etwa die durch Landräte, Bürgermeister und Gemeindevorsteher im Korpsbereich Münster zu benennenden Vertrauensmänner nicht allein die Aufgabe, „interessante" Briefe zu beschaffen bzw. zu ihrer Einsendung anzuregen; sie nahmen „auch eine erste Sichtung vor, so daß nur das nach ihrem Ermessen bessere Material abgeschickt wird."[146] Die in der Kriegsnachrichten-Sammelstelle formulierten, suggestiven Fragen an die Feldpostbriefe geben eine Ahnung davon, wie die Kriterien der von den Vertrauensmännern besorgten Auswahl beschaffen waren. Antizipiert wurde damit nichts Geringeres als der feldpostbriefliche Quellenwert für eine künftige, populär zu

---

Vertrauensmänner aufzustellen, deren Aufgabe es sein sollte, interessante Feldbriefe und Tagebücher ausfindig zu machen und an die Sammelstelle einzusenden." S. 62.

[143] HStA/MA Stuttgart M 1/11, Bd.43, Aufruf zur Einreichung von Feldpostbriefen an das Kriegsarchiv des KM.

[144] A. Meister, Die Kriegsnachrichten-Sammelstelle des VII. AK, S. 63. Die Veröffentlichung Meisters ist der Versuch, der viel zu wenig bekannten Sammelstelle mehr Popularität zu verschaffen.

[145] Ebd., S. 64.

[146] Ebd.

gestaltende Kriegsgeschichtsschreibung, deren erste Realisierungsversuche uns in der Weimarer Republik wiederbegegnen werden (vgl. IV.1.2.1.):

> *„Waren wir kriegerisch gesinnt oder friedlich, heroisch und opferbereit oder resigniert und kleinmütig? Waren wir erfüllt von starkem Gottvertrauen im Bewußtsein von der Gerechtigkeit unserer Sache oder nagte der Zweifel am Herzen des Volkes? Wurden wir dahingeschleppt als blöde Opfer des Militarismus oder waren es die edelsten vaterländischen Regungen des freien Mannes, dem Pflichtgefühl etwas Selbstverständliches ist, die alle Unterschiede schwinden ließen in gemeinsamem großen Aufwallen vor der Schmach, die uns zugedacht war? Diese und viele andere Fragen wird sich dereinst in späten Zeiten die Zukunft stellen und sie findet Antworten darauf allein in den zahllosen Briefen, in denen das Volk unter erhöhten Pulsschlägen sich vertraulich äußert. In diesen Briefen, [...], schreibt in einer so hochbewegten Zeit, wo das Alltägliche Ewigkeitswert erhält, das Volk seine Annalen.“*[147]

1.2. Heimatbriefe - „Jammerbriefe“

Mit der Koordinierung der militärischen Feldpostbriefzensur im April 1916 und der nun forciert betriebenen Stimmungsbeobachtung in den Postüberwachungsberichten wurde der Armee-Führung nach und nach der Anteil der Soldaten und ihrer Briefe an der emotionellen Destabilisierung der Heimat bewußt. Ihren Niederschlag fand diese Erkenntnis in militärisch verordneten Schreibanleitungen. Am 8. Juni 1916 formulierte das Oberkommando der Armee-Abteilung von Strantz einen Erlaß, der allen Truppenkommandeuren bis hinunter zur Regiments- und Bataillonsebene bekannt zu machen war:

> *„Während an den Masten unserer Flotte die Siegesfahnen von Jütland wehen [gemeint ist die Seeschlacht vor dem Skagerrak / B.U.] und unsere Sturmtruppen bei Verdun über das Fort Vaux hinweg immer näher an die Festung heranrücken, läßt ‚ein gnädiger Wille eine gute Ernte heranreifen`, die Ernährung des deutschen Volkes ist gesichert. Mit Recht machen diese Erfolge drinnen und draußen den Glauben an unseren endgültigen Sieg zur felsenfesten Gewißheit. Trotz allem aber regen sich in der Eintönigkeit des Stellungskrieges, wo der einzelne Mann Muße hat, seinen Gedanken und Sorgen nachzuhängen, mitunter Kleinmut und Verzagtheit, ja Mißmut und Unzufriedenheit. Bisher sind derartige Stimmungen nur in Einzelfällen in Briefen nach der Heimat zum Ausdruck gekommen. Es kommt aber darauf an, daß sich dieser gefährliche Einfluß nicht plötzlich und unbemerkt verbreitet und der Geist der Truppe*

[147] Ebd.

> *dadurch verdorben, der Wille zum Sieg hier und in der Heimat gelähmt wird. Auch vereinzelte Nachrichten, die von Mießmachern - oft auch nur von Wichtigtuern - in die Heimat gelangen, sind geeignet, dort allgemeine Besorgnis, Unruhe und Unsicherheit hervorzurufen. Es gehört zu den Pflichten jedes einzelnen, im schriftlichen und mündlichen Verkehr mit den Angehörigen und Bekannten daheim durch die Siegeszuversicht der Armee die Stimmung im Lande dauernd zuversichtlich zu erhalten und auf den ungebeugten Willen zum zähen und freudigen Durchhalten hinzuwirken.“*[148]

Über drei Monate später versuchte gar der Chef des Generalstabes der 3. OHL, in einer Art väterlicher Ermahnung, seine Offiziere zu einem weniger von „Mißhandlung“ und „unvorschriftsmäßiger Behandlung“ geprägten Verhalten gegenüber den Mannschaften anzuhalten; denn dieser „Mißbrauch der Dienstgewalt“, wenngleich „sich auch nur einzelne Vorgesetzte vergessen“, wurde nun als die entscheidende Ursache für die schlechten Nachrichten ausgemacht, die in den Feldpostbriefen die Heimat erreichten. „Nicht nur für die Truppe“, so v. Hindenburg,

> *„sind solche Vorkommnisse schädlich. Sie werden auch daheim bei den Angehörigen bekannt und erzeugen hier die schwerste Mißstimmung in engsten und weitesten Kreisen. Unausbleiblich wird die Stimmung des Volkes herabgedrückt, und diese gedrückte Stimmung teilt sich durch die Tausende von Fäden, mit denen Volk und Heer zusammenhängen, wiederum dem letzteren mit und wirkt so auch unmittelbar schädigend auf den guten Geist der Truppe. Guten Geist daheim und bei der Truppe haben wir aber, je schwerer der Krieg wird, desto mehr nötig, um den Krieg siegreich zu Ende zu führen.“*[149]

Die erstaunliche Eindeutigkeit, mit der hier die Klagen der Frontsoldaten zum eigentlichen kausalen Nexus der Stimmungsverschlechterung auch in der Heimat erklärt wurden, hatte ihre Bestätigung bereits zuvor, im Mai/Juni 1916, im Kontext heimatlicher Stimmungserforschung gefunden. Der Leiter der württembergischen „Mittelstelle für Volksaufklärung“, Johannes v. Hieber, mußte überrascht konstatieren, daß in den eingegangenen ersten Stimmungsberichten der von ihm damit beauftragten Geistlichen und Lehrer vor allem „eine tiefgreifende

[148] Oberkommando Armee-Abt. v. Strantz, Geheim! - Nicht in die vordere Linie mitnehmen v. 8.6.1916, abgedruckt in: WUA, 4. Reihe, II. Abt., Bd. 11/1, Gutachten Hobohm, Soziale Heeresmißstände als Teilursache des Zusammenbruchs von 1918, Berlin 1929, S. 15, Dok.2.

[149] Chef des Generalstabes des Feldheeres, Geheim v. 18.9.1916, abgedruckt in: Ebd., S. 17-19, S. 18, Dok. 3. Vgl. auch: W. Deist (Bearb.), Militär und Innenpolitik im Weltkrieg 1914-1918, S. 326 f., Dok.135, Befehl des Chefs des Generalstabes des Feldheeres an AOKs v. 18.10.1916. „Aus Nachrichten der verschiedensten Seiten und aus Mitteilungen gut unterrichteter Kreise geht hervor, daß in Briefen aus dem Felde und in Gesprächen von in die Heimat beurlaubten Soldaten Gerüchte über Deutschlands wirtschaftliche Lage verbreitet werden, die geeignet sind, Beunruhigung in die weitesten Kreise des Volkes zu tragen und das allgemeine Vertrauen zu erschüttern.“ S. 326.

Verbitterung der Bevölkerung [...] über Mißstände im Heer“ belegt worden war.[150] Dabei hatten die Mitarbeiter der „Mittelstelle“ - ein früher bundesstaatlicher Versuch, die Inlandspropaganda zu bündeln und zu zentralisieren - eigentlich erwartet, in erster Linie mit einer spürbaren Empörung konfrontiert zu werden, die von der schlechten Versorgung mit Lebensmitteln und von deren Verteuerung herrührte.[151]

Front- und Heimatalltag verliefen in vielen Belangen parallel und vereinzelt wurde dies während des Krieges auch relativ offen eingeräumt, wenn, den Feldpostverkehr betreffend, von einer sich ergebenden „Wechselwirkung zwischen Heimat und Feldheer“ gesprochen wurde. Es war in erster Linie das Bayerische KM, das schon früh in einem Erlaß darauf hinwies:

> „*Es sind nicht allein die Verluste oder die Schwierigkeiten in der Ernährung usw., welche die Stimmung in der Heimat beeinflussen, sondern das Kriegsministerium hat Beweise dafür, daß Berichte von Angehörigen des Feldheeres und Erzählungen von Urlaubern über wirkliche und vermeintliche Ungerechtigkeiten, Mißstände usw. die Stimmung ganzer Ortschaften vergiften. Unbedingt muß sich dadurch mit der Zeit eine Wechselwirkung zwischen Heimat und Feldheer ergeben.“*[152]

Das auf realen Erfahrungen fußende Gefühl der ungerechten Behandlung, die Realität uneingelöster, im ersten Taumel gegebener Versprechen einer nationalen, solidarischen ‚Gemeinschaft` sowie die konkrete, rapide sich verschärfende Situation auf dem Ernährungssektor - sie personalisierte sich analog zu einem bestimmten Typus des Offiziers in der Figur des Kriegsgewinnlers und Spekulanten[153] -, das waren die unübersehbaren Indikatoren dieser Entwicklung hinter Front und Etappe.[154]

Immer mehr Menschen in Zivil und Uniform mußten sich eingestehen, daß eine etwa vorhandene, im August 1914 geweckte innere Bereitschaft zum Krieg

[150] G. Mai, „Aufklärung der Bevölkerung“ und „Vaterländischer Unterricht“ in Württemberg 1914-1918. Struktur, Durchführung und Inhalte der deutschen Inlandspropaganda im Ersten Weltkrieg, in: ZfWL 36 (1977), 1979, S. 199-235, S. 208. „Hieber vertrat im September 1916 sogar die Auffassung, die Mißstände im Heer beeinflußten die Stimmung stärker als die Ernährungsfrage.“ Ebd.

[151] Ebd., S. 207. Es war vor allem die „Verschärfung der Versorgungslage im Winter 1915/16“, die eine „Zusammenfassung der Aufklärungsarbeit unter staatlicher Kontrolle immer dringlicher erscheinen“ ließ. S. 205.

[152] W. Deist (Bearb.), Militär und Innenpolitik im Weltkrieg 1914-1918, S. 300-302, Dok. 127, Erlaß des Bayerischen KM v. 1.2.1916, S. 300/301.

[153] Verfolgt werden kann dies z.B. in den Stimmungsberichten des Berliner Polizeipräsidenten: Dokumente aus geheimen Archiven. Bd.4: 1914-18. Zum ersten Mal ist im Bericht vom 5. März 1915 davon die Rede, S. 48, Nr. 50.

[154] „Wie in der Heimat freiwilliger Opfermut für hohe Ideale krassem Egoismus hatte weichen müssen, so hielten auch Bestechlichkeit, Habgier usw. ihren Einzug in die Armee. Naturgemäß, denn sie war aus dem Volke hervorgegangen. Wer an einflußreicher Stelle stand, nutzte seinen Einfluß aus. Wo am meisten zu holen war, wurde am meisten genommen.“ O. Dietz, Der Todesgang der deutschen Armee. Militärische Ursachen, Berlin 1919, S. 13/14.

keinen Zuwachs an politischer Emanzipation oder materieller Gleichstellung gebracht hatte, sondern die Entstehung eines so neuen wie rückwärtsgewandten kriegsgesellschaftlichen Zwangssystems. Es bediente sich indes - neben der Unterdrückung und Zensur aller Opposition - einer spezifisch kriegsmoralisch wirksamen Gegenüberstellung von Front und Heimat. Dies konnte, unabhängig von den praktischen Erfolgen, nur gelingen, weil von einer Sozialisierung der Bedrohung durch Kriegswaffen während des Ersten Weltkriegs in Deutschland gemeinhin kaum die Rede sein konnte; immer noch war es von wenigen Ausnahmen abgesehen einzig das ‚Vorrecht` der Soldaten, durch Bomben, Granaten, Gas oder Gewehrkugeln getötet zu werden. So mochte versucht werden, die allmählich deutlich sichtbar werdende „Umsetzung der objektiv zunehmenden Klassengegensätze in offen zutage tretende Klassenspannungen“ auszuhebeln oder zumindest doch die entstehenden Widersprüche abzumildern.[155] Kurz, die Nöte in der Heimat wurden gegen die Schrecken der Front aufgerechnet. „3/4 Stunden Mehl angestanden“, so eine „tapfere Hausfrau“ im fiktiven inneren Monolog, den sie in einer höchst realen Warteschlange vor diversen Lebensmittelgeschäften führt, aber

> *„schadet nichts. Im Schützengraben stehen sie noch länger [...]. Keine Marmelade mehr gekriegt, nachdem man sich kalte Füße gestanden - ob das Wasser im Schützengraben da in Flandern wohl noch bis ans Knie reicht? [...] Fast zwei Stunden Käse angestanden - immer noch besser, als daß der Feind im Lande steht!“*[156]

Die moralische Erpressung funktionierte auch, wenn sie ganz aus der angeblichen Perspektive ‚der` Front heraus vorgetragen wurde. „Mit vollem Herzen“, so ein Oberleutnant in einem publizierten Feldpostbrief,

> *„fuhr ich auf Urlaub. Voll von der Größe der Zeit, voll von Stolz, ein Deutscher zu sein. [...] Und was fand ich?! - Überfüllte Kabaretts, Kinos und Tingeltangels, pomadisierte, schnoddrige Grünschnäbel, als Vertreter der kommenden Generation, für die wir hier kämpfen, oberflächliche, kokette Weibsbilder, die nach einer Liebschaft gierten, knittrige Flachköpfe, die schimpften, wenn das Bier nicht kalt genug war, oder die Butter zu teuer, Wucherer, die den Krieg molken, wie eine Kuh, und von der Not ihrer Nächsten sich nährten, [...] Für eine solche Bande fallen hier vorn unsere fähigsten Köpfe, unsere wertvollsten Herzen!“*[157]

[155] J. Kocka, Klassengesellschaft im Krieg. Deutsche Sozialgeschichte 1914-18, Frankfurt/M. 1988 (1973), S. 60 ff., S. 60.
[156] Wochenbrevier einer tapferen Hausfrau, in: Allgemeiner Wegweiser für jede Familie (Wochenschrift), 1917, abgedruckt in: E. Johann (Hg.), Innenansicht eines Krieges. Deutsche Dokumente 1914-1918, München 1972, S. 232.
[157] L. Eichacker, Briefe an das Leben. Von der Seele des Schützengrabens und von den Schützengräben der Seele, Stuttgart u.a. 1916, S. 110/111.

„Des Kriegers Herz wird hoch beglückt / Vom Brief, den zarte Hand ihm schickt". Postkarte von 1915

Das Übermaß an Autorität, begründet durch das größere tagtägliche Leiden in ständiger Todesgefahr, das den Soldaten an der Front hier zugeschrieben wird, um den Unmut der Heimat als undankbares Gemurre zu entlarven und künftig zu verhindern, wirkte auch im Verborgenen, wenngleich nicht in der erwünschten Weise.[158] Denn trotz aller Appelle fand in den Feldpostbriefen an die Angehörigen, in Erzählungen bei verletzungsbedingten Heimataufenthalten und während der nur selten gewährten Urlaubstage ein sich in der zuspitzenden Interpretation der Mißstände allmählich hochschaukelnder Austausch eben doch statt. Und den Klagen aus der Heimat kam dabei häufig nur eine unterstützende Funktion zu; sie trafen auf eine schon vorhandene Mißstimmung und verstärkten so bloß, was an Unzufriedenheit in der Front schon vorhanden war. In einem Feldpostbrief vom 13. Oktober 1915 aus der Front in Westflandern heißt es unter anderem:

> *„Und dann wird die Stimmung zum wesentlichen erbittert durch den elenden Preiswucher daheim, der den Weibern in ihren Briefen verzweifelte Klagen entlockt. Und weiter kommt hinzu die ungleiche Behandlung der schwer schaffenden Mannschaften im Gegensatz zu den Führern. Löhnung und Lebensweise hier und dort stehen in einem zu krassen Widerspruch."*[159]

[158] Vgl. K.-L. Ay, Die Entstehung einer Revolution. Die Volksstimmung in Bayern, S. 25 ff.
[159] BA Potsdam, Sachthematische Sammlung 92, Nr. 271, Brief R. Schiller v. 13.10.1915, Bl.228/229, Bl.229. Ein Student der evangelischen Theologie faßte am 15. Juli 1916 die Stimmung seiner Kameraden so zusammen: „Es bekommen fast alle Briefe voll Klagen aus der Heimat. Die Frau jammert, daß sie z.B. um Butter zu bekommen in der Nacht auf der Straße anstehen muß. Andere fürchten die Verwahrlosung von Frau und Kind. Sie haben allerlei gehört und gesehen. Kameraden, die erst seit kurzer Zeit Soldat sind, erzählen von ihren Heldentaten in der Heimat. Welches sind die Vorbereitungen, die das Zurückfluten der Männer in die Berufe nach Friedensschluß regeln? Vielfach

Allerdings, anders als es innerhalb der Armee angesichts des Prinzips von Befehl und Gehorsam und aufgrund der einem spontanen Zusammenschluß entgegenstehenden hohen Fluktuation unter den Kampftruppen zunächst und auf lange Zeit sein konnte,[160] vermochte sich der daraus resultierende Unmut in seinen demotivierenden Wirkungen in der Heimat früher und sehr viel unverhüllter sowie in der Form protestbereiter zu zeigen. Ende 1915 kam es in mehreren Städten bereits zu ersten, zumeist von Frauen und Jugendlichen initiierten und getragenen Unruhen wegen der Verteuerung und Verknappung von Grundnahrungsmitteln und ihrer seit Februar 1915 stetig voranschreitenden Rationierung bei schlechter werdender Qualität. Eine von nun an nicht mehr gänzlich zu unterdrückende, unter dem Motto „Friede und Brot" durchgeführte Serie von „Hungerkrawallen" war die Folge.[161]

Diese aktive und passive Protestbereitschaft schlug sich auch in den von der Zensur weitgehend verschonten Briefen von der Heimat an die Front nieder und erregte in den schnell spürbaren Wirkungen die Aufmerksamkeit der militärischen Führung.[162] Soldatenangehörige versuchten mehr und mehr, - Meldungen frontnaher Kommandostellen, aber vor allem auch aufmerksam verfolgte Berichte in Zeitungen der Alliierten belegten dies -, „ihre Sorgen und Klagen

---

werden sie ihre Stellen besetzt finden. Manche fürchten dann Unruhen; zweimal hörte ich sogar das Wort Revolution in diesem Zusammenhange." H. Cron (Bearb.), Das Archiv des Deutschen Studentendienstes von 1914, Potsdam 1926 (Mskrpt.), S. 32.

[160] In diesem Kontext ist durchaus dem Major a. D. und Reichsarchivrat Erich Otto Volkmann zuzustimmen, der mit der Absicht, eine nur leicht modifizierte „Dolchstoßlegende", d.h., eine strikte Trennung zwischen den Befindlichkeiten daheim und an der Front zu propagieren, u.a. ausführt: „Es bildeten sich nirgend [in der Armee/B. U.], wie in der Heimat, radikalsozialistische Nester, die sich ausdehnten und straffe Organisationen schufen. Das enge Zusammenleben mit den Offizieren, die strenge Aufsicht der Kommandobehörden, Zensur- und Briefkontrolle und der ewige Wechsel innerhalb der Truppenteile, das Wandern von einem Kriegsschauplatz zum andern erschwerte die Entstehung revolutionärer Geheimbünde." E. O. Volkmann, Der Marxismus und das deutsche Heer im Weltkriege. Unter Benutzung amtlicher Quellen. Mit einem Urkundenanhang, Berlin 1925, S. 132. (Vgl. IV.1.2.).

[161] Vgl. V. Ullrich, Kriegsalltag. Hamburg im Ersten Weltkrieg, Köln 1982, S. 39 ff, S. 51 ff., S. 68 ff.; S. Pfalz, Der „Butterkrawall" im Oktober 1915. Die erste größere Antikriegsbewegung in Chemnitz, in: H. Grebing/H. Mommsen/K. Rudolph (Hg.), Demokratie und Emanzipation zwischen Saale und Elbe. Beiträge zur Geschichte der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung bis 1933, Essen 1993, S. 196-201.

[162] Zensiert wurden freilich Briefe an deutsche Kriegsgefangene, die in den Bereichen einiger Stellv. Gen. Kdos. wie Auslandsbriefe behandelt, offen abgeliefert und überprüft wurden. Im Bahnpostamt I/München etwa kamen Briefe aus dem rechtsrheinischen Bayern, Baden, Sachsen und Schlesien an deutsche Kriegsgefangene in Italien und Frankreich zur Prüfung. 1917 wurden in der installierten Überwachungsstelle insgesamt täglich „mehr als 70000 Sendungen" geprüft. Vgl. KA München, Stellv. Gen. Kdo. I. Bay. AK, Nr. 1943, Undatierte Eingabe Adolf Schinnerer (1917) zur Briefzensur (nicht paginiert), Bl.2. Vgl. U. Daniel, Arbeiterfrauen in der Kriegsgesellschaft. Beruf, Familie und Politik im Ersten Weltkrieg, Göttingen 1989, S. 147 ff. u. S. 249 ff. sowie B. Ziemann, Front und Heimat. Ländliche Kriegserfahrungen im südlichen Bayern 1914-1923, Essen 1997, S. 28.

auf unsere Kämpfer im Felde abzuladen“.[163] Eine Entwicklung, die früh einsetzte, jedenfalls soweit es sich um die Briefe in der SPD organisierter Angehöriger handelte. So haben offensichtlich Bewohner des sächsischen Vogtlandes als Mitglieder der dortigen SPD-Ortsvereine im Oktober 1914 Briefe an Genossen im Felde geschrieben, in denen sie gegen die Burgfriedenspolitik agitierten. Ihr Tenor lautete:

> *„Es sei jetzt, wo große Anstrengungen, geringe Kost und die Schrecknisse des Schlachtfeldes einwirkten, günstige Gelegenheit, durch wenige geeignete Worte Stimmung für die Ziele der Sozialdemokratie zu machen. Ferner wird die Not in der Heimat in den krassesten Farben geschildert. [...] Die Einzigen, die jetzt verdienten, seien die, die zum Kriege geschürt und gehetzt hätten, die Kapitalisten und die Bauern, die durch Wucherpreise das niedrige Volk jetzt vollends aussaugten. Auch in dieser Beziehung sollten die ehemaligen Genossen aufklärend wirken, um Stimmung zu machen und vorzuarbeiten.“*

Mitgeteilt wurde dies in einem Feldpostbrief vom 5. November 1914, der vom Empfänger an das XIX. Stellv. Gen. Kdo. (Leipzig) weitergeleitet wurde. Von dort kam am 3. Januar 1915 die Anweisung, „durch Belehrung der Mannschaften und durch geeignete Überwachung der Post dieser sozialdemokratischen Hetzarbeit entgegenzutreten“.[164]

Auf einer Pressekonferenz des Kriegspresseamtes am 29. Dezember 1915 verlautete generell zur Wirkung heimatlicher Klagebriefe:

> *„‚Solche Briefe wirken weit schlimmer als alle Nachrichten, die der Feind verbreitet. Denn die feindliche Stimmungsmache wird von unseren Leuten ohne weiteres als lügenhaft erkannt. Was aus der Heimat kommt, wird demgegenüber viel weniger kritisch aufgenommen. Wer sich in mehr oder weniger langem Feldzugsleben daran gewöhnt hat, alle Not und Gefahr mit Kraft und Unverzagtheit auf sich zu nehmen, der rechnet ja kaum mit der Möglichkeit, daß es in der Heimat Leute geben könnte, die ihr schwaches Herz zu erleichtern suchen, indem sie das unserer Krieger an der Front ganz ohne zwingende Not beschweren.`“*[165]

[163] W. Deist (Bearb.), Militär und Innenpolitik im Weltkrieg 1914-1918, S. 294-299, Dok.126: Auszüge aus dem Schreiben des Bayerischen KM an die Bayerischen Staatsminister v. 1.2.1916, S. 296.
[164] WUA, II. Abt., 4. Reihe, Bd.5, Sitzung v. 11.10.1927, Anlage II, S. 186-188, S. 187, S. 186.
[165] W. Deist (Bearb.), Militär und Innenpolitik im Weltkrieg 1914-1918, S. 294-299, Dok.126: Auszüge aus dem Schreiben des Bayerischen KM an die Bayerischen Staatsminister v. 1.2.1916, S. 296. Das Schreiben zitiert hier aus den gedruckten Aufzeichnungen der Pressekonferenz des Kriegspresseamtes v. 29.12.1915. Thimme berichtet, daß schon zuvor, im Oktober 1915, der Pressechef des Auswärtigen Amtes, Hammann, bemerkte, „daß nach den ihm vorliegenden Nachrichten die Verstimmung über die wirtschaftlichen Schwierigkeiten auch im Feldheere bereits einen erheblichen Umfang angenommen habe, vor allem infolge der in den Feldpostbriefen der Frauen enthaltenen Klagen. Der immer zunehmende wirtschaftliche Druck der Blockade verschärfte die Klassengegensätze zusehends“. H. Thimme, Weltkrieg ohne Waffen, S. 165.

Während die Fassade einer eigentlich intakten, sozial spannungsfreien und durch eine starke Kampfmotivation nach wie vor geeinten Armee zu diesem Zeitpunkt offiziell noch aufrecht erhalten werden konnte und in Form ausgesuchter Feldpostbriefe zur Behebung von Sinndefiziten in der Heimat zum Einsatz kam (vgl. 1.1.1.), galt es nun, das Augenmerk auf diesen erkennbaren, vom Feind genutzten Angriff auf die allenthalben propagierte gute Stimmung zu konzentrieren. Bei diesen Bemühungen standen die Frauen als Angehörige und Ehefrauen der Eingezogenen und als Briefautorinnen im Mittelpunkt der bald aufgebotenen und publizierten Schreibanleitungen. Zunächst war dabei auf jene Kreise Verlaß, aus denen heraus sich Professoren, Lehrer und Geistliche an der Modellierung eines ‚vaterländischen Geistes` tatkräftig beteiligten. Der Berliner Pfarrer Hermann Priebe etwa machte gleich im appellativen Titel seiner „Sieben ernsten Bitten an die Frauen und Mütter unserer tapferen Feldgrauen“ klar, worauf seine Broschüre abzielte: „Kriegerfrauen! Helft euren Männern den Sieg gewinnen!“ Nicht allein, so Priebe, Gewehre und Geschütze,

> *„auch die Herzen unserer Soldaten gebrauchen viel ‚Munition`, viel Kraft und Stärkung, wenn sie aushalten sollen. Und die schickt ihr Kriegerfrauen ihnen durch die Feldpost.“*

Es versteht sich nach diesem Praeludium, in dem der Feldpostbrief kurzerhand zur herzstärkenden Geheimwaffe erklärt wird, daß „jede Soldatenfrau [...] jetzt genau überlegen“ müsse,

> *„was sie dem Manne schreibt. Ihre Klagen und ihre Sehnsucht muß sie unterdrücken, von ihren Nöten schweigen, wenn sie die Feder nimmt. Sie soll nur dann schreiben, wenn sie ruhig und stark ist, und soll dem Manne sagen: ‚Halte nur aus und sei mutig und tapfer, sorge und gräme dich nicht um uns, wir werden schon durchkommen, denn wir Frauen sind auch stark und mutig und wollen die schwere Zeit, bis ihr wieder kommt, tapfer durchhalten, es geschieht ja alles fürs Vaterland!` Wenn die Feldpost solche starken, fröhlichen Briefe verteilt, dann wird eitel Mut und Freude in den Schützengräben sein, das Herz wird den Tapferen höher schlagen, die Lieder werden lauter klingen und das Schwert wird wuchtiger dreinfahren.“*[166]

[166] H. Priebe, Kriegerfrauen! Helft euren Männern gewinnen! Sieben ernste Bitten an die Frauen und Mütter unserer tapferen Feldgrauen, Berlin 1916, S. 6. Auf Priebes Broschüre wird im Schreiben des Bayerischen KM v. 1.2.1916 hingewiesen; um „zur Hebung der Stimmung im Volke“ beizutragen, empfehle sich die „Verbreitung von geschickt abgefaßten, wohlfeilen Broschüren“. W. Deist (Bearb.), Militär und Innenpolitik im Weltkrieg 1914-1918, S. 300-302, Dok. 127, Erlaß des Bayerischen KM v. 1.2.1916, S. 298/299. In diesen Zusammenhang gehören auch die über die erwünschte Briefabfassung hinausgehenden Verhaltensdirektiven, für deren äußere Form oft die Anlehnung an die Zehn Gebote gewählt wurde. Vgl. etwa: „Die zehn Kriegsgebote derer, die zu Hause bleiben“, in: Feldgrau voran! Deutsches Heldenbuch des Weltkriegs 1914/15, Stuttgart 1915, S. 25-27. Die Gebote sind recht unvermittelt zwischen ausgewählten, von ‚besonderem Heldentum` zeugenden Briefen plaziert, um ihre moralische Wirkung zu erhöhen.

Diese eingeforderten Wahrnehmungsmuster des Krieges blieben in ihrer disziplinierenden Wirkung aber mutmaßlich eher von geringer Bedeutung; unmittelbar nach Beginn der ersten umfassenden Materialschlacht (Verdun) ‚wuchtig dreinfahrende Schwerter` zu beschwören, dürfte nicht erst nachträglich als völlig ungeeignete Metapher empfunden worden sein. Hinzu kam eine nur ungenaue Kenntnis der eigentlichen Verfassung der Soldaten und ihrer Angehörigen. Ohne eine realitätsnahe Einschätzung ihrer Situation aber verloren die mit moralischen Direktiven arbeitenden Appelle notwendigerweise ebenso an Überzeugungskraft wie die militärischen Versuche, über die Zensur hinaus Einfluß auf die Briefabfassungen zu erlangen. Zum Teil müssen sie geradezu wie Hohn gewirkt haben. Während zum Beispiel in einem Artikel der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Frauen „großer Männer“ - von Frau v. Stein bis zu Karoline v. Humboldt - als „wertvolle und schöne Briefe“ schreibende Vorbilder gepriesen wurden, empfahl Priebe, schon handfester und immerhin die schlechte Ernährungslage einräumend:

> *„Nehmt die kleinen Entbehrungen so freudig auf euch wie jene junge Straßenbahnerfrau in Berlin, die den unzufriedenen Frauen im Laden lachend zurief: ‚Es geht auch ohne Aufschnitt; wenn ich nichts habe, lege ich meine eigene Zunge aufs Brot!`“*[167]

Eine Feldpostbriefedition, die „Ernstes und Heiteres aus dem Weltkriege“ zu präsentieren versprach, widmete sich den „Kleingläubigen“ in der Heimat; dem Schreibverhalten der „Feldgrauen“ dagegen galt die Sorge nicht - haben sie doch „ihre Schuldigkeit [...] schon so oft glänzend getan“-, aber

> *„die Frauen und Bräute klagen doch gar vielfach in banger Sorge um ihre Lieben. [...] Hat er auch frohe Stunden? Leidet sein Herz in quälender Sehnsucht? [...] Sucht euch Trost und Antwort auf eure Fragen und in eurer Sorge in den Feldpostbriefen unserer braven Jungen und in diesem Buche, das den Humor unserer Truppen bekundet, aber auch die Bildung der Deutschen!“*[168]

---

[167] H. Ostwald, Der Brief, in: ILZ 148 (1917), Bd.2, S. 545-547, S. 547; H. Priebe, Kriegerfrauen!, S. 10. Von ähnlichem Zuschnitt sind auch die Anekdoten, die Priebe von der Front bringt: „In Frankreich - [...] - wurde vor kurzem einem deutschen Soldaten ein Bein abgenommen. Als er die mitleidigen Blicke der Ärzte und Schwestern sah, rief er vom Operationstisch her unter furchtbaren Schmerzen mehrmals aus: ‚Schadet nichts, es ist ja alles fürs Vaterland!` Solche herrliche, opferfreudige Gesinnung beseelt unsere Soldaten. Und da bringt es hier zu Hause einer fertig, zu jammern und zu klagen, wenn er einmal eine Woche lang trocken Brot essen und ohne Fleisch satt werden muß!“ Ebd.

[168] R. Zellmann (Hg.), Ernstes und Heiteres aus dem Weltkriege. Eine Sammlung von Feldpostbriefen, Leipzig 1916, Vorwort. In diesem Kontext brachten Zeitungen und Magazine auch immer wieder fiktive Briefwechsel, mit denen den Ängsten der Angehörigen, oft unter Verwendung dialektgefärbter ‚Gemütlichkeit`, begegnet werden sollte. Vgl. etwa die von Tina Bank verfaßte Serie „Feldpostkarten und Briefe von Simerer Franzl an die Resel Wurzinger. Steierische Humoreske“. Im 5. Brief heißt es u.a. in zwingend-heiterer Logik: „Liebe Resi! Du willst wissen, ob's im Krieg recht g'fährlich ist? - Ich waß net, wia ich da sagen soll. Trifft die Kugel net, nachdem is net g'fährlich, und trifft sie, is es aa'neamer g'fährlich [...]“ ILZ 144 (1915), Bd.2, S. 546.

Postkarte von 1915

Präzisere Vorgaben für Frauen, die ihren Söhnen schrieben, machte ein in hoher Auflage vertriebener „Mutterbrief ins Feld“. Er sollte, nach erfolgter (katholisch-)kirchlicher und militärischer Druckerlaubnis, der Zielgruppe als Kompendium geschätzter mütterlicher Eigenschaften dienen - wie etwa der Sehnsucht nach dem freiwillig zu den Fahnen geeilten „Jungen“ -, ohne allerdings die Rolle als „Helden-Mutter“ zu gefährden:

„Es ist ja wahrhaftig für eine Mutter keine Kleinigkeit, einen Sohn ins Feld ziehen zu lassen, einen Sohn draußen zu wissen, wo Schwert und Kugel morden wie Sensen im reifen Aehrenfeld. Wenn sie's recht bedenkt, könnte sie aufschreien vor Schmerz und Weh. [...] Aber, Sohn, du sollst nicht meinen, daß deine Mutter schwächlich sei in dieser Heldenzeit! Wenn auch Stunden kommen, wo das Mütterliche und Weibliche in ihr weich und zaghaft werden will: deine Mutter wird in dieser harten Zeit nicht schwächer sein als der Sohn, den sie geboren und großgezogen hat.“[169]

Der Autor bediente wenig später, der „Mutterbrief“ erschien im Februar 1915, auch das erwünschte Schreibverhalten von Schwestern, Töchtern und Ehegattinnen mit seinem im September 1915 publizierten „Freundesbrief ins Feld“. Hier wird die immer stärker aufkeimende Friedenssehnsucht geschickt aufgenommen und gegen etwaige Klagebriefe aus der Heimat ausgespielt:

[169] A. Heilmann, Mutterbrief ins Feld, Stuttgart 1915, S. 5/6. Vgl. auch die schon früh von der Zentralstelle des Volksvereins für katholische Soldaten edierte Reihe „Feldbriefe: Kreuz und Schwert“, die von den Pfarrämtern an die Soldatenangehörigen verteilt wurden, um von ihnen, nach eigener „Erbauung“, an die Front verschickt zu werden. Feldbriefe „Kreuz und Schwert“, H. 1-5, Mönchengladbach 1914.

> *„Wenn wir nun nach einem Jahre herrlicher Siege doch aus ganzem Herzen den Frieden herbeisehnen, so ist es um euretwillen. Wir zu Hause tragen zwar auch an der Riesenlast dieses Krieges; auf wieviele schwache Frauenschultern sind zentnerschwere Bürden gehäuft! Aber doch scheuen sich die daheim, von ihren Kriegslasten zu reden, wenn sie an euch im Felde draußen denken.“*[170]

Die damit vorgegebenen, zwischen national-heroischen und mütterlich-sorgenden Empfindungen changierenden Orientierungsmuster sind in der Forschung treffend als „eine Eindeutigkeit der Ambivalenz“ charakterisiert worden, die den briefeschreibenden Frauen, und dabei nicht allein den Müttern, abverlangt wurde.[171] In dieser Mixtur aus Stolz auf den ‚Helden` und dem in Grenzen zugestandenen Schmerz um sein ‚Opfer`, sollten die „Heimatbriefe [...] an der Front eine große Macht“ darstellen, derer sich schreibende Frauen bewußt bleiben müßten, denn sie

> *„ist in unserer Frauen Hände gelegt. Ein Brief kann einen Mann gut, oder schlecht, zum Helden, oder zum Feigling machen, kann ihm helfen, das Eiserne Kreuz zu verdienen, aber auch verleiten, seine Soldaten-Ehre zu verlieren. Darum möchte ich bitten, deutsche Frau, schreibe immer nur Sonntagsbriefe ins Feld.“*[172]

Malita v. Rundstedt, die Autorin dieser Zeilen, stellte überdies einen direkten Zusammenhang zwischen einem Zuviel an brieflich geäußerter Sehnsucht und der Gefährdung des Mannes an der Front her:

> *„Vielleicht rüstet er sich gerade für einen gefährlichen Vorpostengang oder Sturmangriff; dann ist's nicht gut, wenn ihn aus dem Brief ein blasses, verweintes Frauengesicht ansieht und mit verweinten Augen bittet: Ach, schone dich für uns, daß Dir nur nichts passiert. Nein, die Herzerweichung und die Knochenerweichung, die dürfen deutsche Frauenbriefe nicht in deutsches Heldentum hereintragen.“*[173]

---

[170] A. Heilmann, Freundesbrief ins Feld, Stuttgart 1915, S. 4.

[171] A. Tramitz, Vom Umgang mit Helden. Kriegs(vor)schriften und Benimmregeln für deutsche Frauen im Ersten Weltkrieg, in: P. Knoch (Hg.), Kriegsalltag. Die Rekonstruktion des Kriegsalltags als Aufgabe der historischen Forschung und der Friedenserziehung, Stuttgart 1989, S. 84-113, S. 87/88.

[172] M. v. Rundstedt, Der Schützengraben der deutschen Frau. Nach einem Vortrag gehalten zu Stendal im Winter 1916, Stendal 1916, S. 6. In der ersten Phase des Krieges konnte diese Absicht auch durch die Publikation von von Frauen verfaßten Kriegsbriefen unterstützt werden. Vgl. etwa Leonore Nießen-Deiters, Kriegsbriefe einer Frau, Bonn 1915 (Deutsche Kriegsschriften, H. 8). Sie veranschlagt Ende 1914 noch den Kampf ‚der` Frauen in der Heimat entbehrungsreicher als den der Front: „Ertragen ist schwerer als Kämpfen. Dulden mühseliger als Sterben. Aber was immer kommen möge, wir deutschen Frauen müssen unsere Aufgabe behaupten! Unsere Männer dürfen fürs Vaterland sterben, wir Frauen aber, wir müssen und werden für die heiligsten Güter des Vaterlandes leben.“ S. 12.

[173] M. v. Rundstedt, Der Schützengraben der deutschen Frau, S. 6/7.

Von welch geringer allgemeiner Auswirkung solche, gewiß von vornherein auf ein bürgerliches Frauenpublikum zugeschnittenen Empfehlungen blieben,[174] - ohne daß man allerdings je während des Krieges ganz davon abgelassen hätte[175] -, wurde spätestens dann deutlich, als sich die feindliche Propaganda der bei toten deutschen Soldaten oder Gefangenen gefundenen Heimat- und Frontbriefe bediente, um die Kampfmotivation des Gegners zu zermürben und die der eigenen Bevölkerung zu stärken. Zum einen wurden die in Übersetzung publizierten Korrespondenzen in der Absicht, das Leiden der eigenen Bevölkerung unter Hinweis auf das der feindlichen zu relativieren, unter das Volk gebracht.[176] Zum anderen begann man damit, deutschen Soldaten abgenommene Heimatbriefe über den deutschen Linien abzuwerfen. Zwar nutzte man auch in Deutschland Briefe und Tagebücher toter und gefangener feindlicher Soldaten im Propagandakampf, etwa um im Nachklang der ‚Ideen von 1914` ein „höchst charakteristisches Bild der gallischen Rasse“ zu zeichnen oder die Eigenart englischer Feldpostbriefe als „unpersönlich, nüchtern und sachlich wie eine Geschäftsbilanz“ zu belegen.[177] Aber vor allem angesichts der von alliierten Flugzeugen und Ballons in Massen abgeworfenen Heimatbriefe deutscher Frauen,

[174] Allerdings sollte nicht unterschätzt werden, in wie starkem Maße gerade zu Beginn des Krieges Frauen, namentlich Gattinnen von Ev. Pfarrern, von Lehrern und Professoren sowie von Offizieren ihre Briefe entlang diesen patriotischen Vorgaben formulierten. Vgl. A. Tramitz, Vom Umgang mit Helden, S. 110/111, Anm.27, S. 111.

[175] Noch am 18.10.1918 etwa veröffentlichte ein Geistlicher einen kurzen Briefratgeber, in dem „germanische Frauen“, die ‚ihre` Krieger in die Schlacht zu begleiten hatten, als Vorbild hingestellt werden: „Darum, ihr deutschen Frauen insbesondere, anstatt nervöse und lamentable Briefe an die Front zu schreiben, seid wert der Frauen eurer Väter, die mit ihren Männern in die Schlacht zogen, um sie anzufeuern, indem ihr euren Männern und Söhnen das Herz stärkt zum letzten großen Kampf um Haus und Herd“. Pfarrer Paul Dürfelen, in: Berliner Lokal-Anzeiger, Nr. 533 v. 18.10.1918.

[176] Eine solche Edition war etwa die des französischen Offiziers Louis Madelin, L'Aveu. La bataille de Verdun et l'opinion allemande, Paris 1916. Madelin hatte „eine Auswahl aus 1000 Briefen“ getroffen, „die in den ersten drei Monaten der Offensive vor Verdun deutschen Gefallenen oder Gefangenen abgenommen“ worden waren. Es handelte sich um noch nicht abgeschickte Briefe in die Heimat und um Briefe von den Angehörigen. Madelin nannte sie ein „grollendes Konzert der Unzufriedenheit“. Vgl. H. Thimme, Weltkrieg ohne Waffen, Stuttgart 1932, S. 8 f., S. 165.

[177] W. Lüdecke (Hg.), Französische Soldatenbriefe, München 1916, S. 11/12. Lüdecke benutzt zum einen Briefe, die in französischen Zeitungen veröffentlicht worden waren; hier zeige die „‚grande nation` [...] ihre bekannten Eigenschaften, ihre Liebe zur heroischen Geste, zur theatralischen Pose [...], ihre Ruhmsucht ‚la gloire`, ihre nationale Eitelkeit (wir Deutsche sind ‚Boches`, Hunnen und Wilde, wir haben die ‚Kultur`, sie ‚culture`, [...]), ihre Übertreibungssucht (das Bramarbasieren des Pioupious!) und (höflich ausgedrückt) das südliche Temperament, das sich in Beschimpfungen äußert“. S. 11. Zum anderen verwendet er Briefe, die französischen Toten und Gefangenen abgenommen worden waren: „[...], hier kommen auch die Schwachen und Verzagten und die freimütigen Bekenner der Wahrheit zu Wort“. S. 13. Vgl. auch: Tommys Tagebuch. Aufzeichnungen eines gefallenen Engländers. Gefunden, bearbeitet und herausgegeben von W. Norbert, Berlin-Charlottenburg 1915 (Original Tagebücher kriegsgefallener Gegner, Bd.1); ders., Passionels Tagebuch. Hinterlassene Papiere eines gefallenen französischen Landwehrmannes, Berlin-Charlottenburg 1915.

in denen über die schlechte Versorgung mit Lebensmitteln und andere Nöte berichtet wurde, verblaßten diese Versuche in ihrer Wirkung völlig.[178]

Nachdem diese Praktiken und die Inhalte der Briefauszüge bekannt geworden waren, herrschte in den Reaktionen Empörung über den damit verbundenen brutalen Bruch des Briefgeheimnisses vor. Ganz entgegen der bisher selbst geübten Praxis - ob im Bereich der Zensur oder dem der Nutzung publizierter Briefe - wurde nun die Eigenschaft des (Feldpost-)Briefes als „Geheimdokument" gefordert, um zu verhindern, daß dessen mitgeteilte „heiligsten Gefühle [...] dem Krieg und seinen Zwecken [...] schonungslos geopfert" würden.[179]

Immerhin räumten manche Kritiker jetzt aber auch - bei aller „berechnenden Bosheit", mit der die Feinde in erster Linie jene Passagen auswählten, „in denen die Frauen ihren Männern die Schwierigkeiten der Ernährung schildern" - der Misere in der Heimat größeren Raum ein und äußerten sogar Verständnis für die Klagen:

> *„Die Frau, ihres männlichen Beraters und Gefährten beraubt, gezwungen, ungewohnte Arbeit und die ganze Last der häuslichen Sorgen auf sich zu nehmen, hat im Weltkrieg schier unbezwingliche Aufgaben zu bewältigen. Dazu die immer drückende Angst um die Lieben da draußen, der Kummer um verlorene Familienangehörige. Wer vermag den seelischen Druck, der auf unseren Kriegerfrauen lastet, recht zu ermessen? Deshalb kein Wort des Vorwurfs gegen sie."*[180]

Analog zu dieser von größerem Realismus geprägten Einschätzung, ging es im Kern der daraus resultierenden Ermahnungen briefeschreibender „Kriegerfrauen" künftig auch kaum mehr darum, daß durch ihre heimatlichen Botschaften der Sieg gefährdet werde. In den Vordergrund warnender Stimmen rückte vielmehr nun der Hinweis, alles zu vermeiden, was in den Briefen - „wenn auch ungewollt" - dazu beitrage,

> *„den Krieg auch nur um einen Tag zu verlängern. Darum sollten diese Briefe ins Feld recht sorgsam abgefaßt und alles vermieden werden, was dem Feinde nützen, den Krieg verlängern könnte!"*[181]

---

[178] Vgl. „Vertraulich! Nachrichtenblatt der Ausschüsse für volkstümliche Belehrung und Unterhaltung" - (3-6, für Kriegsaufklärung im Bereich des II. AK), hg. vom Stellv. Gen. Kdo., II. AK, Nr. 1-6, Stettin 1917/18. Hier wurde ein Teil der „in Massen" über den deutschen Linien abgeworfenen Heimatbriefe deutscher Frauen nochmals abgedruckt, um sie zu ermahnen, keine „Jammerbriefe" mehr zu schreiben. Vgl. B. Ulrich/B. Ziemann (Hg.), Frontalltag im Ersten Weltkrieg, Dok. 23 c., S. 114-116.>

[179] Unsere Kriegerfrauen in den Feldpostbriefen, in: Die Glocke 2 (1916), H.34, S. 278-279, S. 278.>

[180] Ebd.

[181] Ebd., S. 279. Ähnlich formulierte auch das Preußische KM, als es in einer Empfehlung an das Innenministerium und das für geistliche- und Unterrichtsangelegenheiten hinsichtlich geeigneter „Maßnahmen gegen die wachsende Verschlechterung der Stimmung in der Heimat" am 2.3.1916 ausführte: „Es wäre darzulegen, wie die Äußerung oder Betätigung von Friedenssehnsucht die Gefahr der Verlängerung des Krieges in sich schließt, welche schädlichen Wirkungen unüberlegte Klagebriefe haben, wie unvernünftig es ist, die kleinen Beschwerden in der Heimat als etwas Drückendes zu empfinden und darüber zu vergessen, vor welchen Schrecken und Verlusten uns die tägliche

III.2. Feldpostbriefe als Dokumente der Freiwilligkeit und der Kriegspsychologie

„Diese Worte, deren Verschweigen Gold gewesen wäre!
Diese Briefe, welche unsere Feldgrauen behelligen
als Urkunden des Unvermögens der instabilen Psyche,
der Frauenpsyche besonders,
leiden zu lernen ohne zu schreiben -.“[182]

„Daß Geschichte Gegenwart [...] Gegenwart Geschichte wird“, das schien im November 1914 dem Literaturwissenschaftler und Journalisten Oskar Bie das „Gewaltigste“, das Erstaunlichste am Feldpostbrief; er „erhielt Zeugniswert“.[183] Solange der Krieg für kurze Zeit als pure Fortsetzung der Vorkriegs-Gegenwart mißverstanden werden konnte, wog das Gewicht des Augenzeugen in der öffentlichen Meinung entsprechend schwer. Erlebte (Kriegs-)Geschichte und ihre Wahrnehmung wurzelten zumeist noch ganz in einem an vormodernen Kriegen orientierten Komplex von Erwartungen. Und der öffentliche Wirkungsgrad von Augenzeugen sowie deren Wahrnehmung des Krieges bemaßen sich nicht zum geringen Teil daran, ob und wie sich diese Erwartungen mit den brieflich geschilderten Erlebnissen zur Deckung bringen ließen. Sobald aber das radikal Neue, so Unverhoffte wie Traumatische dieses Krieges sich abzeichnete, mithin das vermittelte Reservoir von Erwartungen an diesen Krieg sich erkennbar in bloßer „Phrase, Pose und Schminke“ zu erschöpfen begann,[184] verschob sich auch die Bedeutung des Augenzeugen in der Öffentlichkeit, wenn er sie nicht sogar gänzlich einbüßte oder sie doch massiv demontiert wurde.

Diese Bedeutungsverschiebungen vollzogen sich keineswegs plötzlich. Feldpostbriefe als publiziertes Medium des Augenzeugen changierten zumeist - gerade zu Beginn des Krieges auch einer wenig strikten Zensur geschuldet (vgl. 1.1.2.) - noch lange zwischen der Aufgabe, das Ungewohnte im gebilligten Rahmen alltäglich zu machen[185] und der Gefahr, dem Krieg das Erhabene zu nehmen. Freilich zeichnete sich schon früh ab, daß die publikationsträchtige Reputation

---

Aufopferung unserer Truppen im Felde bewahrt“. W. Deist (Bearb.), Militär und Innenpolitik im Weltkrieg 1914-1918, S. 302-305, Dok. 128, Schreiben Preußisches KM v. 2.3.1916, S. 305.

[182] W. Fuchs (Medizinalrat/Emmendingen), Kriegspsychologisches, in: Münchener Medizinische Wochenschrift 63 (1916), S. 565-566, S. 565.

[183] O. Bie, Feldpostbriefe, in: Die Neue Rundschau, 25 (1914), November, S. 1602-1606, S. 1602.

[184] W. v. Hollander, Die Entwicklung der Kriegsliteratur, in: Die Neue Rundschau, 27 (1916), Bd.2, S. 1274-1279, S. 1275.

[185] „Es ist nichts Besondres mehr, in den Krieg gehn. Es begleiten nicht mehr Blumen und Zuruf den Scheidenden, es ist kaum mehr ein Achselzucken, wenn jemand fällt. Die Staffage versinkt, und es ist gewöhnlichster Alltag, was drinnen und draußen gelitten wird.“ W. v. Hollander, Die Entwicklung der Kriegsliteratur, S. 1275.

des Augenzeugen mehr und mehr in einen Gegensatz zur öffentlich propagierten Kriegs-Wahrnehmung geriet, ob die sich nun auf den „heiligen Krieg“ oder die Verteidigung gegen eine „Welt von Feinden“ kaprizierte.

Im folgenden Abschnitt gilt es, der daraus resultierenden, gewandelten Rolle des Feldpostbriefes nachzuspüren. Anschließend an die im ersten Teil (III.1.) bereits skizzierten Verwerfungen, die unter der „Herrschaft des Feldpostbriefes“ zwischen der Frontrealität und ihrer erwünschten und teils auch bereitwillig gelieferten brieflichen Abbildung entstehen konnten, werden zunächst die akademischen Kriegsfreiwilligen als Briefautoren untersucht. In den Freiwilligen verkörperte sich der Krieg in idealer Weise als nationales und gemeinschaftliches Vorhaben. Sie waren sichtbarster Ausdruck und Ergebnis der Kriegsbegeisterung zugleich. Eine nähere Betrachtung der projizierten und tatsächlichen Bedingungen für ihren Einsatz, der daraus folgenden Vorgaben für die Instrumentalisierung ihrer brieflichen Zeugnisse in der Frühphase des Krieges und die ebenfalls früh einsetzenden Stadien ihrer Desillusionierung sollen im Mittelpunkt stehen. So kann deutlich werden, wie schnell und zugleich schleichend Mißbrauch und Entwertung des öffentlich wirksamen Augenzeugen begannen und verliefen. (Vgl.2.1./2.1.1.)

Vor diesem Hintergrund wurde nun umso wichtiger, wie der fragmentierte, aber Feldpostbriefen immer noch zugebilligte Authentizitätsvorschuß zu nutzen war. Namentlich die rapide wachsenden Anforderungen an die psychische Konstitution der Soldaten (und Zivilisten) bildeten einen Maßstab, mit dem der Wert des feldpostbrieflichen Augenzeugen bestimmt werden konnte. Gefragt war nicht mehr nur das ‚richtige` briefliche Selbstbekenntnis an sich.[186] Entscheidender wurde vielmehr, was eigentlich innerhalb der durch den Krieg provozierten seelischen Zumutungen und Verletzungen überhaupt noch bekenntnisrelevant sein durfte. In diesem Zusammenhang gewannen zum einen kriegspsychologisch motivierte Erkundungen der „Kriegsnerven“ an Bedeutung. Sie basierten auf der Augenzeugenschaft der Verfasser und eigenen oder ausgesuchten fremden Feldpostbriefen. Die so als authentisch legitimierten Studien versuchten nicht allein, die seelischen Kriegsauswirkungen ausschnitthaft zu illustrieren; sie sollten auch zeigen, wie ihnen widerstanden werden konnte. Zum anderen disqualifizierten sich im gleichen Zeitraum in privaten und publizierten Feldpostbriefen immer mehr Verfasser als Augenzeugen, weil sie offensichtlich von den Ereignissen okkupiert und traumatisiert worden waren. Die Aussagen „nervös Zerrütteter“ aber waren als Augenzeugenberichte ebenso ungültig wie es die eines Blinden gewesen wären: Beide waren unfähig, das zu erkennen, was gesehen werden mußte, um die „Wahrheit über den Krieg“ bezeugen zu können. Die Feldpostbriefe psychisch erkrankter Soldaten gerieten nach und nach zum

[186] Vgl. A. Hahn, Beichte und Biographie, in: M. Sonntag (Hg.), Von der Machbarkeit des Psychischen. Texte zur Historischen Psychologie II, Pfaffenweiler 1990 (Geschichte und Psychologie, 5), S. 56-76.

bloßen Material, das nurmehr in der Ätiologie und Anamnese der Kriegsneurose eine bedeutsame Rolle spielte. (Vgl. 2.2./2.2.1.)

2.1. Der Freiwillige als Briefautor

An einen begrenzten Leserkreis richteten sich Feldpostbriefveröffentlichungen aus dem gymnasialen und universitären Bereich. In eigens dafür ins Leben gerufenen „Kriegsbriefblättern“ und „Kriegszeitungen“ - oder auch in umfänglichen „Jahresberichten“ mit Rechenschaftscharakter[187] und „Akademischen Nachrichten“ - wurde die Verbindung mit den eingezogenen, zumeist aber kriegsfreiwillig zu den Fahnen geeilten Kommilitonen,[188] Schülern oder Korporations- und Vereinsmitgliedern hergestellt und gehalten. „Jegliche Tätigkeit im Kriege“, so ein Mitglied des Akademisch-Theologischen Vereins „Wartburg“,

> *„ist kinderleicht auszuhalten, wenn man gleichgesinnte Kameraden um sich hat. Ein jeder von uns hat jetzt wohl den Wert seines Bundes einschätzen gelernt. Und diese Dankbarkeit für das, was uns der Tübinger Verein als Soldaten gegeben hat, zeigen wir am besten durch Treue und Anhänglichkeit, unter uns und dem Bunde gegenüber.“*[189]

Zum Bestandteil dieser „Treue“ und „Anhänglichkeit“ gehörte eine nahezu vollständige, individuell schattierte Identifikation mit dem kriegführenden Staat und eine daraus abgeleitete, in den Briefen dokumentierte Kampfmotivation. Sie resultierte aus einem anerzogenen, auf den siegreichen Einigungskriegen als realem Vorbild fußenden und in den letzten Jahren vor dem Krieg noch durch das Wirken der nationalen Verbände verstärkten Patriotismus. Er mündete in ein spezifisch deutsches ‚Sendungsbewußtsein`, dem Kriegsbejahung und nationale

[187] J. Häußner, Der Weltkrieg und die höheren Schulen Badens im Schuljahr 1914-1915, Baden-Baden 1915. Beilage Nr. 33 zum Jahresbericht der höheren Schulen Badens, Karlsruhe 1915.

[188] Die „Berliner Akademischen Nachrichten“ etwa - Nachrichtenblatt der Berliner Universität - publizierten regelmäßig in der Rubrik „Kriegsnotizen“ Feldpostbriefe oder Tagebuchauszüge rekrutierter Studenten.

[189] Kriegsbriefe des Akademisch-Theologischen Vereins „Wartburg“ zu Tübingen 1914-1918, 14. Brief v. 1.9.1916, Landsturmmann Schröder, Feldpostbrief v. 23.8.1916. Im „Leitwort“ der Kriegsbriefblätter der Berliner Bergakademie v. 15.1.1915 heißt es: „Hiermit gelangt das erste Heft der im Auftrage des Professorenkollegiums herausgegebenen ‚Kriegsbriefblätter der Berliner Bergakademie` in Eure Hände. Es werden nämlich die hier einlaufenden Feldpostbriefe und -karten, sowie sonstige Kriegsnachrichten (Feldadressen, Auszeichnungen, Verwundungen, Todesfälle usw.) von unter den Fahnen stehenden Dozenten, jetzigen und früheren Studierenden der Königlichen Bergakademie gesammelt und von Zeit zu Zeit, sei es in vollem Wortlaut oder auszugsweise (unter Hinweglassung des nur für die Person des Empfängers bestimmten Inhalts) zu Kriegsbriefblättern zusammengestellt, gedruckt und an Euch versandt, um Euch von dem Ergehen, den Schicksalen und Erlebnissen Eurer Kameraden von der Bergakademie Kunde zu bringen.“ H.1, 15.1.1915, „Leitwort!“.

Selbstüberschätzung zugleich eigen waren.[190] Hinzu traten, insbesondere für die „notmaturierten" und studentischen Soldaten, an klassischen oder antiken Vorbildern orientierte Sinnmuster. Ihre Wirksamkeit blieb zumindest noch in der kurzen Zeit des Bewegungskrieges im Westen - und länger noch an der Ostfront - intakt, wenn „einem der Tod entgegengrinst":

> *„Auf einem einsamen Ritt gedachte ich heute der braven Kameraden und Kumpels: Dulce et decorum est [...], das ist unser aller Trost und Stolz. Es ist doch etwas Eigenartiges, wenn einem der Tod entgegengrinst. Eine Sekunde [...] taucht dann der Gedanke an alle Lieben auf und dann gehts mit unserem guten deutschen Mut voran."*[191]

Freilich sollte nicht übersehen werden, daß der allgemeine, auf diesen Gruppen aus Schulen und Universitäten lastende Erwartungsdruck, ganz besonders hoch war. Ein Erwartungsdruck, der in den genannten Feldpostbrief- und Nachrichtenperiodika durch die Einleitungen und „Leitworte" der Direktoren und Professoren forciert und insbesondere innerhalb studentischer Korporationen noch um einen spezifischen Ehren-Kodex ergänzt wurde.[192] In diesen relativ starren Schreib- und Rezeptionskontext vermochten kritische oder bereits früh desillusionierte Feldpostbriefautoren unter den akademischen Freiwilligen, die es auch gab, kaum einzudringen. (Vgl. 2.1.1.)

Solche gesellschaftlichen Druckverhältnisse, durch die sich die Existenz des Einzelnen mit jener der überfallen gewähnten Nation verbinden konnte, prägten die kriegsöffentliche Nutzung des freiwilligen Briefautors. Zwei größere, einander oft überschneidende Bereiche lassen sich hier ausmachen: zum einen wurden Selbstverständnis und Ziele der Jugendbewegung anhand gesammelter und

---

[190] Vgl. im Überblick M. Kraul, Das deutsche Gymnasium 1780-1980, Frankfurt/M. 1984, S. 125.

[191] Kriegsbriefblätter der Berliner Bergakademie, H.1, 15.1.1915, S. 7 (Brief F. Dinter v. 4.12.1914). Andere werden in ihren Reflexionen eher dem technischen Studienfach gerecht: „Daß ich, anstatt im schönen warmen Tübingen geologische Spaziergänge zu machen, hier im kalten Rußland tagelang in Erdhöhlen hausen und möglichst viele Russen abmurksen würde, hätte ich mir auch nicht träumen lassen." Ebd., S. 17 (Brief G. Meyer v. 11.10.1914).

[192] Ute Wiedenhoff hat kürzlich eine Staatsexamensarbeit vorgelegt, die sich mit den Kriegszeitungen zweier Tübinger Verbindungen in den Jahren 1914-18 befaßt: „...daß wir auch diese größte Mensur unseres Lebens in Ehren bestehen werden". Eine Untersuchung zu Kriegserlebnis und Mentalität von Korporierten im Ersten Weltkrieg, Tübingen (Mskrpt.) 1994. Als ein Ergebnis hält sie fest: „Die Korporierten bekannten sich während des gesamten Krieges rückhaltlos zum Wert ‚Vaterland`, den es in jeder auch noch so verzweifelt erscheinenden Lage zu verteidigen galt. Motiviert wurden sie zweitens durch ihre Einstellung zum Kampf. Diese wurde dominiert von der Vorstellung der Mensur. Damit waren untrennbar die Werte der Ehre und ihr Männerbild verknüpft. Die in Verbindungen organisierten Soldaten konnten also auf ein ganzes Repertoire von erlernten Deutungsmustern zurückgreifen." Alle etwaigen individuellen Veränderungen durch das Kriegserlebnis wurden „durch Zugehörigkeit zur Verbindung stark relativiert". S.100. Vgl. auch: dies., „... daß wir auch diese größte Mensur unseres Lebens in Ehren bestehen werden. Kontinuitäten korporierter Mentalität im Ersten Weltkrieg, in: G. Hirschfeld u.a. (Hg.), Kriegserfahrungen. Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs, Essen 1997, S. 189-207.

publizierter Feldpostbriefe illustriert.[193] Zum anderen sollten vor allem die Feldpostbriefe von Schülern und Studenten die Aufgaben der Erziehungsinstitutionen während des Krieges und darüber hinaus unterstreichen.[194]

Gemeinsam war beiden Bereichen der Versuch, durch die Feldpostbriefe einen Eindruck von der ‚Bewährung` der jungen Männer zu gewinnen. Im Zuge eines allgemein anzutreffenden, namentlich unter den Geisteswissenschaften und hier wiederum besonders innerhalb der Pädagogik und der Psychologie verbreiteten Bestrebens, den „Krieg als ein Massenexperiment über die Auslösung von Affekten und die Aktivierung geistiger Eigenschaften“ zu begreifen,[195] konnten solche Bemühungen kaum überraschen. Dies galt umso mehr, als ‚die` Jugend und ihr diagnostizierter „Aufbruch“ - der im Rückblick den der ganzen Nation im August 1914 vorwegzunehmen und endlich mit ihm eins zu werden schien[196] - bereits im Vorkrieg das vielfältige Interesse „von Pädagogen und selbsternannten Jugendwohltätern“ gefunden hatten.[197] Eine besondere Pointe bekam diese Entwicklung nicht durch die schon zuvor beschworene Rolle des „Krieges als Erzieher“, sondern durch die Frage nach der Tauglichkeit des vermittelten Erziehungs- und Wertesystems.[198] War es gelungen, die in ihm vorhandenen, auf einen Krieg vorbereitenden Potentiale trotz eines ‚langen Friedens und wachsenden Wohlstands` unbeschädigt zu bewahren?[199]

---

[193] Vgl. etwa den Literaturbericht „Kriegspädagogik“ in: Pädagogische Blätter, 1916, S. 100-105. So fände z.B. einer der Führer der Jugendbewegung, Ludwig Gurlitt, in seinem Bändchen „Die deutsche Jugend und der Krieg“ (Greiz 1915), „in dem mächtigen Aufflammen der jugendlichen Kriegsbegeisterung alles erfüllt, was er von der Jugend erhofft hat, und erwartet, daß in der Erziehung und Bildung der Jugend nach dem Krieg alles das verwirklicht werden wird, was die neue deutsche Jugendkultur angestrebt hat.“ S. 101.

[194] Vgl. etwa den Sammelbericht „Krieg und Schule“ (H. Keller), in: Zeitschrift für angewandte Psychologie, 1917, H.12, S. 108-151. Die leitenden Fragestellungen für den Literaturüberblick lauteten: „1. Wie wirkt der Krieg a) überhaupt auf die Menschen und b) wie wirkt er gerade auf die Jugend? 2. Wie sucht die Schule dieser Stimmung während des Krieges Rechnung zu tragen? 3. Welche Gesichtspunkte ergeben sich für die spätere Gestaltung des Unterrichts?“ S. 108.

[195] R. Sommer (Geh. Medizinal-Rat/Gießen), Krieg und Seelenleben, Leipzig 1916, S. 13.

[196] „Kriege waren Jugendbewegungen, nicht hinter der Front, im Hauptquartier, sondern an der Front; das galt besonders für den Ersten Weltkrieg, als der Unterschied zwischen denen, die an der Front kämpften, und den ‚Etappenhengsten` - sowie allen Zivilpersonen im Hinterland - deutlich ausgeprägt war.“ So George L. Mosse, Gefallen für das Vaterland. Nationales Heldentum und namenloses Sterben, Stuttgart 1993 (1990), S. 81/82.

[197] F. Trommler, Mission ohne Ziel. Über den Kult der Jugend im modernen Deutschland, in: T. Koebner/R.-P. Janz/ F. Trommler (Hg.), „Mit uns zieht die neue Zeit“. Der Mythos Jugend, Frankfurt/M. 1985, S. 14-49, S. 17.

[198] In historischer Perspektive erwies sich aufs neue, daß eine „Geschichte der Jugend“ vor allem eine Geschichte „der wechselnden Anforderungen und Zumutungen“ ist, „die auf die Jugend gerichtet sind“. A. Flitner/ W. Hornstein, Kindheit und Jugendalter in geschichtlicher Betrachtung, in: Zeitschrift für Pädagogik, 10 (1964), S. 337. Vgl. auch: T. v. Trotha, Die Entstehung von Jugend, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 34 (1982), S. 254-277.

[199] „Der lange Frieden und wachsende Wohlstand hatten eine nicht zu leugnende Verweichlichung erzeugt, die von schärferen Augen als Zeichen des Verfalles betrachtet wurde: überreizte Nerven, Zersplitterung und Veräußerlichung des Lebens, sensibles Ästhetentum, das in Stimmungen und Eindrücken zügellos schwelgte und vor allem sich schrankenlos auszuleben verlangte, Ansprüche an Genuß und verfrühte Lebensfreuden, dabei Scheu vor ernster und saurer Arbeit, die sich nur schlecht verhüllte durch sportmäßige Tändelei - aber das alles war jetzt durch den Ernst des Krieges wie durch

Insoweit Feldpostbriefe hierbei zur Grundlage einer Antwort gemacht wurden, griffen früh solche Überlegungen Raum, die diese empirische Basis auf kongeniale Weise mit dem angestrebten Erkenntnisinteresse zu verkoppeln suchten und damit zugleich Erklärungen für die offensichtliche Bevorzugung bestimmter Gruppen unter den jugendlichen Freiwilligen und ihren brieflichen Zeugnissen anboten. Denkbar wäre immerhin gewesen, die große Masse ehemaliger Volks- und Realschüler oder die der Lehrlinge und ihre Feldpostbriefe allein zum Gegenstand einer Bestandsaufnahme zu machen, - ohne daß allerdings dadurch per se ein realitätsgesättigterer Einblick in das Leben an den Fronten zu erwarten gewesen wäre. Aber darum ging es ja auch nicht eigentlich. Von „allgemeiner Symbolkraft" erwiesen sich vielmehr in erster Linie die Briefe freiwilliger Gymnasiasten und Abiturienten sowie vor allem die von Studenten, weil in ihrem „Kreis", so das Argument,

> *„eine Fülle von Berufen, von Gesellschaftsklassen keimend nebeneinander [liegen], in ihm kreuzen sich Vergangenheit und Zukunft, subjektive Ergriffenheit und objektive Erkenntnis, Wachheit der Sinne und Beweglichkeit des Geistes".*[200]

Deutlichere Worte, die in gewisser Weise schon die politisch motivierten Zweifel an der Aussagekraft von Feldpostbriefen nach 1918 vorwegnahmen (vgl. IV.1.2.), formulierte der Geheime Medizinal-Rat Robert Sommer, im Kriegsjahr 1914/15 Rektor der Universität Gießen. Durchaus quellenkritisch - freilich in bloß instrumenteller Absicht[201] - kam Sommer zu dem Schluß, daß im Vergleich der Feldpostbriefe unterschiedlichster Provenienz sich schnell erwiesen hätte,

> *„daß bestimmte Persönlichkeiten und Gruppen von Menschen außerordentlich viel mehr zu einer richtigen Darstellung von Tatbeständen geeignet sind als andere."*[202]

---

einen Gewittersturm weggeweht, und eine frische Tatenlust trat hervor." J. Häußner, Der Weltkrieg und die höheren Schulen Badens, S. 23.

[200] P. Witkop (Hg.), Kriegsbriefe deutscher Studenten, Gotha 1916, S. VI („Zum Geleit"). Vgl. M. Hettling/ M. Jeismann, Der Weltkrieg als Epos. Philipp Witkops „Kriegsbriefe gefallener Studenten", in: G. Hirschfeld/G. Krumeich/I. Renz (Hg.), Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch, S. 175-198.

[201] Nämlich um eine „große Zahl von Äußerungen aus Feldpostbriefen, die, dogmatisch aufgefaßt, Irrtümer über bestimmte Zustände oder Vorgänge in diesem Krieg zu erregen geeignet sind", von vornherein auszuschließen. Sommer schlägt im übrigen vor, bei der Nutzung von Feldpostbriefen „folgende Umstände genau in Betracht zu ziehen: 1. die Persönlichkeit, die Berufs- und Standesverhältnisse des Schreibenden, 2. die vorherigen Erlebnisse und die besonderen Umstände, unter denen das Schreiben erfolgt ist, 3. die Persönlichkeit, an die der Brief gerichtet ist, und ihre Beziehung zu dem Schreibenden." R. Sommer, Krieg und Seelenleben, S. 30 ff., S. 30.

[202] Ebd., S. 31. „Ferner ist zu berücksichtigen, daß auch bei völlig richtiger Beobachtung der Umfang dieser in vielen Fällen zu gering ist, um allgemeine Schlüsse daraus herzuleiten". Ebd.

Sommer bringt dann einige Auszüge aus Briefen Gießener Studenten - zumeist Medizin- und Tiermedizinstudenten -, die damit auf die „Liebesgabensendungen" der Universität reagierten; sie waren von Sommer organisiert und unter Beilage seiner zuerst als Rektoratsrede veröffentlichten Schrift zu „Krieg und Seelenleben" - gleichsam als Interpretationshilfe für die freiwilligen Studenten - verschickt worden. Sommer versteht diese Briefe als

> *„ein Beispiel für den Geist, der in der deutschen akademischen Jugend während des Krieges lebt und der in dem heldenhaften Verhalten der deutschen Studentenschaft in diesem Kriege [...] zu weltgeschichtlicher Bedeutung gekommen ist."*[203]

Übersetzt in eine womöglich plump wirkende, aber doch keinesfalls unzutreffende ideologiekritische Diktion, hieß dies nicht allein, daß das in den Studenten- (und Abiturienten)-Briefen mitgeteilte Kriegserlebnis inhaltlich am klarsten und je nach Bedarf mit den kulturell-missionarischen Kriegszielen der Intellektuellen oder mit den ökonomisch-annexionistisch orientierten des Staates korrespondieren konnte. Es bedeutete zugleich auch, daß die jungen Akademiker und Oberschüler dies am besten in ihren Briefen, vermehrt um den damit verbundenen authentischen Anstrich, schriftlich zu fixieren vermochten. Etwa im Sinne eines ‚transzendentalen Idealismus`, als dessen Vertreter sich der Kriegsfreiwillige, Leutnant und Autor der folgenden Zeilen ausgibt:

> *„Die Nation als solche steht erlebbar und ‚wirklich` zwischen dem vereinzelten und unerlebbaren Einzelmenschen und dem farblosen abstrakten Weltbürger. In der Nation allein kann der Mensch sich wirklich erleben und die ganze Welt erleben. Die Nation ist die Grenze, wo das Individuum mit dem All zusammenstößt.*[204]
>
> *[...] am lebendigsten wird der Urgrund alles inneren Erlebens, die Nation, wenn alles, wenn das ganze Dasein auf diesen Urgrund gestellt wird, wenn Hunderttausende ihr Leben dafür als Opfer darbringen, weihen, monatelang im Felde liegen, wenn die Nation reitet und marschiert."*[205]

Eine solche Nation, deren gemeinsame Mobilisierung hier einprägsam beschworen wurde, wirkt wie der empirische Beleg für eine jüngst geäußerte These. Danach sei die Begeisterung des August 1914 nur zu begreifen, wenn sie im Kontext eines seit den Befreiungskriegen „tradierten Erhebungskomplexes" als

[203] Ebd., S. 32.
[204] Georg Simmel hat dann dieses anvisierte Rendevouz im All kurz darauf etwas prosaischer so charakterisiert: „Zwischen dem Einzelnen und dem Ganzen besteht kein Jenseits mehr." G. Simmel, Der Krieg und die geistigen Entscheidungen. Reden und Aufsätze, München/Leipzig 1917, S. 12.
[205] P. Witkop (Hg.), Kriegsbriefe deutscher Studenten, S. 1-4, S. 2/3 (Brief Walther Harich v. 4.11.1914/ Ostfront). Witkop stellt diesen Brief, quasi als Ergänzung seiner Einleitung, der Sammlung voran.

„selbstbezogene Nationalbegeisterung interpretiert, als emotionales Medium nationaler Selbsterfahrung“ verstanden würde.[206] Das Bekenntnis des Freiwilligen verdankte sich so gesehen dem Blick in den Spiegel einer überlieferten Vergangenheit, in dem er und mit ihm die ganze Nation sich für einen Moment „im Einklang mit dem idealen Bild ihrer selbst“ befinden konnten.[207] Doch ist, um im Bild zu bleiben, jeder Blick in den Spiegel und das daraus resultierende, ideal empfundene Selbstbild subjektiver Natur und Ausdruck einer teils unbewußten, teils vermittelten Rangordnung der Wahrnehmung. Auffällig tritt in der zitierten, emphatisch vorgetragenen Selbstvergewisserung des Kriegsfreiwilligen hervor, wie stark dabei der Bezug auf das Militärische, mithin auf die Armee als Antrieb einer erst reitend und marschierend ganz zu sich selbst gelangenden Nation ausgeprägt ist. Daß „der Bürger fast nur in der Rolle und Gestalt des Soldaten seine Bürgertugend zu üben gewöhnt wurde“,[208] wie es Dolf Sternberger im Hinblick auf die Geschichte eines Gefühls, das der Opferbereitschaft, in Deutschland formulierte, hatte seine Ursache fraglos auch in der Erziehung. Auf deren erhoffte Erfolge kaprizierten sich nun die Sachwalter ihrer Methoden und Werte, indem sie die Feldpostbriefe der gymnasialen und studentischen Freiwilligen wie Besinnungsaufsätze, wie mehr oder weniger gelungene Ausweise der Identifikation mit der Nation in Waffen zensierten.

Anfang 1916 gab der Hamburger Oberlehrer Willi Warstat einen in dieser Umfänglichkeit ersten Sammelband über das „Erlebnis unserer jungen Kriegsfreiwilligen“ heraus. In Zusammenarbeit mit dem „Bund für Schulreform“ hatte Warstat im Verlaufe des Jahres 1915 in mehreren Sammelaufrufen an „alle Kreise unseres Volkes“ um die Zusendung von Feldpostbriefen, Gedichten und allgemeinen Einschätzungen von Kriegsfreiwilligen gebeten. Die Absicht war klar:

[206] M. Jeismann, Das Vaterland der Feinde. Studien zum nationalen Feindbegriff und Selbstverständnis in Deutschland und Frankreich 1792-1918, Stuttgart 1992, S. 45.

[207] Ebd., S. 302. Dabei war der „Jubel im August 1914 [...] durch ein zweifaches Wiedererkennen motiviert: ein historisches zum einen, da man geradezu mit Genugtuung den Ausbruch des Weltkriegs als weiteres Glied in der Tradition nationaler Erhebung seit 1813 begrüßte; es war zum anderen ein gesellschaftliches Wiedererkennen insofern, als man die Wiederkehr des nationalen Enthusiasmus für den Garanten gesellschaftlicher Befriedung oder Erneuerung ansah.“ S. 301/302.

[208] „[...] so etwa ist es bei uns zu diesem ergreifend unseligen Ergebnis gekommen, [...] daß diese Tugend selbst zur Pflicht sich verkehrte, die ‚Liebe der Gesetze` bei der Masse der Dienenden zum bloßen Gehorsam verdorrte, die Liebe des Vaterlandes nur als Dienst und Opferbereitschaft übrigbleibt.“ D. Sternberger, Begriff des Vaterlands (1947), in: ders., „Ich wünschte ein Bürger zu sein. Neun Versuche über den Staat, 2. Aufl., Frankfurt/M. 1970, S. 28-50, S. 46. Sternberger nimmt hier im Kern schon Ergebnisse moderner Kriegerdenkmalsforschung vorweg; sie hält etwa für den deutsch-französischen Vergleich des Stein gewordenen Erinnerns an die Toten des Ersten Weltkriegs fest: „Im deutschen Totenkult wird also der Bürger als Soldat gefeiert, in Frankreich der Soldat als Bürger. [...] Das zivil-bürgerliche Element wurde im Totenkult nur insofern berücksichtigt und im Denkmal widergespiegelt, als es sich national definierte.“ M. Jeismann/ R. Westheider, Wofür stirbt der Bürger? Nationaler Totenkult und Staatsbürgertum in Deutschland und Frankreich seit der Französischen Revolution, in: R. Koselleck/M. Jeismann (Hg.), Der politische Totenkult. Kriegerdenkmäler in der Moderne, München 1994, S. 23-50, S. 36/39.

> *„Wie sich die Hunderttausende jugendlicher Freiwilliger, die vielfach von der Schulbank hinweg ins Feld gezogen sind, bewähren, das gibt uns unter Umständen - [...] - einen Maßstab ab für die Leistungen und Mängel unseres gesamten Erziehungswesens. Mindestens aber wird das Verhalten dieser Jugendlichen unter dem Druck des gewaltigen Kriegserlebens einen wertvollen Beitrag für die Psychologie des Jugendalters liefern.“*[209]

Das Unternehmen erfreute sich offensichtlich größeren Zuspruchs, denn die Publikation folgte rasch. Allerdings kam Warstats Werk nicht über ein Kompendium kriegsfreiwilliger Stimmen hinaus. Von einer irgendwie gearteten theoretischen Verarbeitung des Materials, wie es der Text des Aufrufs ankündigte, konnte keine Rede sein. Das „Tatsächliche“, das „Stoffliche“, die Anekdote standen im Mittelpunkt und gaben auch - parallel zu den propagierten Erwartungen an die Briefeschreiber - die Gliederung der Sammlung vor: „I. Der Kaiser rief, II. Vor dem Feind - für die Heimat, III. Kampf und Tod“. Zwar räumte Warstat ein, daß „ein einigermaßen abschließendes Urteil über die tatsächliche Leistung, über die objektive Bewährung“ noch nicht möglich sei. Doch trete stattdessen „das seelische Erlebnis unserer jugendlichen Freiwilligen um so klarer und schöner hervor“, - ob in den Schilderungen vom „Grausen des ersten Kampfes“, ob schließlich in jenen vom „bitter-süße[n] Sterben fürs Vaterland“.[210] In einem Briefauszug vom 23. Oktober 1914 über den Tod eines kriegsfreiwilligen Studenten heißt es:

> *„Das Kommando kam: ‚Sprung auf, marsch, marsch!` Wir wurden von einem Hagel von feindlichen Geschossen überschüttet. Als wir wieder lagen, sagte Heinrich, der nur einige Meter von mir entfernt lag: ‚Ich bin von zwei Kugeln getroffen`. Ich bat ihn, sich von mir verbinden zu lassen; aber er sagte: ‚Es hat keinen Zweck mehr, grüße, bitte, meine Eltern und grüße Tulla.` Dann sagte er noch lächelnd zu unserem Zugführer und mir: ‚Dulce et decorum est pro patria mori!` Ich rief noch einige Male laut Heinrichs Namen, er antwortete aber nicht mehr, sondern lag ganz still. Plötzlich kam für uns der Befehl: ‚Vorrücken!`, ich durfte leider nicht zurückbleiben. - - -“*[211]

Unabhängig davon, wie dieses an antiken Vorbildern orientierte, etwa im Lateinunterricht vermittelte Szenario eines Heldentodes heute auf uns wirkt, verschaffte es dem zeitgenössischen Rezeptionszusammenhang eine zweifach illusionäre, aber deshalb doch nicht weniger wirkungsvolle Basis. Denn einerseits

[209] Aufruf zur Sammlung von Dokumenten über das Verhalten und die Leistungen der jugendlichen Kriegsfreiwilligen, in: Zeitschrift für Pädagogische Psychologie und experimentelle Pädagogik, 16 (1915), S. 203/204.
[210] W. Warstat (Hg.), Das Erlebnis unserer jungen Kriegsfreiwilligen. Nach den Feldpostbriefen, Tagebüchern, Gedichten und Schilderungen jugendlicher Kriegsfreiwilliger aus der Sammlung des ‚Deutschen Bundes für Erziehung und Unterricht`, Gotha 1916, S. III/IV.
[211] Ebd., S. 90.

wurde hier suggeriert, „wie sehr in diesem Kriege der Massen gegeneinander das Erlebnis des Einzelnen dem Abenteuertum der ursprünglichsten“ - freilich auch schon pathetisch verbrämten -

> *„Kriegführung gleichen kann, wie sehr auch hier der einzelne auf sein persönliches Geschick, seine List angewiesen ist und zur höchsten Betätigung seiner individuellen Fähigkeiten hundertfältig Gelegenheit hat“.*[212]

Gelegenheiten, die endlich auch die Re-Inszenierung überlieferter und vermittelter Heldentodszenarien mit einschließen konnten.

Zum anderen machten die so betonten persönlichen und persönlichsten, die immer wieder beschworenen innerlichsten Seelenoffenbarungen Glauben, es handele sich hier um die geglückte Verquickung privater mit deutschen, nationalen, ja, mit den Interessen der gesamten Menschheit:

> *„Ein ganzes Volk ist ein Mann geworden. Ein ganzes Volk ist, was im normalen, friedlichen Verlaufe des sozialen Lebens niemals geschieht, sich seiner eigenen tiefsten Seelenstärke, seiner geistigen Eigenart und seiner Verpflichtung gegen sich selbst und die Menschheit bewußt geworden.“*[213]

Davon sollten die Briefe künden, als „mythische Reize“ begrüßt, in der „Einheitlichkeit des Erlebens“ als „Zeichen innerlichster Einheit“ erkannt, - aber auch schon eben darum als Ausdruck tradierter Kriegsphraseologie von Zeitgenossen kritisiert.[214] Indem die Mitteilungen der Freiwilligen persönlichste Erlebnisse und Offenbarungen tief verborgener Gefühle versprachen und ihre Briefe zugleich den Bereich privater Korrespondenz verließen, waren sie schon in die Hände jener Instanzen geraten, die, ob leibhaftig in Gestalt von Lehrern, ob im Jargon der Feldpostbriefrubriken oder in jener ihrer Rezensionen in Tageszeitungen und Broschüren, für die ‚Entseelung` und ‚Entpersönlichung` der deklarierten „seelischen Erlebnisse“ sorgten.[215] Wesentlich erleichtert durch eine gemeinsame Sprache, deren nationale Semantik in ihrer Ausrichtung auf sinngebende Fixpunkte und Selbstbilder die Kluft zwischen den sich artikulierenden Freiwilligen und ihren

[212] Kriegsliteratur, in: Der Türmer, 17 (1914/15), Bd. II, April-Juni 1915, S. 264-268, S. 267. Der nicht genannte Autor des Literaturberichts meinte dies, im Hinblick auf eine von Otto Spamer edierte Sammlung (Feldpostbriefe 1914. Berichte und Stimmungsbilder von Mitkämpfern und Miterlebern, Leipzig 1915), natürlich zustimmend.

[213] Die Sätze stammen aus der Feder Gustav F. Steffens und seiner schnell ins Deutsche übersetzten Studie: Krieg und Kultur. Sozialpsychologische Dokumente und Beobachtungen im Weltkriege 1914, Jena 1915, S. 23.

[214] O. Bie, Feldpostbriefe, S. 1603; W. v. Hollander, Die Entwicklung der Kriegsliteratur, S. 1274/1275.

[215] So faßt etwa der aus dem der katholisch-sozialen Bewegung verpflichteten ‚Sekretariat sozialer Studentenarbeit` kommende Hermann Platz den „Krieg als das Erlebnis der Entpersönlichung, der Volkwerdung“ auf; eine aus eigenem Erleben und der Interpretation von Feldpostbriefen gewonnene Deutung, die es „den einzelnen“ erlaubte, „eine Lebensgemeinschaft“ zu gründen, freilich eine zum Tode, denn dies geschehe, so Platz, „um so eher, je bewußter dem Todesgedanken Raum gegeben wird“. H. Platz, Krieg und Seele. (Hg. vom Sekretariat Sozialer Studentenarbeit), Mönchen-Gladbach 1916, S. 14/15.

heimatlichen Interpreten zu überwinden vermochte und dieser Distanzminimierung im selben Moment die Gloriole des Authentischen verlieh, entpuppte sich die erwünschte und gewiß auch von manchen herbeigesehnte Verschmelzung von Ich und Nation als pure Okkupation des Ersteren durch das Letztere.

Eine Symbiose, die wahrhafte Triumphe angesichts des Kriegstodes feierte, in dessen Nähe sich zudem erst recht „Herzensergüsse von ergreifender Innigkeit und Wahrhaftigkeit“ auf den Briefbögen niederschlugen:

> *„Ganz natürlich: da wo ein seine Opfer wahllos hinmähendes Geschick Lebensernst und Todesgedanken erweckt, fühlt sich das Gemüt gedrängt, sozusagen die Summe des Lebens zu ziehen und eine Art Bekenntnis auszusprechen“.*[216]

Den stärksten Ausdruck fand dies in der Formel vom „Heiligen Krieg“ - und der davon abgeleiteten des „heiligen, des geweihten Opfertodes auf dem Altar des Vaterlandes“.[217] Ihn riefen die akademischen Freiwilligen in ihren Feldpostbriefen und ihre Stichwortgeber auf den Kanzeln und Kathedern früher noch aus als der Sultan-Kalif Mohamed V., der den „Heiligen Krieg“ am 14. November 1914 in Konstantinopel allen Moslems im Kampf gegen Engländer, Franzosen und Russen verkündete. Natürlich hatte der akademisch-teutonische „Dschihad“ gänzlich andere Ursprünge als sein islamisches Pendant,[218] einmal abgesehen davon, daß letzterer seine religiöse Weihe aus dem Kampf gegen die ‚Ungläubigen` bezog. Davon aber konnte ja auf den europäischen Schlachtfeldern keine Rede sein: hier standen sich in der Regel, ungeachtet aller konfessionellen Unterschiede, Christen gegenüber, deren einer Gott sich freilich für die jeweils nationalen Kriegsziele reklamiert sah.[219]

Die dem Opfertod zugemessene Erhabenheit bezog ihre Substanz nicht zuletzt daraus, daß es sich beim ‚Opfer` per se um einen höchst hierarchischen Begriff handelt. In der Regel geht es um ein Anteilnehmen, ein Aufgehen oder doch zumindest um das In-Berührungkommen mit etwas Übergeordnetem. Der

---

[216] J. Häußner, Der Weltkrieg und die höheren Schulen Badens, S. 79. Ähnlich auch: K. Wolf (Hg./Seminarlehrer), Von der Schulbank in den Schützengraben, Würzburg 1916, Einleitung.

[217] „Während der aktive Offizier im Kriege seinen Beruf sieht, sind wir reine, uneigennützige Idealisten, steht bei uns über all dies die Idee des ‚heiligen und gerechten Krieges`, des Volkskrieges.“ P. Witkop (Hg.), Kriegsbriefe deutscher Studenten, S. 19 (Brief Eduard Friedberg v. 30.10.1914/Westfront).

[218] Vgl. W. Kruse, Der säkularisierte ‚heilige Krieg` des Deutschen Reiches 1914, in: Journal Geschichte, 1989, H.5, S. 23-33, S. 27. Vor allem der „Boom der Befreiungskriegsliteratur, der durch das Jubiläumsjahr 1913 noch zusätzlich verstärkt wurde“, konnte dabei als Folie dienen. Vgl. M. Jeismann, Das Vaterland der Feinde, S. 387/388. Vgl. auch: K. Vondung, Geschichte als Weltgericht, in: ders. (Hg.), Kriegserlebnis. Der Erste Weltkrieg in der literarischen Gestaltung und symbolischen Deutung der Nationen, Göttingen 1980, S. 62-84; R. Rürup, Der „Geist von 1914“ in Deutschland. Kriegsbegeisterung und Ideologisierung des Krieges im Ersten Weltkrieg, in: B. Hüppauf (Hg.), Ansichten vom Krieg. Vergleichende Studien zum Ersten Weltkrieg in Literatur und Gesellschaft, Königstein/Ts. 1984, S. 1-30.

[219] Vgl. die Monographien von K. Hammer, Deutsche Kriegstheologie 1870-1918, München 1971; W. Pressel, Die Kriegspredigt 1914-1918, Göttingen 1967; H. Missalla, „Gott mit uns“. Die deutsche katholische Kriegspredigt 1914-1918, München 1968.

Mensch, der weder egoistisch sein darf noch will, kann im Aufgehen im größeren Ganzen sein beschädigtes Selbstwertgefühl stabilisieren, es überhaupt erst gewinnen und über sich hinauswachsen.[220] Diese unterschiedlich stark ausgeprägten subjektiven Bedürfnisse nach einer Illusionierungshilfe, trafen auf ein seit den Befreiungskriegen tradiertes Sinnpotential. Es verhieß - in seiner sinnstiftenden Bedeutung für den Opfertod immer in Gefahr, zum reinen Selbstzweck zu verkommen[221] - jenseits rein religiöser Zuschreibungen den Zugang zu mittlerweile vollends national dekorierten Ewigkeitsgefilden. „Ich sterbe“, so ein imaginärer Soldat im fiktiven Todesmonolog,

> *„an meinem zerfetzten Leibe ist nichts mehr zu retten. Aber was tut's - wir haben gesiegt! [...] Jetzt bin ich nur noch Eins mit dem Allgemeinen, bin ganz Deutschland, nichts weiter als Deutschland. Die Mauern der Persönlichkeit müssen zertrümmert werden, damit der Mensch sich ausweitet zum Volke. Niemand ist so groß im Leben wie er im Tode sein kann.“*[222]

Der Opfertod im „heiligen Krieg“ wird so zu einer letzten Kategorie im Stigmatisierungsarsenal der Nation im Krieg, vielleicht, jedenfalls zu Beginn des Krieges und auf die Jugend abzielend, zur treffsichersten. Denn sich ihm zu ‚weihen` hieß, im jugendlich-nationalen Olymp zu ‚überleben`. „Den anderen droht Tod und Verwesung“.[223] Und vor allem studentische Feldpostbriefe waren Künder dieser Botschaft.

---

[220] Hinzuweisen ist auch auf eine sprachliche Besonderheit: im Deutschen schloß der Opferbegriff in seinen verschiedenen Ausprägungen immer in der Wortfeldbedeutung die ‚Würde`, aber auch die ‚Unschuld` des Opfers mit ein. Die englische Sprache unterscheidet hingegen zwischen dem Opfer, das von der Gewalt besiegt wurde (victim) und dem dargebrachten Opfer (sacrifice). Nur letzteres hat den militärisch-sakralen Unterton, den es unterschiedlos im Deutschen hatte. Von hier war es nur ein kurzer Weg zu der latenten Unterstellung, daß ein Opfer immer etwas Sinnvolles, quasi um seiner selbst willen Geheiligtes war. Vgl. S. Behrenbeck, Heldenkult und Opfermythos. Mechanismen der Kriegsbegeisterung 1918-1945, in: M. van der Linden/G. Mergner (Hg.), Kriegsbegeisterung und mentale Kriegsvorbereitung. Interdisziplinäre Studien, Berlin 1991, S. 143-160, S. 146.

[221] Michael Jeismann hat neuerlich klar gemacht, in wie starkem Maße in der Lyrik und Ikonographie der Befreiungskriege, das Opfer und die Opferbereitschaft „zum Selbstzweck, zu einer sich selbst genügenden antizipierenden Geste werden und seinen Sinn unabhängig vom Opferziel erlangen“ konnten. M. Jeismann, Das Vaterland der Feinde, S. 100.

[222] R. Baerwald, Wie sich im Tode trösten. Aus den Selbstgesprächen sterbender Krieger, in: Der Türmer, 17 (1914/15) Bd. II, April 1915, S. 93-97, S. 97. Die „vier Selbstgespräche bilden eine aufsteigende Reihe, vom ethisch einfachsten bis zum höchstgerückten Standpunkt“. Die zitierte Sequenz stammt aus dem vierten Selbstgespräch. Allesamt sollten sie „wirklichen Trost spenden können“. S. 93.

[223] „Der Tod erscheint nicht als der sichere Fixpunkt, dessen Unausweichlichkeit ein Leben aus christlichen Werten fordert. Der Krieg wird vielmehr zu einer Drohung mit dem gewaltsamen und frühen Tod, dem nur entgeht, wer seinen Anspruch auf einen ‚natürlichen Tod` freiwillig aufgibt. Das Weiterleben ist all denen garantiert, die sich der staatlich legitimierten Gewalt unterwerfen, bereit sind, ihr Leben zu opfern und damit in die mythische Gemeinschaft der Geweihten eintreten. Den anderen droht Tod und Verwesung.“ B. Hüppauf, „Der Tod ist verschlungen in den Sieg“. Todesbilder aus dem Ersten Weltkrieg und der Nachkriegszeit, in: ders., (Hg.), Ansichten vom Krieg. Vergleichende Studien zum Ersten Weltkrieg in Literatur und Gesellschaft, Königstein/Ts. 1984, S. 55-91, S. 88.

2.1.1. Desillusionierungen

Es sollte nicht übersehen werden, daß mancher Freiwillige in einer kaum ernsthaft beeinträchtigten Gewißheit der Übereinstimmung persönlicher und nationaler Ziele schließlich auch in heilsgewißer Erwartung starb. Ebenso ließe sich vielfach belegen, daß für Freiwillige, sofern sie die ersten Frontmonate überlebten, eine religiös überhöhte Scheinwelt als Quelle ihrer Kampfmotivation noch lange Bestand hatte. Aber die Stimmen mehrten sich, die den Wert und die Dauer solchen Sinngerüstes in Frage stellten.

Zunächst konnten die in den publizierten Feldpostbriefen selbst bemerkbaren Sinneinbußen noch als notwendiger Bestandteil authentischer Schilderungen eingeordnet und damit in ihrer Brisanz entschärft werden. Ein Beispiel ist etwa die in studentischen Feldpostbriefen zutage tretende Kritik am tradierten Kriegsbild, die zur nur umso stärkeren Bekräftigung der daraus erwachsenen, neuen „Größe des Kampfes“ dienen mochte.[224] Doch die Kritik und Skepsis angesichts des als bedenkenlos eingeschätzten Einsatzes der Freiwilligen waren bald nicht mehr zu überhören. Einer der späteren Justizminister der Weimarer Republik, Gustav Radbruch, äußerte während des Krieges starke Zweifel, ob - wenn schon nicht die sakrale Inszenierung des Krieges - die „Kriegspolitik des Staates“ oder gar der „Notwehrgedanke [...] dem Verhalten des einzelnen Kriegers die sittliche Basis zu verleihen“ vermögen. Dies gälte in erster Linie für den jugendlichen Kriegsfreiwilligen; er vor allem müsse,

> *„um sein persönliches Verhalten ethisch rechtfertigen zu können, die Verantwortung für die Gerechtigkeit des ganzen Krieges auf sich zu nehmen bereit sein, und wehe ihm, wenn er etwa, mit einem zerstörten Leben heimgekehrt, an der Bedeutung der Sache, welcher er sich geopfert hat, irre würde - hier liegt das eigentliche Problem des ‚Kriegsprimaners`.“*[225]

[224] Eine Interpretation, der allerdings studentische Briefeschreiber oft Vorschub leisteten: „Wahrlich, nicht ‚Heldenstückchen` sollen Elend verdunkeln, nicht fürder soll man mehr von einem ‚frischen, fröhlichen Krieg` sprechen, aber nie und nimmer soll man vergessen, daß diese Kriegsmonate, in denen Tod und Leben in nahe Nachbarschaft gestellt sind, so voll kondensierten Lebens sind, daß sie fast symbolischen Glanz bekommen und tausendmal größere Wirklichkeit als der breite gleichmäßige Lebensstrom, in dem wir sonst umherplätschern.“ P. Witkop (Hg.), Kriegsbriefe deutscher Studenten, S. 4 (Brief Walther Harich v. 4.11.1914/Ostfront).

[225] G. Radbruch, Zur Philosophie dieses Krieges, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, 44 (1917/18), S. 149-162, S. 150. Nach und nach meldeten sich auch die im August 1914 desorientiert schweigsam gebliebenen Pazifisten wieder zu Wort, wenn sie nicht selbst zu euphorischen Kriegsverherrlichern geworden waren. Friedrich Wilhelm Foerster z.B. wies darauf hin, daß die positiven, charakterstärkenden Wirkungen des Krieges, die er immerhin und immer noch (1916) dem Krieg attestierte, von den unabsehbaren Schäden auf die Psyche der Einzelnen, hervorgerufen durch Haß- und Rachegefühle und die Verhärtungen der Emotionen, mehr als ausgeglichen würden. F. W. Foerster, Die deutsche Jugend und der Weltkrieg, Leipzig 1916, S. 94 f., S. 98 f. Vgl. zum Pazifismus den Überblick bei Karl Holl, Pazifismus in Deutschland, Frankfurt/M. 1988, S. 103 ff.

Zudem wurde nun auch rasch Kritik so genereller wie handfester Natur am Einsatz der Kriegsfreiwilligen laut, zumal an dem von notmaturierten oder unmittelbar vom Klassenraum aus in die Schützengräben eilenden Schülern. Und diese Kritik kam aus einer Ecke, die bei den eifrigsten Propagandisten der Freiwilligkeit, den Lehrern, nur Überraschung und Verärgerung auslösen konnte. Beides war einem Kommentar des „Deutschen Philologenblattes" unschwer anzumerken, der sich mit einem Anfang 1915 publizierten Schreiben des Preußischen Kriegsministeriums an das Ministerium für geistliche und Unterrichtsangelegenheiten beschäftigte. Dieses Schreiben nämlich hatte „eine herbe Kritik der jungen Männer" enthalten; und das, wo „alle Welt sonst [...] das Lob unserer gebildeten Jugend" singt, „die massenhaft die höheren Schulklassen verließ, um für ihr Vaterland zu kämpfen und zu bluten." Stattdessen wurde nun im Schreiben des Preußischen Kriegsministeriums

> *„diesen vielen das zur Teilnahme an einem Feldzug erforderliche Maß körperlicher und sittlicher Reife kurzweg abgesprochen und zugleich dem Kultusministerium zu verstehen gegeben, daß es eine zwar gut gemeinte, aber nunmehr doch als Fehlgriff erwiesene Maßnahme gewesen sei, durch Notprüfungen und Notversetzungen ihren Eintritt in das Heer zu erleichtern. Künftig solle man dieses Entgegenkommen auf die Primaner beschränken, die vollkommen kriegsbrauchbar seien und die Absicht hätten, die Offizierslaufbahn einzuschlagen."*[226]

Die Einlassungen des Kriegsministeriums trafen auf eine schon vorhandene Skepsis des preußischen Ministers für geistliche und Unterrichtsangelegenheiten, v. Trott zu Solz, der vor allem ein krasses Absinken des Bildungsniveaus befürchtete. Er monierte, daß „bei längerer Kriegsdauer ganze Generationen mit Unterprimanerkenntnissen immatrikuliert werden könnten."[227] Tatsächlich hatten, bei einer nur geringfügig abweichenden Praxis in den einzelnen Ländern,[228] viele Freiwillige aus den Gymnasien aufgrund eiliger Notprüfungen, „die nach

[226] H. Denicke, Die Kriegsfreiwilligen der höheren Lehranstalten im Urteil des Kriegsministeriums, in: Deutsches Philologenblatt, 23 (1915), S. 373. Der Kommentator räumt zwar ein, daß „in zahlreichen Fällen" zur Vaterlandsliebe „sich noch der praktische Nutzen gesellte, einen bequemen Sprung aufwärts auf der Klassenleiter zu machen oder mit Hilfe der Notprüfung das ersehnte Endziel der ganzen Schullaufbahn rascher und leichter zu erreichen." Aber: „Wer wäre so engherzig, unseren jungen Kriegern dies Hineinspielen eines selbstischen Interesses zu verdenken! Vorherrschend war ohne allen Zweifel die lautere Absicht, sich dem bedrängten Vaterland auf Tod und Leben zur Verfügung zu stellen. Und jede höhere Lehranstalt verzeichnet mit Stolz in ihrem Jahresbericht die stattliche Zahl ihrer Kriegsteilnehmer und so manches jungen Helden frühen Tod." Ebd.

[227] W. Blankenburg, Schlachtenmut und Prüfungsangst, in: Nationalliberale Blätter, 27 (1915), S. 462-464, S. 462.

[228] In Bayern, wo das Schuljahr im September 1914 begann, erhielten jene Oberprimaner, die sich vor dem 31.12. gemeldet und ins Feld gezogen waren, ihr Abiturzeugnis sogar ohne Prüfung; in Württemberg fanden im Winter 1914/15 (vereinfachte) Notprüfungen statt. Vgl.: Zur Frage der Kriegsprimaner, in: Deutsches Philologenblatt, 23 (1915), S. 373-374, S. 373.

Bekundung Beteiligter hie und da geradezu zu (natürlich unbeabsichtigten) Farcen herabgewürdigt worden sein sollen", ihr Reifezeugnis erhalten. Anderen war ein binnen kurzem oder erst nach dem Krieg anzuberaumendes, nachholendes Examen in Aussicht gestellt worden. Eine Perspektive, die zu dem heute zynisch wirkenden Trost für die freiwilligen Schüler Anlaß gab,

> *„daß die ihnen bevorstehende ‚Examensnot` in der Heimat nicht so gefahrdrohend ist, wie sie manchem von ihnen in düsteren Stunden des Nachgrübelns erscheint, jedenfalls nicht schlimmer als die sie umdrohenden Schrapnells und giftigen Gase."*[229]

Doch war zu diesem Zeitpunkt für viele Freiwillige die Frage schon entschieden, wovor sie mehr Angst hatten - vor lateinischen Vokabeln, dem Satz des Pythagoras oder aber vor den Granaten, die den Matsch um die schlammigen Löcher herum aufwühlten, in denen sie lagen, statt mit flatternden Fahnen und unter Trommelwirbel feindliche Bastionen zu stürmen.[230]

Dabei waren bereits vor dem ersten Fronteinsatz massive Ernüchterungen und Frustrationen unter Kriegsfreiwilligen zu verzeichnen gewesen. „Der Kasernendrill", so der damalige Freiwillige Karl Löwith, „hatte durch seine ausgesuchte Brutalität, zumal in der Behandlung der Freiwilligen, den Erfolg, daß jeder von uns den Tag der Versetzung an die Front als eine Erlösung empfand".[231] Mutmaßlich war allerdings eben dies auch beabsichtigt. Ähnlich, wenngleich ausführlicher, berichtete der spätere Historiker Gerhard Ritter in einem Feldpostbrief an seine Mutter vom 7.3.1915, vierzehn Tage nach seiner Meldung:

> *„Hält man daneben [neben die grundsätzlich willige Einstellung des ‚einfachen` Soldaten] die Behandlung, die ihnen in der Kaserne zuteil wird, so gibt es für mich nur das eine Wort: empörend! Schlechthin empörend! Ich rede nicht von den Offizieren und Unteroffizieren der Reserve aus wirklich gebildetem Stande. Die sind (bei uns hier) meist verständig [...] Aber die richtigen ‚Kommissgestalten`, die aktiven (Säbelturnorgane) sind zum Davonlaufen. Rauhheiten, Derbheiten, persönliche Unmanierlichkeit, Mangel an Bildung und dergleichen will ich gar nicht in Anschlag bringen. Darüber kommen wir alle leicht hinweg. Aber was immer wieder empörend wirkt, ist die überall hervortretende Grundauffassung, die offenbar in Friedenszeiten fest erhärtet*

[229] W. Blankenburg, Schlachtenmut und Prüfungsangst, S. 464.
[230] So stellte sich etwa der Student Hugo Steinthal jene Fragen, die vermutlich Detlev Liliencron, Verfasser von unter studentischen Freiwilligen beliebten Kriegsnovellen aus dem 1870/71er Krieg, sich gestellt hätte, „wäre er mit uns ausgezogen": „Aber das war kein Krieg in seinem Sinn. Wo waren die bunten, aufreizenden Farben? Wo waren denn die schmetternden Signale zum Avancieren? Wo die brausenden, alles zusammenbrechenden Attacken? Feldgrau, erdig, in aufreibendem Stellungskampf um ein Stückchen Wald, ein Grabenstück: das war nicht sein Krieg. Lieber den gewaltigen Zweihänder und ein stämmiger Gegner." P. Witkop (Hg.), Kriegsbriefe deutscher Studenten, S. 43 (Brief H. Steinthal v. 5.3.1915.)
[231] K. Löwith, Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933. Ein Bericht, Frankfurt/M. 1989, S. 1/2.

ist, daß jeder einzelne Mann von Natur, so weit nichts anderes von ihm bewiesen, ein ‚Schweinehund` ist, wie der ständige Ausdruck lautet. Man wundert sich nur, wieviel die Leute an unnützen und pädagogisch sinnlosen Bestrafungen ertragen, wo sie doch fast alle längst verheiratete, ältere Leute sind.“[232]

Doch auch für die der Kaserne entronnenen Freiwilligen nahmen Drill und Schikanen kein Ende. Der 24jährige David Pfaff hat - bis er am 4. November 1914 an der Westfront getötet wurde - die Stadien dieser Torturen eindrucksvoll auf einem Notizblock vermerkt, den er in einem Feldpostbrief nach Hause schickte:

„11. August / Ausheben von Schützengräben und Exercieren. 12. August / Exercieren. 14. August/ Exercieren und Nachtübung. Viel Schikanen durch die Vorgesetzten. Alles wünscht, daß wir endlich gegen den Feind marschieren. Vorm. Beschießung eines Fliegers durch Artillerie. Später stellte sich heraus, daß es ein Flugzeug von uns war. 15. August / Exercieren. Nachm. Schwimmbad in der Stadt Luxemburg. [Luxemburg war gleich in den ersten Tagen des Krieges von deutschen Truppen besetzt worden / B.U.] Großartige Badeanstalt. Habe im Leben so schöne noch nicht gesehen. [...] 16. August. / [...] Nachm. Exercieren. [...] Die Schleiferei artet so aus, daß mir ein Gleichgesinnter erklärt nur die angeborene Vaterlandsliebe der Deutschen könnte solche eintönigen Schleifereien ertragen ohne Murren. [...] 23. August / Zivilisten haben auf uns geschossen. Wurden alle erschossen. - 30. August / Vorm. 11Uhr bei großer Hitze Feldgottesdienst. Gesang ‚Wir treten mit Beten vor Gott den Allmächtigen` hat uns sehr ergriffen. Viele die sich von Gott abgewandt, haben ihren Heiland wieder gefunden, auch ich. 8. Oktober / In Schützengräben in abwartender Haltung. Ich war sehr krank. Der Arzt hat mir aber nicht geholfen. - 2. November / Der Batl. Ltn. hat Jakob und Paul geschlagen weil sie ohne Gewehr Holz und Schanzzeug holen wollten. Bei uns scheinen russische Zustände einzureißen. Es ist doch unwürdig daß ein blutjunger Ltn. einen alten Soldaten und Reservist schlägt, der für sein Vaterland kämpft. Die Erbitterung ist natürlich groß und sind solche traurigen Vorkommnisse ebenso zu bedauern als wenn junge Offz. Mannschaften mit der Pistole in der Hand zum Vorgehen zwingen, und dann selbst in der Deckung liegen bleiben. Ich habe dieses leider auch am 1. Okt. erlebt. 3. November / Verbleiben in den Gräben. Auf beiden Seiten Artilleriefeuer.“[233]

[232] K. Schwabe/R. Reichardt (Hg.), Gerhard Ritter. Ein politischer Historiker in seinen Briefen, Boppard 1984, S. 200/201, Nr. 9, An seine Mutter, Magdeburg, 7.3.1915, S. 201.
[233] BA/MA Freiburg, MSg2/2317, Kriegstagebuch (Notizblock) David Pfaff (geb.1890), Füsilier-Regiment Nr. 80, 2.8.-4.11.1914. Zu den „Zivilisten“, die angeblich schossen, vgl. 1.1. (Franktireurs).

Reichstags- und Landtagsabgeordneten, Stadt- und Dorfgeistlichen, selbst den Kriegsministerien gingen in der Folge solcher Praktiken unzählige, oft anonyme Briefe zu, in denen Soldaten oder ihre Angehörigen derartige Vorfälle beklagten. (Vgl. II.1.2.) Besonders empfindlich und zugleich empfänglich für die eingehenden Beschwerden zeigte sich die militärische und politische Führung, als sich schon im August 1914 die Mißhandlungen von auszubildenden Kriegsfreiwilligen häuften. Mißhandlungen gehörten bereits vor dem Krieg zum militärischen Umgang von Vorgesetzten mit ihren Untergebenen. Doch wurden die Hinweise darauf offiziell als sozialdemokratische „Hetze“ abgetan, die Strafverfolgung der Täter inoffiziell nur halbherzig betrieben.[234] Als nun Kriegsfreiwillige die Betroffenen waren, deren Feldpostbriefe sich so großer Beliebtheit erfreuten, gewann das Delikt eine neue Dimension. Am 22. August 1914 erließ das Preußische, am 2. September 1914 auch das Bayerische Kriegsministerium eine Verfügung:

> *„Beim Kriegsministerium sind mehrfache Anzeigen eingetroffen, nach denen die Behandlung der meist den gebildeten Ständen angehörigen Kriegsfreiwilligen von seiten der Unteroffiziere stellenweise eine unwürdige und den Vorschriften widersprechende sein soll. Wenn auch diese Anzeigen übertrieben sein mögen, so ist doch anzunehmen, daß nicht alle Beschuldigungen aus der Luft gegriffen sind. [...] Aufs Eindringlichste sind die Vorgesetzten aller Grade, namentlich jene, die schon längere Zeit in der Armee keinen Dienst getan haben und denen daher meine scharfe Verurteilung jeder unwürdigen Behandlung nicht bekannt sein sollte, auf das Gemeine und Verwerfliche solcher Handlungsweise besonders denjenigen gegenüber, die freiwillig zu den Fahnen geeilt sind, hinzuweisen. Nur wenn mit rücksichtloser Energie durchgegriffen wird, und jeder sich einer Mißhandlung oder unvorschriftsmäßigen Behandlung eines Untergebenen schuldig gemacht habende Vorgesetzte der gehörigen Bestrafung zugeführt wird, kann das Übel ausgerottet und so verhindert werden, daß der kriegerische und opferfreudige Geist, der sich in diesen schweren Zeiten überall gezeigt hat, keinen Schaden erleide.“*[235]

Sicherlich war die Herkunft der Kriegsfreiwilligen aus den „gebildeten Ständen“ ein wesentlicher Grund für die Verfügung; bezeichnend auch, daß der Ukas sich allein gegen die Unteroffiziere richtete. Neuerlich wurde damit belegt, daß der „Burgfrieden“, der die Klassengegensätze im zivilen Teil der Gesellschaft nicht beseitigte, auch in der Armee Illusion blieb. Doch spricht die Schnelligkeit, mit der die Militäradministration reagierte, gleichermaßen für das Ausmaß der Mißstände wie für ihre Brisanz. Geändert hat sich kaum etwas. Knapp ein Jahr

[234] H. Wiedner, Soldatenmißhandlungen im wilhelminischen Kaiserreich 1890-1914, in: AfS 22 (1982), S. 159-199.
[235] KA München, Stellv. Gen. Kdo. I. AK Nr. 537, Abdruck: Verfügung des bay. Kriegsministeriums Nr. 29774 v. 2.9.1914, Betr.: Behandlung der Kriegsfreiwilligen und Ersatzmannschaften; Verfügung v. 22.8.1914 in: HStA/MA Stuttgart, M 77/1 119/71.

später war einer weiteren Verfügung zu entnehmen, daß die Mißhandlungen nicht ab-, eher noch zugenommen hatten. Vor allem aber mußten nun die beschwerdeführenden Soldaten „vor Vergeltungsversuchen und übelwollender Behandlung aus Anlaß der Beschwerde“ geschützt werden.[236]

Nicht geschützt werden konnten die Freiwilligen vor der Verbitterung jener Kameraden, die den deklassierten Schichten der wilhelminischen Gesellschaft entstammten. Junge, studentische Freiwillige kamen an der Front oft zum ersten Mal mit Arbeitern und Handwerkern in engen und langanhaltenden Kontakt. Ein wichtiges, äußerliches Charakteristikum dieses Zusammentreffens ist studentischen Verfassern publizierter Feldpostbriefe, daß „jeder jeden ‚Du` nennt“.[237] In den oberen Klassen auf dem Gymnasium und in der Universität war man gemeinhin nur das Siezen - auch untereinander - gewöhnt. War der Student vor dem Krieg überdies sozial engagiert, animierten ihn die neuen, intensiven sozialen Kontakte oder einfach das Miterleben beengter, hygienisch unzulänglicher Wohnverhältnisse im Unterstand oft auch zu politischen Forderungen:

> *„Wer mit neun Mann zusammen auf einen Unterstand angewiesen ist, der bekommt eine Ahnung, wie schwer das Christenleben in unseren ärmlichen überbevölkerten Stadtwohnungen sein muß. Es muß vieles anders werden in unserem neuerkämpften Deutschland.“*[238]

Allerdings verhärtete sich das soziale Gewissen nur allzuoft wieder zum starren Klassendenken, wenn der Kriegsfreiwillige aufgrund seiner Herkunft und Schulbildung mehr oder weniger schnell zum Leutnant der Reserve befördert wurde. Die mögliche Beförderung konnte aber schon zuvor das Zusammenleben zwischen Kriegsfreiwilligen und dem übrigen Teil der Mannschaften beeinflußen. Der Archivrat Cron, der nach dem Krieg im Auftrag des Reichsarchivs mehrere

[236] HStA/MA Stuttgart, M 77/1 119/71, Abschrift, Erlaß Preußisches Kriegsministerium Nr. 238/7.15.04 v. 20.7.1915, Maßnahmen gegen Mißhandlung und vorschriftswidrige Behandlung Untergebener sowie Verabsäumung der Aufsicht.

[237] „Da ist einmal die allgemeine Kameradschaft, die durch das ganze deutsche Heer geht, und die es bewirkt, daß jeder jeden ‚Du` nennt.“ P. Witkop (Hg.), Kriegsbriefe deutscher Studenten, S. 26 (Brief Karl Schlenner v. 9.12.1914/Westfront). Dem zwischen August 1914 und Mai 1916 als Kriegsberichterstatter für die sozialistische Presse tätigen Wilhelm Düwell ist das Duzen fast ein ganzes Kapitel in seiner 1917 publizierten Studie „Vom inneren Gesicht des Krieges“ wert. „Die Soldaten untereinander“, so Düwell, „den Gefreiten mit eingeschlossen, reden sich mit ‚Kamerad` und ‚du` an. Auch der Unteroffizier, der als alter Kompagniekamerad oder als Bekannter aus der Heimat den Rang erkletterte, gehört oft ebenfalls zu dem Kreise der sich Duzenden. [...] Mit dem Bürgerrock haben sie die sozialen Rangunterschiede abgestreift; mit der Anlegung der gleichen feldgrauen Uniform sind sie in die Duzkameradschaft eingetreten.“ W. Düwell, Vom inneren Gesicht des Krieges. Beiträge zur Psychologie und Soziologie des Krieges, Jena 1917, S. 69, S. 70, S. 71.

[238] F. Siegmund-Schultze (Hg.), VER SACRUM. Was die im Kriege gefallenen Mitarbeiter der Sozialen Arbeitsgemeinschaft dem deutschen Volk zu sagen haben. Mitteilungen und Aufzeichnungen, Berlin 1919/20, S. 33.

Feldpostbriefsammlungen sichtete und zusammenfaßte (vgl. IV. 1.2.1.), berichtet über den allgemeinen Umgang der niederen Dienstgrade untereinander:

> *„Der landsknechtmäßige Kastengeist des gemeinen Soldaten wurde mehrfach beobachtet, d.h. die engere Kameradschaft unter den Aktiven und Reservisten einerseits, unter den Landwehrleuten andererseits und zwischen den von beiden anderen Kategorien nicht für voll angesehenen ‚Sommerrekruten`.“*[239]

„Sommerrekruten“ oder auch „Kriegsmutwillige“, wie die Freiwilligen mitunter von den älteren und altgedienten Mannschaften genannt wurden, hatten große Schwierigkeiten, sich an der Front als gleichberechtigte ‚Kameraden` durchzusetzen.[240] Der nüchterne Blick von außen auf dieses Verhältnis mochte durch die Floskel vom ‚nationalen Schulterschluß in den Gräben` wirkungsvoll vernebelt werden, die Freiwilligen an der Front konnten sich dieser Illusion nicht hingeben. Die künftige Vorgesetztenrolle erschwerte den Umgang mit den Leuten zusätzlich. Christian Krull, Mitglied des Berlin-Steglitzer Wandervogels, Abiturient und Freiwilliger, schreibt in einem Brief von der Westfront vom 28. Juni 1915 an seine Berliner Briefpartnerin:

> *„Na, ich hatte mich bereits resigniert mit dem Gedanken abgegeben, als kriegsfreiwilliger Pferdeknecht wohlbehalten aus diesem Feldzug zurückzukehren. Aber ich hatte doch immerhin schon einen Vorzug vor meinen Kameraden. Ich putzte außer meinem Pferd noch die Pferde des Wachtmeisters [Feldwebeldienstrang / B.U.]. Ich durfte stolz sein! Dann meine weitere Umgebung. Meine sogenannten ‚Kameraden` waren durchweg 30-35jährige Schleswig-Holsteiner Landwehrmänner, die richtigen dicken Fettbauern, Musterbeispiele von Egoisten. Der Begriff der ‚Kameradschaftlichkeit` beim preußischen Militär hat ja überhaupt seine ganz besondere Eigenart. Wenn's dabei geblieben wäre, daß man mir meine Sachen stahl, daß ich meinem Unteroffizier die Stiefel putzen mußte, wollte ich noch nichts sagen. Der Mensch ist ja ein Gewohnheitstier. Aber daß ich dauernd in Gefahr war, von den*

[239] H. Cron (Bearb.), Kriegsbriefsammlung des Sekretariats Sozialer Studentenarbeit, Potsdam (Reichsarchiv/Mskript), 1927, S. 14/15. Eric J. Leed hat im Hinblick auf einige spätere Vertreter des „soldatischen Nationalismus“ - die wie Schauwecker oder Jünger selbst Kriegsfreiwillige gewesen waren - und ihre starke Betonung einer „Frontgemeinschaft“ einen wichtigen Hinweis gegeben. Leed hält etwa für Franz Schauwecker fest: „His social status, his education, his idealism made him the target of resentment, even hatred, in the ‚society of dockworkers from Stettin` who made up the majority of his company. [...] Even a cursory examination of his war books must leave the impression that what the front community was later to the nation, he, Franz Schauwecker, was to the front community: someone isolated, thrust out, cut off from all sources of security.“ E. J. Leed, Class and Desillusionment in World War I, in: JMH 50 (1978), S. 680-699, S. 687.

[240] Ernst Toller, Kriegsfreiwilliger der ersten Stunde, berichtet über seine Ankunft an der Front: „Wir stolpern durch Straßen, der Führer klopft an Fensterläden, eine Tür wird geöffnet, wir treten in die Küche des Geschützzuges, dem wir zugeteilt worden sind. Ein dicker Soldat gibt uns heißen Kaffee. - Alle drei Kriegsmutwillige! schreit unser Führer. - Drei Idioten mehr, sagt der Koch.“ E. Toller, Eine Jugend in Deutschland, Reinbek 1990 (1963/1933), S. 43.

> *Kerls u. meinem Vorgesetzten verprügelt zu werden, ist schon etwas anderes. Der Hauptmann kümmert sich absolut um garnichts, und der Wachtmeister fühlt sich dazu berufen, den ‚Herrn Einjährigen` das Leben auf alle mögliche und unmögliche Weise schwer zu machen.“*[241]

Über solche und andere Kalamitäten des Frontalltags hinaus war schnell deutlich geworden, daß der Soldatentypus ‚des` idealistischen Kriegsfreiwilligen dem modernen Krieg vor allem psychisch kaum gewachsen schien. Angesichts der schon vorhandenen waffentechnischen Möglichkeiten und der bald sich abzeichnenden Notwendigkeiten einer effizienten, militärisch-industriellen Kriegführung, konnte die anerzogene Kriegsmentalität nicht allein der deutschen Soldaten nur hoffnungslos antiquiert sein. In noch stärkerem Maße traf dies für die Kriegsfreiwilligen zu, die - meist ohne die immerhin zweijährige Erfahrung des Wehrdienstes in Deutschland - nach kurzer Ausbildung an die Front kamen. Allein gelassen und, soweit das Sinngerüst nicht schon vor dem ersten Einsatz zusammengebrochen war, allenfalls erfüllt von „gläubiger Hingabe“, vermochten sie nicht, „die Stacheldrähte [zu] zerreißen, die Wassergräben [...] aus[zu]trocknen, die schweigende eigene Artillerie“ zu ersetzen.[242]

Vor diesem Hintergrund gewann der nun hörbare Einwand an Gewicht, die jüngeren Freiwilligen wären körperlich unreif und sie hätten sich im Feuer als „unbrauchbar“ erwiesen.[243] Daß „gewaltige Ereignisse für die Entwicklung der Geistes- und Charakterreife von der mächtigsten Einwirkung sind“, wie es in einer Briefsammlung badischer Gymnasien über die von Schülern und Lehrern mitgeteilten Wirkungen des Krieges noch frohlockend hieß, sollte sich tatsächlich in gänzlich anderer Weise wie in der hier erwarteten zeigen.[244] Aus militärmedizinischer Sicht wurde mahnend „auf sehr viele junge Kriegsfreiwillige“ hingewiesen,

---

[241] KFBA Berlin, Akte: Steglitzer Feldpostbriefe 1914/18, Brief C. Krull v. 28.6.1915/Westen.

[242] H. v. Hentig, Psychologische Strategie des großen Krieges, Heidelberg 1927, S. 38/39. - Vor allem seit „Langemarck“ war klar, daß idealistisch gestimmte Kriegsfreiwillige nichts gegen Maschinengewehre und Trommelfeuer ausrichten konnten. Bekanntlich gelang es dennoch, gebunden an den vorwiegend bürgerlich-akademischen Hintergrund der Opfer, das Desaster „Langemarck“ zum Mythos vom „Opfergang der deutschen Jugend“ zu stilisieren. Vgl.: B. Hüppauf, Langemarck, Verdun and the Myth of a New Man in Germany after the First World War, in: War & Society, 6 (1989), Nr. 2, S. 70-103; R. Dithmar (Hg.), Der Langemarck-Mythos in Dichtung und Unterricht, Neuwied u.a. 1992; U. K. Ketelsen, „Die Jugend von Langemarck“. Ein poetisch-politisches Motiv der Zwischenkriegszeit, in: T. Koebner/ R.-P. Janz/ F. Trommler (Hg.), „Mit uns zieht die neue Zeit“, S. 68-96.

[243] H. Denicke, Die Kriegsfreiwilligen der höheren Lehranstalten, S. 373. Denicke weist hier zu Recht alle Schuldzuweisungen an die Adresse der Lehranstalten zurück. Denn die Freiwilligen „sind ja von Militärärzten - also nachgeordneten Organen des Kriegsministeriums selber - untersucht und für tauglich befunden worden, ehe sie überhaupt zu den Notprüfungen zugelassen werden konnten.“ Ebd.

[244] J. Häußner, Der Weltkrieg und die höheren Schulen Badens, S. 84. Selbst der deutschtümelnde Sozialdemokrat Anton Fendrich mußte konzedieren: „Allerdings scheint manches Erwachen der Seele im Schatten des Todes zunächst mehr der Pflege des Nervenarztes als der des Priesters zu bedürfen.“ A. Fendrich, Kriegskreuze, Wiesbaden 1915, S. 10.

> *„die mit dem Strohfeuer der Begeisterung im Herbst 1914 ins Feld rückten und nach wenigen Wochen ganz ‚erschöpft` als ‚schwere Neurastheniker` wieder heimgesandt werden mußten. Das waren jugendliche Psychopathen mit oft noch unausgereiftem Körper und halb kindlicher Seele, die für das harte und furchtbare Zerstörungswerk des Krieges nicht geschaffen waren.“*[245]

Und, so kann ergänzt werden, auch als ‚Opfer` nicht taugten. Weder hatten sie mit dem Leben bezahlt noch mit ‚ihrem Blute besiegelt`, was Vaterlandsliebe, Begeisterung und Pflichttreue mit Macht vorschrieben. Als unblutig Verletzte, deren Leiden nicht ohne weiteres am unversehrten Körper ablesbar waren, paßten sie nicht in das traditionelle Opferparadigma; ihr ‚Versagen` unterminierte eben jene Trias moderner Kriegstauglichkeit, die im Verlaufe des Krieges rasch die Oberhand gewinnen sollte: Charakter, Willen, Nervenstärke. (Vgl. III. 2.2./2.2.1.)

Die erstaunliche Mutation des idealistisch-hochgestimmten Freiwilligen zum „jugendlichen Psychopathen“, die in der Sprache der Ausmerze des ‚Minderwertigen` und der Auslese des ‚Wertvollen` nichts weniger als eine Bankrotterklärung für die Qualität des im Freiwilligen sich personalisierenden Erziehungs- und Wertesystems darstellte, vollzog sich zunächst noch gleichsam intern in den Zirkeln militärischer und militärärztlicher Verfügungsgewalt. In diesem Kontext kulminierte die vielbeschworene „Mobilmachung der Seelen“ an der Front tagtäglich zur psychischen Vernichtung.

Dabei war noch im Rückblick auf den August 1914 lobend davon die Rede gewesen, daß „die durch den Krieg erregte seelische Haltung [...] urzeitlichen Charakters“ wäre.[246] Damit wurde die Befreiung vom tradierten Zivilisationskorsett

---

[245] R. Gaupp (im Kriege Generaloberarzt und fachärztlicher Beirat des XIII. AK), Schreckneurose und Neurasthenie, in: Handbuch der ärztlichen Erfahrungen im Weltkriege 1914/18, hg. v. O. v. Schjerning, 9 Bde., Bd.4: Geistes- und Nervenkrankheiten, hg. v. K. Bonhoeffer, Leipzig 1922-1934, S. 68 - 101, S. 97. Bereits während des Krieges gab es immer wieder auch Berichte über die Wirkungen körperlicher Verletzungen bei jugendlichen Freiwilligen. Der zu Beginn des Krieges als Feldprediger in einem Etappenlazarett tätige Heinrich Hermelink schreibt am 20.3.1915 u.a.: „Viele Todesfälle, entweder an Tetanus und an Gasphlegmone. Bei letzterer sind es sehr häufig gerade die Jüngeren, 17-18jährigen, die zu Grunde gehen. Die Aerzte sagen, es sollten keine Kinder mit unausgewachsenem Herzen ins Felde gelassen werden, weil sie die bei Gasphlegmone notwendig gewordenen Amputationen nicht auszuhalten pflegen. Wie oft höre ich: Wenn er 21-22 Jahre alt gewesen wäre, hätte er es wohl durchgerissen. So sind es leider viele Kriegsfreiwillige, Studenten, Kaufleute, Techniker etc. gewesen, die ich beerdigt habe.“ HStA/MA Stuttgart, M 1/11 Bd. 788, Feldprediger H. Hermelink über seine Tätigkeit in der Etappe, Abschrift/Charleville 20.3.1915, S. 6/7.

[246] K. Lamprecht, Seelische Erscheinungen des Krieges, in: E. Jaeckh (Hg.), Der große Krieg, Bd.1, Das Erlebnis, Gotha 1916, S. 209-216, S. 214. Vgl. auch S. Freud, der im April 1915 schrieb: „Er [der Krieg/B. U.] streift uns die späteren Kulturauflagerungen ab und läßt den Urmenschen in uns wieder zum Vorschein kommen. Er zwingt uns wieder, Helden zu sein, die an den eigenen Tod nicht glauben können; er bezeichnet uns die Fremden als Feinde, deren Tod man herbeiführen oder herbeiwünschen soll; er rät uns, uns über den Tod geliebter Personen hinwegzusetzen.“ S. Freud, Zeitgemäßes über Krieg und Tod, II. Unser Verhältnis zum Tode (April 1915), in: ders., Studienausgabe, hg. v. A. Mitscherlich u.a., Frankfurt/M. 1982, Bd.9, S. 33-60, S. 59. Vgl. P. Büttner, Freud und der Erste Weltkrieg. Eine Untersuchung über die Beziehung von medizinischer Theorie und gesellschaftlicher Praxis der Psychoanalyse, Heidelberg 1975, S. 56.

begrüßt, standen doch von nun an „Todesverachtung, Opferbereitschaft und Kameradschaftlichkeit“ als vermeintliches Ergebnis der „primitiven Seelenzustände“ im gefeierten Mittelpunkt - und sei es, weil sie Schutz boten, „Schutz vor haltlosem Versinken in ein Meer von Jammer“.[247] Nun hingegen wurde vermehrt nach den „seelischen Rüstungskrediten“ gefragt.[248] Um die aber war es schlecht bestellt. Aus Kriegsfreiwilligen wurden Kriegsneurotiker - seelisch gebrochen, weil sie Erfahrungen machen mußten, die jenseits ihres Erwartungshorizontes lagen. Die Generationen der Väter und Söhne aus dem gehobenen und mittleren Bürgertum, deren Verhältnis in der Vorkriegszeit konfliktreich genug war, fanden sich schnell als Opfer des Krieges wieder vereint. Im „Schrecken und Grauen des Vernichtungskrieges“ waren es vor allem „ältere Personen, ungediente Landsturmmänner und noch nicht ausgereifte sehr jugendliche Kriegsfreiwillige“, die „mehr Kranke als die Kerntruppe der mittleren Jahre“ stellten.[249] Hervorgerufen durch „schauerliche Sinneseindrücke“, durch Verschüttungen, verstümmelnde Verletzungen, Leichengeruch, durch das „Trommelfeuer der Weihnachtstage 1914 bekamen wir in Tübingen erstmals eine größere Anzahl von Soldaten, die nervös oder seelisch zusammengebrochen waren“, wie es Robert Gaupp, einer der eifrigsten Kriegsneurotiker-Therapeuten und unter anderem Leiter eines Tübinger Lazarettes, charakterisiert hat.[250]

Damit rückte der Feldpostbrief in seiner Bedeutung mehr und mehr in die Nähe eines ‚psychologischen Dokuments`. Freilich - kaum noch als geschätzter, authentisch-seelenvoller Kommentar zu den am Schreibtisch ersonnenen Sinnvorgaben eines spezifisch deutschen Krieges oder als eindrucksvoller Beleg für die Bereitschaft, in ihm zu sterben. In den Vordergrund trat vielmehr der briefliche Niederschlag seiner destruktiven Kräfte, unter deren Wucht nun auch die hochgestimmteste Seele zu fragmentieren begann.

[247] A. Teutenberg, Gedanken eines Ausziehenden, in: Neue Preußische Zeitung (Kreuz-Zeitung) Nr. 368 v. 7.8.1914, Abendausgabe. Das Paradigma ‚urzeitlicher Seelenzustände`, deren bislang verborgene, eher beschworene denn reale Existenz es vermag, die Angst vor dem Tod mit dem ‚Kampf ums Dasein` zu versöhnen, findet sich gerade zu Kriegsbeginn allerorten in der veröffentlichten Meinung. „Es ist“, so der Professor der Philosophie Otto Gramzow in der „Gartenlaube“, „als ob ein eisiger Nord [sic!] über unsere Seelen hingebraust wäre und unsere weltbürgerlichen Gefühle in Erstarrung versetzt hätte. Und doch brauchen wir uns dieser Grausamkeit nicht zu schämen, denn sie ist in unserer psychischen Organisation begründet. Der Urtrieb alles Lebendigen ist der Selbsterhaltungstrieb. [...] Wir sind durch die Gefahr, die der Kriegsausbruch uns plötzlich enthüllte, ganz der Wiederklang des Urzustandes unserer Gattung geworden.“ Dies aber habe „ein gewisses Abgehärtetsein gegen Verluste und die Greuel des Krieges“ zur Folge. O. Gramzow, Krieg und Seele, in: Die Gartenlaube, 1915, S. 172-173, S. 172/173. Vgl. auch S. Freud, Zeitgemäßes über Krieg und Tod (1915), S. 59.

[248] W. Fuchs, Kriegspsychologisches, S. 565.

[249] R. Gaupp, Schreckneurose und Neurasthenie, S. 72, S. 89.

[250] R. Gaupp, Krieg und Seelenleben! Sonderdruck der Deutschen Revue, Stuttgart 1918, S. 166.

2.2. Die Nerven der Augenzeugen

Sowohl die direkt Betroffenen des Krieges als auch jene, die ihn auf der Leitungsebene führten oder seine Opfer therapierten griffen auf die „Nerven“ als Gradmesser psychischer Gesundheit zurück. Besonders die ab Ende September 1914 auf ihrer ganzen Länge im Stellungskrieg verharrende Westfront - für viele Soldaten alsbald Inbegriff für einen „langsamen Selbstmord“[251] - verlangte eine neue Einstellung der Kämpfenden. Der „passive Mut der Nerven“ sollte den „aktiven Mut der Muskeln“ ablösen.[252] Ebenso wie der Zivilbevölkerung empfahl man auch den Soldaten „eiserne Nerven“, oder „wie der Laienmund sagt: ‚am besten gar keine`“.[253] Was war damit gemeint?

Im Grunde stellte diese auf den militärischen Bereich abzielende Charakterisierung nichts anderes dar als eine zeitgemäße Umschreibung für das, was Clausewitz die „moralischen Größen des Krieges“[254] genannt hatte. Es galt, ruhig, kaltblütig und vor allem willensstark inmitten der Schlacht, das heißt, trotz eigener Furcht handlungsfähig zu bleiben. Darin verbarg sich zugleich auch eine Befürchtung. Wie stand es etwa um die „moralische Gesundheit des deutschen Volkes“, wie im Besonderen um „das geistige und psychische Gleichgewicht der Krieger“?[255] Bereits die etwa unter Pädagogen heftig diskutierte Frage, ob die „ethische Willenskultur“[256] innerhalb der wehrfähigen Jugend fest genug verankert war, hatte keineswegs eine durch den Einsatz der Freiwilligen legitimierte, eindeutige Antwort erhalten; wenngleich offiziell alles getan wurde, nicht zum Geringsten durch die Publikation von Feldpostbriefen Kriegsfreiwilliger, um eben dies zu propagieren. Nun erfuhr die Frage schnell und umstandslos ihre Erweiterung auf die gesamte Nation. War es möglich, mit diesem „nervenschlappen“ Volk Krieg zu führen?[257] In den versuchten Antworten durfte der Terminus „Nerven“ deshalb hohe Plausibilität beanspruchen, weil er längst Eingang in die Alltagssprache gefunden hatte. Vor allem in der politischen und militärischen

[251] P. Plaut, Psychographie des Kriegers, in: Zeitschrift für angewandte Psychologie, Beiheft 21 (Beiträge zur Psychologie des Krieges), Leipzig 1920, S. 1-123, S. 42.
[252] F. v. Mattanovich, Mut und Todesverachtung, Graz 1915, S. 9; zit. n.: P. Plaut, Psychographie des Kriegers, S. 43.
[253] P. Plaut, Psychographie des Kriegers, S. 43.
[254] C. v. Clausewitz, Vom Kriege, Dresden 1893, S. 124.
[255] Vgl. C. Abel-Musgrave, Die geistige und psychische Pflege der Deutschen Krieger im Felde. Eine Denkschrift, Königstein/Ts 1915, o. pag. (S.5). Vgl. auch: K. Scheffler, Berlin, in: Der große Krieg, Bd.1: Das Erlebnis, hg. v. E. Jaeckh, Gotha 1916, S. 185-208.
[256] Vgl. J. Seitz, Erziehung und Neurasthenie, in: Pharus. Monatsschrift für Orientierung in der gesamten Pädagogik, 2 (1911), Bd.2, S. 320-332, S. 320.
[257] A. Hauptmann, Kriegs-Neurosen und traumatische Neurosen, in: Monatsschrift für Psychiatrie und Neurologie, 39 (1916), S. 20-32, S. 20. Vgl. B. Ulrich, Kampfmotivationen und Mobilisierungsstrategien. Das Beispiel Erster Weltkrieg, in: H. v. Stietencron/J. Rüpke (Hg.), Töten im Krieg, Freiburg 1995 , S. 295-314.

Anzeige in der Leipziger „Illustrirten Zeitung“

Sprache spielte er schnell eine größere Rolle als im von der Medizin geprägten semantischen Feld seiner Herkunft, in dem jene Begriffe, die

> *„vom großen Publicum als Nervenschwäche oder Nervosität gewöhnlich bezeichnet werden [...] unter den Hauptsignaturen Neurasthenie und Hysterie figurieren.“*[258]

Zeitungen und Magazine nahmen die Charakterisierung des Krieges an den Fronten als reinen „Nervenkampf“ begierig auf. Ungezählt sind die Artikel, die in diesen Jahren das Thema variierten und ergänzten.[259] Ihre Botschaft ist immer die eine: der Krieg als ein mit

> *„fast allmächtiger Heilkraft ausgerüstetes Stahlbad für die im Staub langer Friedensjahre und einförmiger Berufstätigkeit verdorrenden und verschmachtenden Nerven.“*[260]

Rissen die „Kriegsnerven“ doch einmal, so gab es alte „Hausmittel“, die „immer noch lebendig und wirksam sind, nämlich Ergebenheit, Selbstlosigkeit, Pflichttreue

[258] L. Loewenfeld, Die moderne Behandlung der Nervenschwäche (Neurasthenie), der Hysterie und verwandter Leiden, Wiesbaden 1889, S. 1; vgl. zur diskursanalytischen Variante: J. Link, Stichwort „Interdiskurs“, in: KultuRRevolution, 1983, H.4, S. 66ff.

[259] Eine Entwicklung, die im Anzeigenteil der Zeitungen von Werbeaktionen für „Nervenmittel“ begleitet wurde. Hinzu kamen, wie schon vor dem Krieg, populäre Gesundheitsbücher für den Nervösen. Vgl. etwa E. Loewenstein, Nervöse Leute, Berlin 1915. Das Buch wurde von der Kritik ‚zerfetzt`, weil es in Kriegszeiten für eine ausgeglichene Stimmung plädiert, um die Nervosität zu bekämpfen. „Wer einen Menschen nach Loewensteins Rezept konstruieren wollte, würde die korrekteste und schablonenhafteste, die temperamentloseste und blutärmste, mit einem Worte: die unpersönlichste Durchschnittserscheinung der menschlichen Gattung auf solide Füße stellen.“ J. Herz, „Nervöse Leute“, in: Die Gegenwart, 88 (1916), S. 278-280, S. 279. Mit einem solchen Homunkulus ließ sich nicht gut Krieg führen.

[260] A. Eulenburg, Kriegsnervosität, in: Die Umschau, 19 (1915), Bd.I, S. 1-3, S. 1. Vgl. auch: R. Wollenberg, Krieg und Nerven, Straßburg i. Els. 1917, S. 35. Vgl. zur Entwicklung der „Nervosität“ vor 1914: J. Radkau, Die wilhelminische Ära als nervöses Zeitalter, oder: Die Nerven als Netz zwischen Tempo- und Körpergeschichte, in: GG 20 (1994), S. 211-241.

und rastlose Arbeit".[261] Davon sollten sich gerade auch die „Leute daheim" angesprochen fühlen (vgl. III.1.2.). Wenn sie

> *„in ihren Briefen [an die Front] über Arbeit klagen, über Mangel jammern, wenn sie immerfort allen möglichen Kummer ins Feld nachsenden und versichern, wie sie Tag und Nacht die Nachricht vom Tode des Empfängers erwarten - da erreichen sie nichts anderes, als die Schädigung der Nerven eines Mannes".*[262]

Selbstverständlich blieben die Nerven in ihrer medizinisch-physiologischen Gestalt weiterhin auch Gegenstand der Militär-Chirurgie und Neurologie. Schwächungen des Nervensystems, die aus Infektionskrankheiten resultierten oder, vor allem während des Stellungskrieges, durch rheumatische Neuralgien hervorgerufen wurden sowie Nerven-Verletzungen nach Schußwunden, durch Artilleriesplitter oder Bajonettstiche standen hier im Mittelpunkt.

Aber auch auf der Ebene militärmedizinischer Diagnosen und Therapien, zumal im Kontext der Militärpsychiatrie, waren die Nerven nicht mehr nur allein

> *„jene telegraphischen Leitungsdrähte unseres Organismus, die die Verbindung zwischen Hirn sowie Rückenmark und unseren Sinnesorganen und Muskeln darstellen".*

Vielmehr wurden gesunde Nerven begriffen als

> *„eine Umschreibung oder auch ein Euphemismus für einen psychischen Wert, in letzter Linie für das seelische Gleichgewicht und die seelische Tüchtigkeit und Widerstandsfähigkeit",*

kurz: als „Organ unserer Seele", an dem „Mut, Geschicklichkeit und Ausdauer" ablesbar sein sollten.[263]

---

[261] Dr. med. Löhmann, Krieg und Nerven, in: Die Gegenwart, 87 (1915), S. 519-520, S. 519. Die anschaulich-materielle Begrifflichkeit von den „starken oder schwachen Nerven", von Nervensträngen, mächtig wie „Schiffstaue" oder so „dünn wie Haare", die in solchen und anderen Vergleichen zum Ausdruck kam, hatte mitunter in populärwissenschaftlichen Periodika wie z.B. der „Umschau" Artikel zur Folge, in denen Neurologen in Erinnerung riefen, daß die „im Körper verlaufenden Nervenstränge [...] mit dem Begriff der Nervosität, mit ‚starken` oder ‚schwachen` Nerven überhaupt nichts zu tun" haben. „Sie sind bei allen Menschen gleich entwickelt [...]". R. Tetzner, Zusammengenähte Nerven, in: Die Umschau, 20 (1916), Bd.I, S. 311-313, S. 312.

[262] H. Gross, Nerven, Familienblätter und Krieg, in: Die Umschau, 19 (1915), Bd.I, S. 221-222, S. 221.

[263] „Der Begriff ‚gute Nerven` läßt sich für den tüchtigen Soldaten in die drei populären psychischen Faktoren auflösen: Mut, Geschicklichkeit und Ausdauer". W. Weygandt, Der Krieg und die Nerven, S. 281. Binswanger versteht unter den „besseren Nerven" der Deutschen, daß sie „den größeren moralischen Widerstand besitzen". O. Binswanger, Die seelischen Wirkungen des Krieges, S. 23. All diese Bedeutungszuschreibungen waren mitzubedenken, wenn die ‚Nerven` in den folgenden Monaten und Jahren in Broschüren und Artikeln als Kategorie auftauchten. Vgl. A. Alzheimer, Der Krieg und die Nerven, Breslau 1915. „Ja, wir dürfen uns sogar der zuversichtlichen Erwartung hingeben, daß der Krieg, welcher den Nerven manche Wunde schlägt, auch für die Nerven Nutzen stiftet". S. 21; Dr. med. Löhmann, Krieg und Nerven. „Wer aber den Krieg, den wir alle ertragen müssen und seine Nerven, die

Auf Grund dieser Allgemeinverständlichkeit und im Kontext der rasch einsetzenden Durchhalteideologie konnten die „Nerven“, alsbald in Verbindung mit dem ‚Willen`, ihre gute Verfassung unter Beweis zu stellen, propagandistische Potenz entfalten.[264] Als der auf den Schlachtfeldern in die totale Destruktion umkippende industrielle Fortschritt Tausende von traumatisierten Opfern ‚produzierte`, war der Krieg endgültig zur reinen ‚Nerven- und Willenssache` geworden. Seine Sachwalter waren Journalisten, Offiziere und Ärzte, sein Medium die Augenzeugenschaft wie sie sich in kriegspsychologischen Betrachtungen und in den Fallgeschichten der nervlich Erkrankten widerspiegelte. In beiden Bereichen spielten Feldpostbriefe als Material eine wichtige Rolle. Wenden wir uns zunächst den kriegspsychologischen Reflexionen zu.

Schon bald nach Beginn des Weltkriegs richtete sich innerhalb der blühenden Artikel- und Broschürenliteratur das Interesse der Autoren auf den Soldaten an der Front und seine besondere Situation im Schützengraben. Dieses Interesse wurde oft durch Frontbesuche noch verstärkt, wenn es sich nicht einem längeren Frontaufenthalt als Soldat verdankte. Wissenschaftlichen oder wissenschaftlich-feuilletonistischen Ehrgeiz, die dabei gewonnenen Erkenntnisse und Beobachtungen einem breiteren Publikum vorzustellen, entwickelten zwar vornehmlich Mediziner, zumeist in der Psychiatrie und Neurologie tätige Fach- und Militärärzte, aber auch psychologisch bloß interessierte Laien, die das Thema fachjournalistisch angingen. Die Verengung des Blickwinkels auf den Soldaten an der Front innerhalb der daraufhin publizierten Texte vollzog sich auf der Grundlage exemplarischer Schriften in drei Stufen: Von der völkerpsychologisch motivierten Frage „Warum hassen uns die Völker?“,[265] über den schon Wechselwirkungen

beachtet sein wollen, nicht voneinander unabhängig machen kann, [...], der schaffe sich ‚Kriegsnerven` an“. S. 520; A. Czepa, Mut und Nerven, in: Die Umschau, 19 (1915), Bd.II, S. 981-983. „Vielleicht gerade weil wir wissen, daß auch gute Nerven eine Rolle spielen, halten wir überall so gut aus“. S. 983; Genltnt. z.D. Baron v. Ardenne, Nerven im Kriege, in: Der Türmer, 17 (1914/15), Bd.I, Okt. - Dez. 1914, S. 376-379. „Die große Zeit stählt also die Nerven und macht sie leistungsfähig bis zum Heroismus“. S. 377; etc.

[264] Vgl. ausführlich: B. Ulrich, Nerven und Krieg. Skizzierung einer Beziehung, in: B. Loewenstein (Hg.), Geschichte und Psychologie. Annäherungsversuche, Pfaffenweiler 1992, S. 163-192.

[265] M. Hirschfeld, Warum hassen uns die Völker? Eine kriegspsychologische Betrachtung, Bonn 1915; vgl. auch: ders., Kriegspsychologisches, Bonn 1916. Der Sexualwissenschaftler Magnus Hirschfeld vermutet in seiner Schrift (1915), daß der feststellbare „Deutschenhaß“ auf die gesteuerte Beeinflussung der Völker durch die Presse, vornehmlich die englische, zurückzuführen sei. Sein psychologisches Erkenntnisinteresse drückt sich im folgenden vornehmlich in der Terminologie aus. Der „Deutschenhaß“ ist für ihn eine „geistige oder psychische Epidemie“ (S.9), deren „Infektionsträger Mißtrauen, Mißgunst und Mißverstand“ sind. Einer der „gefährlichsten Seuchenträger“ in der Vorkriegs-, der „Inkubationszeit“, wäre die Einkreisungspolitik der Engländer gewesen.(S.10).

anzeigenden Titel „Der Krieg und die Seele“[266] zu der ganz spezifischen Absicht, „Von der Seele des Soldaten im Felde“ zu berichten.

Die zuletzt genannte, von Erich Everth 1915 vorgelegte Studie[267] soll im folgenden näher betrachtet werden. Dies empfiehlt sich schon deshalb, weil das bald nach Erscheinen bereits eine Auflage von 20.000 Exemplaren erreichende Bändchen, das laut Verlagswerbung von Hermann Hesse „geradezu mit Dankbarkeit“ gelesen worden ist,[268] stark beachtet und überdies nachgeahmt wurde. Everth will aus der Sicht des Offiziers die „Nervenstärke der Front“, die „Seele des Infanteristen im Stellungskrieg“ erkunden. Zunächst geht es ihm darum, die Fehlerquellen in den Berichten der Frontbesucher und Kriegsbeobachter auszuschalten:

> *„Denn, um es gleich vorauszunehmen: das stark aktive, tatkräftige und handelnde Wesen und die große Gemeinsamkeit sind die beiden Grundpfeiler der Kriegspsychologie. Den Zuschauern fehlt die Bürde, aber auch die Würde des Kampfes.“*[269]

Entsprechend verbindet Everth seine eigentliche Absicht immer wieder mit vehementen Angriffen auf die Heimat und die falschen Vorstellungen, die man sich dort über das „Leben im Schützengraben“ mache. Namentlich

> *„jene illustrierten Blätter geben im ganzen ein Bild von eitel Heiterkeit und Komfort in den Gräben, - das hat, zumal im Winter, viel böses Blut draußen gemacht; denn man mindert ja dadurch herab, was dort geleistet und ausgehalten wird.“*[270]

---

[266] G. Traub, Der Krieg und die Seele, Stuttgart/ Berlin 1914. Gottfried Traub, ev. Pfarrer u. Direktor des Deutschen Protestantenbundes, 1913-17 Abgeordneter der Fortschrittl. Volkspartei im preuß. Abgeordnetenhaus, ab 1915 Rednertätigkeit im Auftrag des Kriegspresseamtes, 1917 Eintritt in die „Vaterlandspartei“, nach dem Krieg MdR (DNVP), Beteiligung am Kapp-Putsch (er sollte Kultusminister werden). Traub veröffentlichte eine ganze Reihe von Schriften, meist Predigten oder Reden, die er in der Etappe oder in der Heimat gehalten hatte (z.B.: Aus der Waffenschmiede, Stuttgart 1915; Heimatsieg, Stuttgart 1916). Vgl. G. Traub, Erinnerungen, I. Aus der sozialen Bewegung, II. Aus meinen kirchlichen Kämpfen, München 1949.

[267] E. Everth, Von der Seele des Soldaten im Felde. Bemerkungen eines Kriegsteilnehmers, Jena 1915. Everth, Jahrgang 1878, vor dem Kriege als Journalist tätig, zuletzt als Chef der Berliner Redaktion der „Magdeburgischen Zeitung“, diente kurzzeitig als kriegsfreiwilliger Leutnant an der Ostfront, bevor er 1916 Referent in der Presseabteilung Warschau wurde. Sein Buch „Von der Seele des Soldaten im Felde“ kam unter dem Titel „Zur Psychologie der Front“ Anfang 1915 auszugsweise zum Vorabdruck in: Die Gegenwart, 87 (1915), S. 250-253, S. 260-264, S. 282-285, S. 297-299, S. 312-314. Vgl. auch: ders., Das innere Deutschland nach dem Kriege, Jena 1916.

[268] Verlagsanzeigenblatt in: E. Everth, Von der Seele des Soldaten im Felde.

[269] Ebd., S. 2. Der Ton der Belehrung - wie es ‚wirklich` ist, kann nur der teilnehmende Soldat ermessen -, hat den im Jahre 1915 immerhin bemerkenswerten Nebeneffekt, daß die proklamierte, umfassende Gemeinschaft aller empfindliche Einbußen erleidet.

[270] Ebd., S. 17. „Wer von draußen kommt, dem wird übel, wenn er immer wieder von ‚unseren braven Jungen` und dergleichen hört“. Der Soldat an der Front sei alles andere als „brav“, vielmehr „großartig, heroisch“. Ebd.

Allerdings verfügte man mittlerweile nicht allein mehr nur über die schnell als geschönt erkannten Berichte von bestellten ‚Frontbesuchern und Kriegsbeobachtern`; die Masse der publizierten Feldpostbriefe stand zur Verfügung. Auch gegen sie galt es sich abzugrenzen, was Everth im übrigen, wie wir noch sehen werden, nicht hindert, für einige Detailschilderungen selbst Briefe von der Front heranzuziehen. Generell aber nimmt er hinsichtlich ihrer authentischen Aussagekraft Bezug auf die zeitgenössisch aktuelle Diskussion über die Entwertung des Feldpostbriefes durch etwaige Publikationsabsichten ihrer Verfasser (vgl.1.1.), wenn er schreibt:

> *„Die Feldpostbriefe [...] bringen zwar eine Fülle anschaulichen Stoffes, haben aber doch, soweit sie wirklich aus der Front kommen und auch dort nicht etwa zu dem Zweck geschrieben sind, nachher in irgendeinem Blatte der Heimat zu erscheinen, zunächst den guten Sinn, den Angehörigen die ganz speziellen Ereignisse und Umstände zu schildern, die den Schreiber selbst und sein Wohlergehen betreffen - und das sind die besten Feldpostbriefe.“*[271]

Auf diese Weise die Authentizität eigener Augenzeugenschaft legitimierend, betrachtet Everth die Folgen des Erlebten für die dereinst heimkehrenden Soldaten und für die sie aufnehmende zivile Welt. Zwar wäre mit einer raschen Eingewöhnung in die Friedensverhältnisse zu rechnen,

> *„aber manches wird bleiben, was sie draußen menschlich erworben haben, und die anderen werden sich daran anzupassen haben. Es gilt schon jetzt zu sorgen, daß keine Kluft entstehe zwischen den so lange getrennten Volksteilen; [...]“.*[272]

Die Zerrissenheit der Nation, die mit dem Kriegsausbruch aufgehoben schien, bricht in der Wahrnehmung Everths in der zwischen Front und Heimat erneut und heftig auf. Diese Einschätzung führt, gleichsam als „tröstendes“ Element, zu der Definition eines spezifischen Eigenwertes des Frontsoldaten, die nach dem Krieg bei Ernst Jünger in der Gleichsetzung von Soldat und Arbeiter ihre griffig-geläufige Formel finden wird. Für Everth ist es, quasi dem technischen Stand des Krieges und seinem eigenen Einsatzort, der Ostfront, entsprechend - noch nicht der Arbeiter, der als stimmiger Vergleich herangezogen wird, sondern eine romantisierte Vorstellung vom Handwerker:

> *„Wie vor hundert Jahren jeder Schreiner Geschmack und Tradition hatte und dadurch Kultur, so hat heute jeder Krieger draußen Haltung und Stil.“*[273]

[271] Ebd., S. 2. Und er ergänzt: „[...] sie bleiben also für eine mehr zusammenfassende Darstellung zunächst nur Material, von dem der, so zu Hause sitzt, eine ganze Menge braucht, um sich ein allgemeineres Bild zu machen.“ Ebd.
[272] Ebd., S. 1.
[273] Ebd., S. 20. Es gibt freilich schon während des Krieges Versuche, den Soldaten als Arbeiter zu definieren. Der u.a. durch die von William Stern vorangetriebene, angewandte psychologische Erforschung des Kinder- und Jugendalters inspirierte, österreich-ungarische Psychologe Stefan v. Máday, stellte im Juni 1915 seine Überlegungen zum „Kämpfer und Arbeiter“ in zwei Beiträgen in der

Teil dieser „Kultur“ wäre endlich auch eine „Gleichgewichtslage in der Seele des Soldaten“, von der zumindest ein „Abglanz als Kulturelement“ in den Frieden hinüber gerettet werden müsse.[274]

Unter Stichworten wie „Freiheit“, „Wert des Gehorsams“ oder „Wandelungen des Wertebewußtseins“,[275] versucht Everth sein Kriegserlebnis, freilich schnell zu ‚dem` Erlebnis der Front stilisiert, für ein neues Lebensgefühl, für ein erwachendes Sonderbewußtsein in den Gräben zu mobilisieren. Es ist zunächst dadurch geprägt, daß die Front den Soldaten zur Schweigsamkeit und Stille erziehe; was die Befehlssprache auszeichne, lakonisch und jede „unnötige Silbe Geschwätz“ vermeidend, gehöre auch zum Vorzug des Soldaten, nämlich „phrasenlos zu handeln und klaglos zu erdulden“.[276] Ursprünglich gerichtet gegen die heimatliche „Wort-Unkultur“,[277] zielen derlei Einsichten schließlich darauf ab, die freiwillige Unterordnung in der von Befehl und Gehorsam bestimmten militärischen „Organisation“, den „Triumph der Tat über die Ohnmacht des Wortes“ zu feiern; vor allem für jene, die aus „geistigen Berufen“ kommen, wäre dies „stimmungshebend“.[278]

„Umschau“ vor. S. v. Máday, Kämpfer und Arbeiter, in: Die Umschau, 19 (1915), Bd. I, S. 501-504; Lustsoldat und Pflichtsoldat, in: Die Umschau, 19 (1915), Bd.II, S. 721-725.

[274] E. Everth, Von der Seele ..., S. 19.

[275] Ebd., S. 6, S. 26, S. 36. Der Gehorsam etwa, so Everth, sei nicht allein eine lebenspraktische Maxime - „wie jede Konvention“, alles ist mit ihm „einfacher“ (S. 27) -, er nehme Soldaten an der Front auch die Verantwortung ab: „Nicht nur, daß man tötet, ohne sich Skrupel zu machen, daß man schießt, ohne eigentlich zu bedenken, was man tut - [...] nicht nur dies also, sondern es werden auch die Hemmungen, die der pflichtmäßigen Sorge um die eigene Selbsterhaltung entstammen, zum Teil ausgeschaltet, [...]“. S. 26.

[276] Ebd., S. 28/29. Eine erwünschte Mentalität, die uns bereits aus der Palette der Anforderungen an die briefeschreibenden Frauen bekannt ist. (Vgl. III.1.2.).

[277] „[...] während die Truppen draußen auf der Russenjagd sind, daheim der gute Bürger auf die Fremdwortjagd geht“. Ebd., S. 30. „Der Krieger“ hingegen sei „frei von der patriotischen Phrase“, man werde „draußen stiller“. S. 31. Daraus speisen sich schon der Widerwillen gegen die „Berufsredner in den Parlamenten“ und die Hoffnung, daß im kommenden Frieden „die Überschätzung des Wortes - an Stelle des Handelns - und womöglich das weibische Geschwätz selber etwas abnehmen“. S. 30.

[278] In dem Versuch, eine spezifische ‚Kriegspsychologie der Gewerkschaften` zu konzipieren, mit der im September 1915, kurz nach Everths Publikation, der Schwager Lilly Brauns, Adolf Braun (SPD), an die Öffentlichkeit trat, wurde eben diese Unter- und Einordnung in die „Organisation“ als dem gewerkschaftlich organisierten Arbeiter schon von vornherein eigen gesehen. A. Braun, Kriegspsychologie und Gewerkschaften, in: Der Kampf. Sozialdemokratische Monatsschrift, 7 (1915), H.9, Sept. 1915, S. 305-316.

Zugleich könne dieser „Seelenaufschwung“[279] mit einem ganz neuen Körpergefühl, einem „primitiven Selbstgefühl der Körperlichkeit und Stärke“ verbunden werden, ja, der Aufschwung ergebe sich erst recht eigentlich aus diesem jenseits aller nervösen Überreizung liegenden Front-Erleben, das durch „Nähe und eigenes Handeln“ bestimmt werde.[280]

Die bereits bei Kriegsbeginn beschworenen und gefeierten „primitiven Seelenzustände“ werden so ergänzt durch einen ganz ursprünglichen, ganz auf die elementaren körperlichen Grundbedürfnisse eingeschränkten Lebensstil in den Gräben.[281] Ohne freilich, daß die kaum verhehlte Befriedigung des Intellektuellen über seine, durch die zeitgenössische Wahrnehmung des ‚Wilden` inspirierten Regressionsphantasien nicht der relativierenden Korrekturen bedurft hätten; zumal in Gestalt der auf alliierter Seite kämpfenden Kolonialtruppen der ‚reale Wilde` als Feind und Haßobjekt besonderer Art zu bekämpfen war. Bei aller Freude über die gelungene Flucht aus der „Stickluft der Redaktionsstuben“ und die gewonnene „wirklichere Wirklichkeit“ der Front durfte die eigene körperliche und seelische „Höherwertigkeit“ doch nicht aus den Augen verloren werden. Everth nutzt dafür einen Feldpostbrief, den ihm ein Arzt zugeschickt hatte:

> *„Der einzelne ist bei uns nicht nur körperlich besser gerüstet, sondern auch seelisch. Er ist nicht nur sauberer, er ist auch als Kulturwesen mehr reflektierend, sich selbst Rechenschaft gebend, also bewußter. Und wie ein Nervenmensch in schlimmer Lage wahrscheinlich mehr seelische Widerstandsfähigkeit aufbringt als ein Riese mit Stiernacken und Kinderverstand, so wird der moderne, feiner organisierte Kulturangehörige andere seelische Kräfte aus sich schöpfen, wie selbst ein gleichzeitig mit ihm lebender Turko, Zuave, Senegalneger,*

[279] Ein Begriff, der von dem österreichischen Sozialdemokraten und als Leutnant dienenden Julius Dietsch stammt, der bald nach Brauns Publikation dessen Einschätzung bestätigt und verstärkt. Er schrieb einen Brief an Braun, woraufhin ihn dieser auffordert, einen längeren Beitrag zur Kriegspsychologie des Arbeiters zu verfassen; dieser Text wird dann auf Brauns Vermittlung hin und unter seiner Redaktion nicht mehr in einem Organ der Partei- oder Gewerkschaftspresse veröffentlicht, sondern in der konservativ-liberalen „Tat“. Dies könnte seinen Grund darin haben, daß Dietsch sich dezidiert über die Friedenswünsche der Arbeiter-Soldaten äußert und dafür plädiert, diese nicht etwa nur als Auffassung der „Minderheit“ zu denunzieren. (Vgl. III.1.1.1.) J. Dietsch, Der Arbeiter als Soldat, in: Die Tat. Sozial-religiöse Monatsschrift für deutsche Kultur, 7 (1915/16), Bd.II (Okt.-März), S. 1018-1040.

[280] E. Everth, Von der Seele..., S. 22, S. 38.

[281] „Man muß schon in den Krieg gehen, um wieder einmal wie in Manövertagen nach anstrengendem Marsch einen Trinkbecher voll angebrannter Eiernudeln (aber warm!) mit einem die ganze Seele ausfüllenden Genusse zu schlürfen, so daß sämtliche gastronomischen Eindrücke des bisherigen Lebensganges dagegen als bloße Oberflächenkultur erscheinen; [...]“ Verrät sich hier eindeutig der frugalen Genüssen zuneigende Kriegs-Gourmet, werden die Freuden des Feldlebens im nächsten Absatz umstandlos gleich ins allgemein Gültige erweitert: „Die wenigen primitiven Funktionen, die befriedigt werden müssen, zum Beispiel eben Hunger oder Durst, spielen draußen eine übergreifende Rolle, und alles Körperliche findet als Vorbedingung für die jederzeit ungeschwächte Kriegsbereitschaft beim einzelnen Manne weitgehende Aufmerksamkeit.“ S. 9.

> *wenn der Halbwilde auch materiell scheinbar, an Körpergaben, überlegener aussieht.“*[282]

Everths Anspruch auf Allgemeingültigkeit erhebende Schilderung der „Front-Nerven“ gibt, unschwer ersichtlich, eher Aufschluß über empfundene Defizite einer körperfeindlichen Vorkriegswelt als über die psychische Verfassung der Kombattanten. Was er davon wahrnimmt, dient - gemeinsam mit dem als „Urerlebnis“ charakterisierten Gefühl, im Dreck der Schützengräben den eigenen Körper wiederentdeckt zu haben - bloß als Folie. Auf ihr gleicht seine „Kriegspsychologie“ der Erinnerung an die verflossenen Tage einer gut angeschlagenen Kur, die wegen überreizter Nerven angetreten werden mußte.

Ungeachtet dieser heutigen Einschätzung, fand das Buch freilich zunächst eine völlig zustimmende Aufnahme durch die Kritik. In enger Verwandtschaft zum Tenor der Feldpostbriefrezeption (vgl. III.1.1.), handelte es sich doch hier ebenfalls um einen Augenzeugen der Front, wurde die authentische Bildhaftigkeit gelobt und, fern aller „falscher Idealisierung“, die durch Everth bestätigte Einsicht hervorgehoben,

> *„daß alle edeln und guten Regungen des Geisteslebens, alle Ergebnisse eindringlicher geistiger Arbeit in dem schweren und ernsten Erlebnis des Krieges gestärkt werden“.*[283]

Einzig der Kriegsteilnehmer und Psychologe Kurt Lewin merkte in seiner Rezension aus dem Jahre 1917 an, daß Everths Darstellung an einer gewissen Einseitigkeit kranke. „Der Krieg“, so Lewin, „kommt in Wirklichkeit im Bewußtsein der Soldaten sehr viel weniger gut weg, als es nach dieser Darstellung erscheinen muß.“ Gewiß könne sich der Soldat an der Front ‚freier` fühlen, auch fehle der Heimat gemeinhin das Verständnis für die Lage der Soldaten, doch dürfe daraus nicht gefolgert werden, die Frontwirklichkeit hätte einen höheren Stellenwert als die je eigene zivile, berufliche Vergangenheit und Zukunft der Rekrutierten. „[...], schon weil dieses Werkleben viel umfassendere Zusammenhänge setzt, bleibt es die ‚wirklichere Wirklichkeit`.“[284]

---

[282] Ebd., S. 8. Feldpostbrief des Arztes Dr. Spier.

[283] Literaturberichte, in: Pädagogische Blätter, 1916, S. 103-104, S. 103. In einer anderen Besprechung wurde besonders hervorgehoben, daß Everth die geänderte Bewußtseinslage der Soldaten auf den Begriff gebracht hätte. „Die Dauer der Kämpfe“ habe „jeden Überschwang gedämpft“ und „überall eine angemessene Seelenlage geschaffen“. Gewiß wäre das auch „eine Art Begeisterung, aber eine stille, zähe und wertvollere als die der populären Phrase“. Die „Begeisterung“ unserer Soldaten, in: Der Türmer, 17 (1914/15), Bd. II, Sept. 1915, S. 773.

[284] K. Lewin, Von der Seele des Soldaten im Felde, in: Zeitschrift für angewandte Psychologie, 1917, H.12, S. 161-164, S. 162, S. 163. Lewin selbst hat im Jahr seiner Besprechung der Everthschen Schrift einen kurzen Aufsatz zur „Kriegslandschaft“ publiziert, der ebenfalls in der Zeitschrift für angewandte Psychologie, 1917, H.12, S. 440-446 erschien. Bereits im Kontext seiner späteren, vor allem im amerikanischen Exil (ab 1933) durchgeführten Forschungen zu einer „Topologischen Psychologie“, in der er die strukturellen und dynamischen Probleme des „psychologischen Lebensraumes“ des Menschen, seines Verhaltens und seiner Umwelt untersuchte (K. Lewin, Grundzüge der topologischen Psychologie, hg. v. R. Falk/F. Winnefeld, Stuttgart/Wien 1969), scheidet Lewin hier den psychologischen vom

Doch Kritik blieb die Ausnahme. Manche Rezensenten empfahlen das Büchlein den Ausziehenden wie den Zurückgebliebenen gar als eine Art Kriegs-Vademekum, zur Nachahmung ebenso empfohlen,[285] wie zur Nachsendung an jene, die schon im Felde standen:

> *„Wenn es denen draußen nur einen Bruchteil der aufrichtenden Kraft verlieh, die es an mir selbst bewährte, so war es eine geistige Waffe - nicht Schwert, aber Panzer der Seele, [...]“.*[286]

Freilich ist uns im Falle Everths einer jener raren Berichte überliefert, dem wir ganz unvermittelt die Aufnahme eines Textes durch die anvisierte Leserschaft entnehmen können:

> *„Ich las, ohne jede Bemerkung meinerseits, einigen Kameraden aus dem Everthschen Buch ein paar Sätze vor, so z.B.: ‚In der Zeit aber, wo nichts zu tun ist, kümmern sich die Vorgesetzten fast nur kameradschaftlich um die Leute, nicht zur Aufsicht, die ist nicht nötig`. Reaktion darauf war der Ausruf: ‚Muß eins auf den Hut kriegen, auf die Kohlrübe`. Der Satz bei Everth: ‚Übrigens ist jedem einzelnen Manne noch ausdrücklich nahe gelegt, Vorschläge zu irgendwelchen besseren Methoden bei den Vorgesetzten anzubringen`, löste Lachen und Bitterkeit aus. Dieses Lachen ist für den verständlich, der beim Militär war, [...]“*[287]

Everths Auffassung von der Bedeutung der Feldpostbriefe, die eingangs zitiert wurde, enthält in der für die „Gegenwart“ geschriebenen Variante schon einen Hinweis auf den von August Messer in den „Preußischen Jahrbüchern“ Anfang 1915 vorgestellten Versuch, aus Feldpostbriefen eine spezifische Psychologie des Krieges zu filtern.[288] Messer, Professor für Philosophie und Pädagogik und bereits

---

geographischen Raum. „Kriegs“- und „Friedenslandschaft“ sind die Schlüsselbegriffe seiner „Phänomenologie der Landschaft“. Auch der Soldat sehe sich schließlich als „Gefechts- oder Kriegsgebilde“.

[285] Hier ist vor allem der Ltnt. d. R. Philipp Stein zu nennen, der, in Fortführung Everths, vom „Soldaten im Stellungskampf“ berichten will. P. Stein, Der Soldat im Stellungskampf. Psychologisch-militärische Betrachtungen in Anlehnung an Erich Everths „Die Seele des Soldaten im Felde“, 2., Aufl., Berlin 1918 (1916). Über weite Strecken kommt Stein nicht über das bloße Rekapitulieren von Everths Ausführungen hinaus. Auch sein Kriegserlebnis beruht auf seiner Dienstzeit an der Ostfront; Stein ist sich des Gegensatzes zur Westfront zwar bewußt - „Verdun und Maas und Somme sind ein Kapitel für sich“ (S.23) -, trotzdem erhebt er den Anspruch, über ‚den` Stellungskrieg zu schreiben.

[286] H. M., Von der Seele im Felde, in: Die Gegenwart, 88 (1916), S. 61-62, S. 61.

[287] O. Lehmann-Russbüldt, Warum erfolgte der Zusammenbruch an der Westfront? Mit einer dem General Ludendorff einstmals übermittelten Denkschrift eines deutschen Landsturmmannes, 2. Aufl., Berlin 1919, S. 9. Vgl. auch S. 5. Die Schrift des Pazifisten Lehmann-Russbüldt zählt zu einer Reihe von Veröffentlichungen von Augenzeugen, die unmittelbar nach dem Krieg erscheinen konnten. (Vgl. IV 1.2.1.).

[288] E. Everth, Zur Psychologie der Front, in: Die Gegenwart, 87 (1915), S. 250-253 (Folge 1), S. 251: „Wenn dann ein psychologisch geschulter Betrachter zu Hause eine Reihe solcher Zeugnisse [gemeint sind Feldpostbriefe/B. U.] vornimmt und Studien daran macht, wie es zum Beispiel Professor Messer in

vor dem Kriege eifrig bemüht, der Psychologie an den Universitäten einen festen Platz zu verschaffen,[289] leitet seine Studie mit weitgespannten Reflexionen über die „sozialpsychologische Frage“ ein, ob höher entwickelte Kulturen, ob ökonomische und industrielle Expansion „eine Abnahme oder gar ein Verschwinden der seelischen Faktoren, die zum Kriege führen, zur notwendigen Folge“ gehabt haben.[290] Die durchaus differenzierten und angesichts des Entstehungskontextes überraschend sachlich-distanzierten Antworten Messers laufen darauf hinaus, daß die zum Krieg disponierenden, seelischen Bedingungen „auch bei Kulturvölkern mit hoch entwickelter Industrie vorhanden sind“.[291] Dabei hätte sich im konkreten Fall immer wieder gezeigt, daß die in der Bevölkerung weit verbreitete „Widerstandskraft unkriegerischer Tendenzen“ - im wesentlichen die „Schätzung eines möglichst langen, behaglichen Lebens, Scheu vor Strapazen, Gefahren, Opfern jeder Art und ähnliches“ - von nur geringer Ausdauer gewesen wären:

> *„[...]; denn sie werden dann leicht vom Makel des ‚Egoismus` und der ‚Feigheit` getroffen und wagen sich nicht hervor; während die kriegerischen Instinkte vor dem sittlichen Bewußtsein sich rechtfertigen, als der Verteidigung, der Ehre oder der Machterweiterung des Staates dienend, und ebendarum sich frei entfalten dürfen, ja auch auf die Widerstrebenden suggestiv einwirken“.*[292]

---

den Preußischen Jahrbüchern [...] getan hat, so kommt gewiß etwas Lesenswertes heraus, [...]“. A. Messer, Zur Psychologie des Krieges, in: Preußische Jahrbücher, 159 (1915), H.2, Februar, S. 216-232.

[289] Im Zuge der Institutionalisierungsversuche, also der Bemühungen um Einrichtungen von Psychologie-Professuren, die von Messer unterstützt wurden, plädierte er dafür, „mit der wissenschaftlichen Relevanz der Psychologie für andere Fächer zu argumentieren“; Messer versuchte diese Bedeutung vor allem für die Pädagogik, Medizin, Jurisprudenz und die Nationalökonomie nachzuweisen. Vgl. U. Geuter, Die Professionalisierung der deutschen Psychologie im Nationalsozialismus, Frankfurt/M. 1988, S. 90 ff., S. 93. Gewiß ist auch Messers Aufsatz in den Preußischen Jahrbüchern u.a. vor diesem Hintergrund zu sehen.

[290] A. Messer, Zur Psychologie des Krieges, S. 217. Messer verweist u.a. auf die Fülle der vor 1914 geführten Kriege, vor allem auf die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geführten Bürger- und die ebenfalls „mit schonungsloser Grausamkeit“ verlaufenden Kolonialkriege (S.217/218), wobei er die deutsche Beteiligung weder verschweigt noch verharmlost. In der Tat könnten Ausmaß und Bedeutung des Ersten Weltkrieges massiv relativiert werden, wenn der Charakter dieser Kriege und ihre in die Millionen gehenden Opferzahlen mit ihm in Bezug gesetzt würden. Ein weitgehend noch unerforschter Bereich. Vgl. S. Förster, Der Weltkrieg 1792-1815. Bewaffnete Konflikte und Revolutionen in der Weltgesellschaft, in: J. Dülffer (Hg.), Kriegsbereitschaft und Friedensordnung in Deutschland 1800-1814, Münster 1994, S. 17-38.

[291] A. Messer, Zur Psychologie des Krieges, S. 222. Die nüchterne Diktion verdankt sich der freilich wiederum spezifisch deutscher Mentalität zugeschriebenen Maxime: „Er [der Psychologe] hat überhaupt die seelischen Bedingungen und Wirkungen des Krieges nicht nach Wert und Gültigkeit zu beurteilen, sondern sie lediglich in ihrer Tatsächlichkeit aufzudecken und zu beschreiben. Affektlos hat er den seelischen Vorgängen und Zuständen gegenüberzustehen, als handele es sich um Linien und geometrische Figuren.“ S. 232. Das ist das Credo des psychologisch geschulten Augenzeugen.

[292] Ebd., S. 220/221.

Das eigentliche Thema der Studie bilden allerdings die „seelischen Wirkungen“ des gegenwärtigen Krieges; sie liegen, so Messer, im Bereich des „Fühlens, Wertschätzens, Strebens und Wollens“.[293] Und, soweit es sich um das Seelenleben der an der Front und in der Etappe dienenden Soldaten handelte, kamen für die Untersuchung dieser, die „Kriegsseele“ vermessenden, emotionellen Befindlichkeiten nur Feldpostbriefe in Frage.

Das Ergebnis der Feldpostbriefanalyse, die auf Messer zugesandten Briefen von Akademikern an der Front basierte, entsprach in seiner Nüchternheit dem Befund über die psychischen Vorbedingungen des Krieges. „Animalische Bedürfnisse“ treten im Felde ebenso stark hervor wie viele Soldaten dabei zugleich der üblichen „psychischen Hemmungen“ verlustig gehen.[294] Der vielfach beschworene „Urmensch in uns“ und die davon abhängenden „primitiven Seelenzustände“ werden als die „Entfesselung antisozialer, sonst gehemmter Instinkte“ gedeutet, wovon Soldaten wie Zivilisten gleichermaßen betroffen sein könnten.[295] Sicherlich böte der Krieg Raum für „altruistische und soziale Triebe“, auch könne gänzlich „ohne einen persönlichen Haß“ gekämpft werden[296] und eine „ritterliche Kriegführung“ scheint möglich, - doch zeige die Realität, daß die „sogenannten Kulturnationen davon noch weit entfernt sind“.[297] Generell gälte vielmehr, daß der Krieg „(auch den Siegern) mehr Unlust und Leid als Lust und Freude bringt“.[298]

Neben dem lebendigen oder durch den Krieg wiedererweckten Glauben und einem mitunter spürbaren, ästhetischen ‚Zauber` durch den Krieg - „[...] wie gewaltig schön der Anblick brennender Dörfer oder Städte [...] sein muß“[299] -,

[293] Ebd., S. 222.
[294] Ebd., S. 224 f., S. 224.
[295] Ebd., S. 226. „Vielfach werden leerstehende Häuser von den eigenen Landsleuten der Besitzer geplündert; Menschen von ausgeprägt egoistischem Charakter suchen die Notlage ihrer Volksgenossen wucherisch auszubeuten; bei Lieferung für das Heer werden unerlaubte Gewinne gemacht, es wird geradezu betrogen, Liebesgaben werden unterschlagen, usw.“ Ebd.
[296] Ebd., S. 226. Zur Belegung haßfreier, freilich ‚völkerpsychologisch` differenzierter Kampfmotivationen zitiert Messer den Feldpostbrief eines befreundeten Oberlehrers von der Westfront: „Wahrlich, die hinter der Front mögen sich zum Haß gegen die Feinde erhitzen - es gibt ja auch Unterschiede, und den Serben und den Russen wird man anders einschätzen als den Franzosen -, aber den Gegner, den wir haben, vermag ich nicht zu hassen. Und ebensowenig den Engländer, so sehr die nichtswürdige Politik der Leitenden zu verdammen ist. Gerade wenn man das Leid ansehen muß, das man diesen uns innerlich so verwandten Nationen anzutun genötigt ist, dann schlingt sich für mich ein neues Band zu jenen hinüber. Komme ich aus dem mörderischen Krieg heraus, so wird das intimste Verständnis der Kulturen, deren Träger gegen uns standen, mir willkommene Pflicht sein.“ S. 225/226.
[297] Ebd., S. 225/226.
[298] Ebd., S. 228. Dabei könne schwerlich nur entschieden werden, wem der Krieg mehr Leid bringe, den Soldaten an der Front oder den Daheimgebliebenen. Ein Plädoyer für die erste Einschätzung findet sich im zitierten Feldpostbrief eines hessischen Geistlichen, während Messer selbst der Auffassung zuneigt, daß der Krieg in der Zivilbevölkerung „in unübersehbarem Maße Unlust und seelischen Schmerz bis zur gräßlichsten Verzeiflung“ verursache, vor allem bedingt durch das stete „Bangen um die Lieben draußen - oft aufs intensivste gesteigert durch Ausbleiben von Nachrichten -“. S. 228, S. 230.
[299] Ebd., S. 230.

käme in erster Linie einer in den Feldpostbriefen zum Ausdruck gebrachten „Gefühlsabstumpfung“ durch den Krieg - zugleich ein Schutzpanzer gegen die „furchtbaren Eindrücke“ in ihm - besondere Bedeutung zu. „Ich habe“, so heißt es in dem von Messer als Beleg zitierten Feldpostbrief eines Professors vom 17. September 1914,

> *„soviel Großes, Schönes, Gräßliches, Gemeines, Brutales, Entsetzliches und Grausames gesehen, daß ich wie alle ganz abgestumpft bin. Menschen sterben zu sehen, stört einem kaum noch den Genuß eines Kaffees, den man sich frohlockend in starrendem Schmutz unter Geschützfeuer bereitet“.*[300]

Ist Messer noch ganz einem im Zeitkontext eher wissenschaftlich-nüchternen Credo in seinen kriegspsychologischen Einschätzungen verbunden, so mischen sich in die „kriegspsychologischen Betrachtungen“ des damals bekannten Psychologiehistorikers, Parapsychologen und an ästhetischen wie anthropologischen Fragestellungen interessierten Max Dessoir schon vermehrt nationalpädagogische Urteile hinein.[301] Dies verdankt sich zum einen den Entstehungsumständen seiner Schrift: Dessoir hatte auf Einladung der OHL und unter spezieller Betreuung v. Hindenburgs, Ludendorffs und des Chefs des Sanitätswesens, Dr. v. Kern, drei Monate (Aug. - Okt. 1915) an der Ostfront verbracht, wobei er „in dauernde Berührung mit den Truppen selbst kam“.[302] Zum anderen läßt sich dies auf das mittlerweile fortgeschrittene Stadium des Krieges zurückführen; das aber verlangte hinsichtlich der emotionellen Dispositionen der Zivilisten und Soldaten mit Macht, „aus dem Affektstadium [d.h der bloßen Begeisterung/B. U.] in eine Stimmung zu gelangen, die den gewaltigen Anforderungen eines mehrjährigen Krieges entspricht, in eine Entschlossenheit, die dauernd wärmt.“[303]

---

[300] Ebd., S. 229. Feldpostbrief von Prof. v. Drygalski; Messer entnahm ihn dem Magazin „Ueber Land und Meer“, 1914, Nr. 5 (Dez. 1914), S. 82 f.

[301] M. Dessoir, Kriegspsychologische Betrachtungen, Leipzig 1916. Eine genauere Schilderung der nur ein Fachpublikum interessierenden Beobachtungen wollte Dessoir in einer Zeitschrift folgen lassen. Dazu ist es nicht gekommen. Vgl. zur zeitgenössischen Einschätzung Dessoirs die Würdigung zu seinem 50sten Geburtstag von Hugo Marcus, in: Die Gegenwart, 89 (1917), S. 106-109. „Max Dessoir, der Forscher, hat als Historiker in der Psychologie, als exakter Experimentator in der Ästhetik, als spekulativer Philosoph in der allgemeinen Kunstwissenschaft je eine Seite seines intellektuellen Wesens ausgewirkt [...]“. S. 108. Vgl. auch: M. Dessoir, Buch der Erinnerung, 2. Aufl., Stuttgart 1947.

[302] M. Dessoir, Kriegspsychologische Betrachtungen, S. 3. Gast der OHL zu sein, dieser Vorzug dürfte nicht allein auf den Bekanntheitsgrad Dessoirs und seine bekundete nationale Einstellung zurückzuführen sein. Im Oktober 1914 publizierte er in der „Illustrirten Zeitung“ einen Artikel („Der Krieg und die Volksseele“, in: ILZ 143 (1914), Nr. 3711, S. 288-290), in dem er schon darauf hinweist, daß Siegeshoffnungen verfrüht wären. „Wir dürfen uns dem im Volksgemüt lebendigen romantischem Kampfideal nicht widerstandslos hingeben, weil die Gefahr besteht, daß unnötige und schädliche Enttäuschungen auftreten“. Der Krieg wäre „keine Angelegenheit des bloßen Drauflosgehens und Dreinschlagens“; „Aufmerksamkeit wie Geduld“ dürften „niemals ermatten“. S. 290. Das waren Einschätzungen, in ihrer Eindeutigkeit früher publiziert als die dann vermehrt ab der Jahreswende 1914/15 in den Zeitungen veröffentlichten Mahnungen, die ihren Eindruck namentlich auf Ludendorff nicht verfehlt haben dürften.

[303] M. Dessoir, Kriegspsychologische Betrachtungen, S. 7.

Dessoir, immer in Begleitung von Offizieren ruhigere Frontabschnitte und Teile der östlichen Etappe bereisend, versucht diesem Anspruch, zur notwendigen „Entschlossenheit“ von Soldaten und Zivilisten beizutragen, gerecht zu werden, indem er auf die „modernen“ Bedingungen des Kampfes eingeht. Hierbei widmet er sich insbesondere den „psychologischen Verhältnissen in den unvorstellbar schrecklichen Tagen und Nächten, in denen das Trommelfeuer rast“:

> „*Die Gedanken an das eigene Ich werden übertäubt, Angst und Rettungsversuche fallen von selber fort. Da es kein Entrinnen gibt, so stellt sich Ruhe des Fatalismus ein; [...] Wie nun überhaupt der Heeresangehörige seine Teilnahme am Krieg und den Platz, der ihm angewiesen wurde, als Schicksal empfindet, so auch den tobenden Aufruhr, dem gegenüber ichsüchtige Empörung sinnlos wird.*“[304]

Die angeblich fatalistische Ruhe und Schicksalsergebenheit im Trommelfeuer, die Dessoir der Front attestiert - darin noch unterstützt durch einen 23seitigen Feldpostbrief eines Hallenser Universitätsprofessors (S.27-40) -, das sind im Grunde mentale Einstellungen, die er auch der Zivilbevölkerung anempfiehlt.

Beide, Messer wie Dessoir, räumten ausgesuchten Feldpostbriefen eine bedeutsame Stellung im Beschreibungskanon der psychologischen Wirkungen des Krieges ein. Insoweit der Krieg als großes „Massenexperiment über die Auslösung von Affekten und die Aktivierung geistiger Eigenschaften“ verstanden wurde, verkörperten Feldpostbriefe und ihre Autoren dabei gleichsam die für die Durchführung notwendigen Probanden.[305] Freilich handelte es sich zumeist um die Briefe befreundeter oder in einem Schülerverhältnis zu Messer und Dessoir stehender Autoren aus dem akademischen Bereich, so daß mit wirklichen, vom vorgegebenen Interpretationskontext abweichenden Schilderungen ernsthaft nicht zu rechnen war. Ein Befund, der auch für andere kriegspsychologische Studien galt; so zog etwa Otto Binswanger, Professor in Jena und Leiter einer Anstalt, den ausführlichen Feldpostbrief einer seiner Wärter heran, „der als Unteroffizier in der Linie der Kämpfer steht“.[306]

Die von Messer und Dessoir auf dieser Grundlage immerhin weitaus weniger als noch von Everth verbrämten und idealisierten seelischen Bedingungen an der

[304] Ebd., S. 25. Genaue und realistische Beobachtungsgabe ist Dessoir im übrigen in diesem Kontext nicht abzusprechen. „Das wehrlose Ausharren im schweren Artilleriefeuer ist deshalb so entsetzlich, weil man das Näherkommen berechnen kann nach dem bekannten Rhythmus des feindlichen Feuers; die Sicherheit, mit der die Geschütze einen Graben abtasten und jeden Abschnitt einmal heimsuchen, steht im Widerspruch zur Unberechenbarkeit der übrigen Gefechtsereignisse.“ S. 25. Gerade die Passivität, das wehrlose Ausgeliefertsein einer mit Präzision vorrückenden ‚Feuerwalze` gegenüber, wurde zum Inbegriff des Krieges. Die freilich ebenso und unter anderem durch das Trommelfeuer verursachten psychischen Zusammenbrüche von Soldaten verschweigt Dessoir, obschon sie ihm mit Sicherheit bekannt gewesen sein dürften.

[305] R. Sommer, Krieg und Seelenleben, Leipzig 1916, S. 13.

[306] O. Binswanger, Die seelischen Wirkungen des Krieges, Stuttgart/Berlin 1914, S. 22.

Front, insbesondere die erstaunt konstatierten, geglückten „Überwindungen“ der mit den Umstellungen vom zivilen zum militärischen Leben verbundenen Widrigkeiten, sollten nicht allein physisch-physiologisch - oder nur disziplinarisch begründet[307] - erklärbar sein. Vielmehr wäre hier dem „Primat des Willens“, den Dessoir aufgrund seiner Kriegsbeobachtungen als „über der Vernunft“ stehend verortet, die zentrale und überragende Bedeutung zugekommen:

> *„Da gilt es, Hunger und Durst zu ertragen, Stunden über Stunden zu marschieren, Lasten zu schleppen, Furcht zu überwinden, die Stimmung zu heben, bei Verwundungen das Gemüt ruhig und fröhlich zu halten; da gilt es vor allen Dingen, die härteste Prüfung, die des Trommelfeuers zu bestehen. Alles das vermag der Wille. Solange er unversehrt ist, winkt der Sieg; diese strömende Quelle deutschen Lebens kann auch der Tod nicht ausschöpfen.“*[308]

Die Kategorie des Willens, vor allem die beobachtete „Verschmelzung von Gehorsam und selbständiger Willensbetätigung“,[309] verquickte sich aufs vortrefflichste mit den militärischen Hoffnungen auf den offensiv zu führenden Krieg und den Ansprüchen an die dafür erforderliche, mentale Einstellung der Soldaten. Menschen gegen Maschinengewehre und Geschütze, oder, treffender noch, Menschen gegen Maschinen: das war der Kern einer Doktrin, deren Vertreter in Deutschland wie in England oder Frankreich gemeinhein recht genau um die

[307] Disziplin und Gehorsam - „oft genug sieht man schwer Verwundete mühsam und mit rührender Selbstverständlichkeit ihre Ehrenbezeugungen ausführen“ (S.21) - zusammen mit der „Kameradschaft“, in der sich ein „demokratischer, fast darf man sagen: kommunistischer Geist“ ausdrücke (S.17), stellen, so Dessoir, in ihren als Gruppendruck wirksamen Ausprägungen wichtige Elemente für diese „Überwindung“ dar. Entgegen der noch von Everth geäußerten Hoffnung, ließe sich allerdings dieser „Schützengrabengeist [...] nicht einfach verewigen“. M. Dessoir, Kriegspsychologische Betrachtungen, S. 42.

[308] Ebd., S. 10. Die starke Faszination, die der ‚Willen` auf Dessoir und vor allem Messer ausübte, verdankte sich nicht zuletzt auch der Ausstrahlung der psychologischen „Würzburger Schule“, zu der Messer gehörte. Sie widmete sich u.a. in vorgegebenen Situationen der Selbstbeobachtung sog. Gedanken-Experimenten, durch die nachgewiesen werden konnte, daß Gedanken auch ohne sofort dazu assoziierte Bilder möglich sind. Dabei kam der gerichteten Zielhaftigkeit des Denkvorganges und hierbei wiederum „determinierenden Tendenzen“, kurz, dem Willen Bedeutung zu. Diese Willensprozesse wurden als autonome, psychisch fundierte und eigenständige Handlungen gesehen. Vgl. S. Grubitzsch/G. Rexilius (Hg.), Psychologische Grundbegriffe. Mensch und Gesellschaft in der Psychologie. Ein Handbuch, Reinbek 1987, S. 184 ff. („Denkpsychologie“). In der späteren Eignungsdiagnostik der Wehrmachtspsychologie sollte der ‚Wille` dann zur zentralen „Charakterinstanz“ werden. Vgl. U. Geuter, Die Professionalisierung der deutschen Psychologie im Nationalsozialismus, S. 183f. (Vgl. auch IV 1.3.).

[309] M. Dessoir, Kriegspsychologische Betrachtungen, S. 22. Das sollte heißen: die Soldaten griffen auf Befehl immer wieder an. Aus Gehorsam und Willen „entsteht die furchtbare Tapferkeit eines geordneten Rauschzustandes“. S. 24. Beschreibungskategorien, die schon an die Ästhetisierung des Krieges durch Ernst Jünger erinnern. - Aus Österreich-Ungarn ergänzte der Hofrat Tumlitz, selbst vier Monate ‚an der Front` (als Offizier in der Etappe): „Wie ein roter Faden zieht die Erkenntnis durch alle meine Kriegserlebnisse in den vier furchtbaren Monaten: Nicht der erobert die Welt, der es in der Kultur des Körpers am weitesten gebracht, sondern der, dessen Geisteskraft alles überragt. Körperkultur, Abhärtung des Leibes, Gewöhnung an Strapazen bedeutet letzten Endes nichts, Willenskraft und Energie alles.“ O. Tumlitz, Psychologisch-pädagogisches von österreichischen Schlachtfeldern, in: Schaffende Arbeit und Kunst in der Schule, 3 (1915), H.3, S. 2/3.

Feuerkraft wußten, die das moderne Schlachtfeld beherrschen würde; und die dagegen, um den Preis eines auch weiterhin führ- und gewinnbaren Krieges die Masse angreifender Soldaten setzten.[310] Sie sollten, idealerweise ausgestattet mit einem unzerstörbaren Angriffsgeist, weder vor dem Feuer weglaufen, noch vor ihm Deckung suchen, sondern es unterlaufen. Durch die Feuerzone hindurch zum raschen Sieg, so lautete die Losung.[311] Das innere Movens, das dieses Vabanquespiel, denn das war es, für jene, die den Angriff vortrugen, psychisch ertragbar machen und mental abfedern sollte, hieß: der feste, unbeugsame Wille. Das Wort war Programm;[312] es stand international für Selbstdisziplin, eine hohe (Kampf-)Moral, für eine von allen Wirrnissen und Bedrängungen gänzlich unberührte Seele, für starke Nerven, für den Mut, für die Entschlossenheit, den Selbsterhaltungstrieb zu überwinden, für sozialdarwinistisch definierte, fitte Männlichkeit schlechthin.

Diese militärischen Vorgaben und Erwartungen schienen nun in ihrem realen Gehalt gleichsam kriegspsychologisch nachgewiesen zu werden. Doch kann in erster Linie Dessoir auch nicht verhehlen, daß neben den „Willensenergien für den Kampf“ mehr und mehr jene für die „Gesundung“, das heißt, für das Überleben in den Vordergrund traten.[313] Schon die Akzentverschiebung von den ‚Nerven` zum ‚Willen` - wenn nicht von vornherein die Gleichung „Gute Nerven gleich starker Wille“ aufgemacht wurde[314] - verdeutlichte, daß unmerklich

[310] Vgl. T. Travers, The Killing Ground. The British Army, the Western Front and the Emergence of Modern Warfare 1900-1918, London 1987. Vgl. auch: J. Snyder, The Ideology of the Offensive. Military Decision Making and the Disasters of 1914, Ithaca/New York 1984; H. Strachan, European Armies and the Conduct of War, London 1983, Kap. 6 - 8. Travers hat den ‚Kult der Offensive` auf drei zentrale Vorstellungen unter den Militärs zurückgeführt; er kapriziert sich zwar auf die englische Vorkriegsarmee, doch hat seine Einschätzung mit wenigen Abstrichen auch für das deutsche Heer Geltung: „1) Recognition of the influence of firepower; 2) a pessimistic and anti-modern attitude, which included suspicion of the reliability of working-class recruits; and 3) an understanding of warfare as structured, ordered, and therefore potentially decisive“. T. Travers, The Killing Ground, S. 37.

[311] Eine Parole im übrigen, die durch eine mehr oder weniger stark ausgeprägte Unterschätzung der jeweils anderen Nation und der Qualität seiner Soldaten verstärkt wurde. Besonders vorhanden war eine durch den Sieg von 1870/71 noch unterstützte Verkennung der militärischen Stärke Frankreichs und die Geringschätzung der Qualitäten seiner Soldaten auf deutscher Seite. Vgl. G. Krumeich, Le déclin de la France dans la pensée politique et militaire allemande avant la Premiére Guerre Mondiale, in: J.-C. Allain (Hg.), La moyenne puissance au XX. siécle. Recherche d'une definition, Paris 1989, S. 101-115.

[312] Vgl. D. Storz, Die Schlacht der Zukunft. Die Vorbereitungen der Armeen Deutschlands und Frankreichs auf den Landkrieg des 20. Jahrhunderts, in: W. Michalka (Hg.), Der Erste Weltkrieg, S. 252-278, S. 258 ff.; Der Wille „wies der Technik ihren Rang zu. [...] Daß die Bedeutung technisch-materieller Faktoren mit dieser Entschiedenheit in die zweite Reihe gestellt wurde, hing nicht mit ihrer Ignorierung zusammen, sondern ganz im Gegenteil mit der Faszination, die von ihrer überwältigenden Dynamik ausging. Die Betonung von Willen und Psychologie erlaubte es, angestrengt zu rüsten, ohne dabei die militärischen Apparate in ihrem Grundgefüge zu verändern.“ S. 258, S. 259.

[313] M. Dessoir, Kriegspsychologische Betrachtungen, S. 22.

[314] „Was heißt das? ‚Wir sollen die Nerven behalten?`“, fragt sich der Mediziner Wollenberg. Soweit sich die Forderung an die „Kleinmütigen und Flauen im Lande“ richtet, „die man als Seitenstück zu den Kriegsneurotikern als ‚Friedensneurotiker` bezeichnen könnte, weil sie eine fast krankhaft überwertige Sehnsucht nach einem Frieden um jeden Preis haben“, kann sie nur bedeuten, daß diese „besonderer Behandlung und kräftigen Zuspruchs“ bedürfen, „damit bei ihnen der Siegeswille wie bei jenen der Gesundungswille erzeugt werde“. R. Wollenberg, Krieg und Nerven, Straßburg i. Els. 1917, S. 35.

eine Änderung in den Beschreibungs- und Bewertungskategorien der „Kriegsseele“ vonstatten ging:

> *„Mit der Länge des Krieges und der Schwere der Verluste wich der frohe Sinn des Soldaten der stummen Entschlossenheit des seine Heimat schützenden deutschen Mannes“.*[315]

Daß der „moderne Krieg bei längerer Dauer“ ein „nervengesundendes Handwerk“ wäre, „wie es anfangs manche sich zurechtgelegt haben“, davon konnte keine Rede mehr sein.[316] Dessoirs Hinweis auf den Willen zur Gesundung stellte diese Entwicklung schon in Rechnung, nicht zuletzt auch erkennbar durch die Nennung der in der Behandlung von Kriegsneurotikern tätigen Mediziner Weygandt, Hoche und Goldscheider.[317]

Kollegen Dessoirs, die Psychologen Engelen und Rangette, Mitarbeiter in einem psychologischen Laboratorium im Marien-Hospital Düsseldorf, plädierten schon frühzeitig dafür, daß psychisch kollabierende Soldaten „nicht das sympathisierende Mitleid, das dem Unglück zuteil wird, genießen, sondern daß sie dem herabblickenden Bemitleiden, das wir der Wehleidigkeit und Willensschwäche entgegenbringen, sich ausgesetzt fühlen“. Für die Verbreitung dieser Einstellung - im Grunde genommen ein Stigmatisierungsprogramm für nicht erwünschte Verhaltensweisen - „ist in erster Linie die Tagespresse berufen“.[318]

2.2.1. Feldpostbriefe als psychologische Dokumente

Der Freiburger Architekt Karl Gruber, als Leutnant Führer einer Infanteriekompanie auf dem linken Flügel der im Westen aufmarschierenden deutschen Armeen, charakterisierte in seiner Bilanz der ersten Tage die emotionelle Befindlichkeit der Soldaten. „Eine Hurrastimmung“, so Gruber,

> *„herrschte überhaupt nicht in diesen Wochen unter unseren Leuten. Als wir am 23./24.8. [1914 / B.U.] in den Wäldern der Westvogesen auf der Verfolgung [französischer Truppen / B.U.] marschierten, hörte ich mehr wie einmal Fragen wie: ‚Herr Leitnant simmer jetz no bal in Paris?` oder ‚Herr Leitnant hört die Morderei noch net bal uf?`“*[319]

[315] R. Gaupp, Krieg und Seelenleben, in: Deutsche Revue, 43 (1918), Februar, S. 162-178, S. 166.
[316] W. Hellpach, Die Kriegsneurasthenie (Eingegangen am 29.9.1918), in: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie, 1919, Bd.45, S. 177-229, S. 198.
[317] M. Dessoir, Kriegspsychologische Betrachtungen, S. 10.
[318] Dr. med. Engelen/Dr. phil. Rangette, Prophylaxe der traumatischen Neurosen, in: Ärztliche Sachverständigen-Zeitung, 22 (1916), 15.3.1916, S. 65-67, S. 66.
[319] BA/MA Freiburg, Msg 2/3112, Aufzeichnung von Karl Gruber über die ersten Kriegstage 1914 (1961 verfaßt), S. 22.

Gruber und seine Leute hatten von kurzen Ruhepausen unterbrochene, hastig durchgeführte Märsche, eine nur zufällige und schlechte Verpflegung hinter sich und weitere, ohne jegliche Artillerieunterstützung unternommene, verlustreiche Angriffe auf gut ausgebaute französische Waldstellungen vor sich. Viele seiner Offizierskameraden waren zu diesem Zeitpunkt schon tot oder verwundet und auch Gruber wird kurz darauf in den Arm getroffen. Aufrecht knieend oder gar stehend hatten die Offiziere bei Beschuß ihren Deckung nehmenden Kompanien Befehle erteilt, waren ihnen, sofern das vorherige unvorsichtige, freilich von ihnen geforderte Verhalten sie nicht schon das Leben gekostet hatte, beim Angriff, den Säbel schwingend, vorausgeeilt: ein leichtes Ziel für die französischen Alpenjäger, ihre Maschinengewehre, Geschütze und Scharfschützen, gegen die sie anstürmten - und die es gemeinsam mit ihren Offizieren nicht anders hielten, wenn sie die Angreifenden sein mußten.

Die schon in der kurzen Phase des Bewegungskrieges spürbaren psychischen Belastungen verstärkten sich noch mit Beginn des Stellungskrieges an der Westfront. Es mehrten sich die brieflichen Berichte, in denen der neue Charakter des Krieges und seine psychischen Wirkungen geschildert wurden. Der Soldat Langhorst etwa, der in der westlichen Etappe seinen Dienst versah, hörte die Geräusche der Schlacht; in einem Feldpostbrief vom 2. Januar 1915 beschreibt er sie und die aus diesem Inferno zurückkehrenden Truppen:

> *„Der Kanonendonner ist häufig derart lebhaft, daß man keinen einzelnen Kanonenschuß hört, sondern nur ein stundenlanges ununterbrochenes Rollen. So entsetzlich dieser Kanonendonner sich auch anhört, und wenn wir denken, was mögen da wieder für furchtbare Verwüstungen angerichtet worden sein, so groß ist allemal unsere Verwunderung über die paar trockenen Zeilen, mit welchen die Heeresleitung am folgenden Tage in den offiziellen Kriegsnachrichten darüber berichtet. [...] Geradezu entsetzlich sehen die Menschen aus, wenn sie soeben aus den Schützengräben zur Erholung zu uns kommen. Wann wird diese furchtbare Menschenverwüstung ein Ende nehmen?“*[320]

„Das eisene Muß“, das unisono in der Propaganda und in der nervenärztlichen Diagnostik angesichts dieser Entwicklung von Zivilisten und Soldaten eingefordert wurde, konnte auch durch publizierte Feldpostbriefe nicht mehr vermittelt werden. Zwar hieß es noch Anfang Januar 1915 suggestiv:

> *„Und können und müssen wir aus den Feldpostbriefen, die uns von unseren Angehörigen zugehen oder die die Tagespresse in großer Zahl abdruckt, je etwas Derartiges [gemeint sind „Nervosität“ und „Nervenschwäche“ / B.U.] entnehmen? Müssen wir nicht vielmehr über den Mut, die Frische, selbst den lebenskräftigen Humor, der sich inmitten alles erduldeten Ungemachs, aller*

[320] BA Potsdam, Sachthematische Sammlung 92, Nr. 271, Brief Langhorst v. 2.1.1915, Bl. 287/Rs., 289.

Schrecken und Widerwärtigkeiten, [...], so köstlich bewährt, fortdauernd erstaunen?“[321]

Selbst jenen Kriegspsychologen, denen klar war, daß das in den publizierten Briefen Mitgeteilte nicht wortwörtlich zu nehmen war, stimmten für eine milde Beurteilung:

„Wer möchte bei den Briefen aus dem Felde [...] von ‚Lügen` sprechen? Es sind meistens keine absichtlichen Täuschungen, sondern überzeugte Selbstsuggestionen. Die Feldbriefe werden im allgemeinen weniger als historische Quellen denn als psychologische Zeugnisse zu werten sein.“[322]

Für die Dauer des Krieges zeichnete sich hingegen eine ganz andere Einschätzung ab; die erwünschte

„Grundstimmung unseres Heeres im Felde ist ein komplizierter Seelenzustand, der in den [...] Feldbriefen unserer Presse nicht eindeutig zum Ausdruck kommt“.[323]

Doch waren es nicht zuletzt auch Feldpostbriefe, freilich eben darum kaum veröffentlichte, durch die das Trauma der Schlacht sich authentisch mitteilen konnte. Der Soldat Franz Müller schreibt am 21. Januar 1915 aus einem Etappenlazarett im Westen:

„Durch große Überanstrengung besonders der letzten 3 Tage, bei denen unser Schützengraben von der feindl. schweren Artillerie förmlich umgewühlt worden ist, habe ich mir eine Nervenkrankheit zugezogen, sodaß ich am 8. November [1914 / B.U.], zwei Tage vor dem allgemeinen Sturm der ganzen Front, zurückgeschafft wurde. [...] Nur wenige Stunden bin ich tagsüber auf, denn diese verflixte Krankheit hat sich auf meine unschuldigen Beine gelegt, sodaß ich durch Schmerzen und Lähmung an den Beinen u. rechten Arm an meinem Fortkommen behindert bin. Man stelle sich den 92kg Recken zwischen Betten, Stühlen u. Tischen mühsam weiterkrebsend vor. Der reine Hohn!“[324]

Entsprechend des im Vorkrieg eingeschliffenen Sprachgebrauchs, finden sich in den Briefen nun vermehrt Hinweise auf die eigenen, angegriffenen Nerven, deren Qualität auch in den Zeugnissen der Augenzeugen zum Synonym für die seelisch zermürbenden Anforderungen des Krieges wurde. Zwar wirkte auf manche, namentlich höhere Offiziere, der „Kanonendonner [...] beruhigend“.[325]

[321] A. Eulenburg, „Kriegsnervosität“, in: Die Umschau, 19 (1915), Bd.I, S. 1-3, S. 1.
[322] G. Wunderle, Das Seelenleben unter dem Einfluß des Krieges. Eine psychologische Skizze, Eichstätt 1914, S. 27.
[323] R. Gaupp, Krieg und Seelenleben, S. 169.
[324] KFBA, Akte Steglitzer Feldpostbriefe: Brief Franz Müller v. 21.1.1915/Westen - Lazarett.
[325] „Ich muß vorne sein, und Kanonendonner wirkt auf meine Nerven beruhigend“. HStA/MA Stuttgart, M 750, Brief des Genltnts. v. Auwärter, Kommandeur der 52. R. I. Brigade v. 12.7.1916/Westen.

Doch im allgemeinen hatte „mit der Länge der Zeit“ das „Leben im Schützengraben mit seinen Entbehrungen und Gefahren“ für „Gemüt und Nerven“ ungünstige Folgen; man nutzte „die paar ruhigen Stunden des Tages zum Schlafen“, denn „die Nerven müssen auch mal zur Ruhe kommen“; wenn nicht gar „Nerven aus Eisen“ gewünscht wurden, um den Schrecknissen psychisch standhalten zu können.[326] Und jene, denen das nicht gelang, schrieben weiterhin mitunter ergreifende Briefe an ihre Angehörigen oder Freunde. Der Unterarzt Wilhelm Pfuhl, im November 1916 mit der Diagnose „Störung der Nerventätigkeit“ in ein Lazarett eingeliefert, berichtete am 17. November 1916 in einem Feldpostbrief:

> *„Ich glaube, es sind weniger die Anstrengungen, als all das Grauenhafte, das ich in den letzten Monaten erlebt habe, was meine Gesundheit so erschüttert hat. Es kommt mir ganz unfaßbar vor, wie die Menschheit sich so in gegenseitigem Massenmord zerfleischen kann. Ich kann mich nicht rühmen, jemals besonders widerstandsfähig gewesen zu sein gegen das Widerwärtige und Grauenhafte, aber jetzt ist es ganz damit zu Ende. Ich bin gar so müde und matt, möchte am liebsten einschlafen und nicht wieder aufwachen, ehe Frieden im Lande ist, oder garnicht.“*[327]

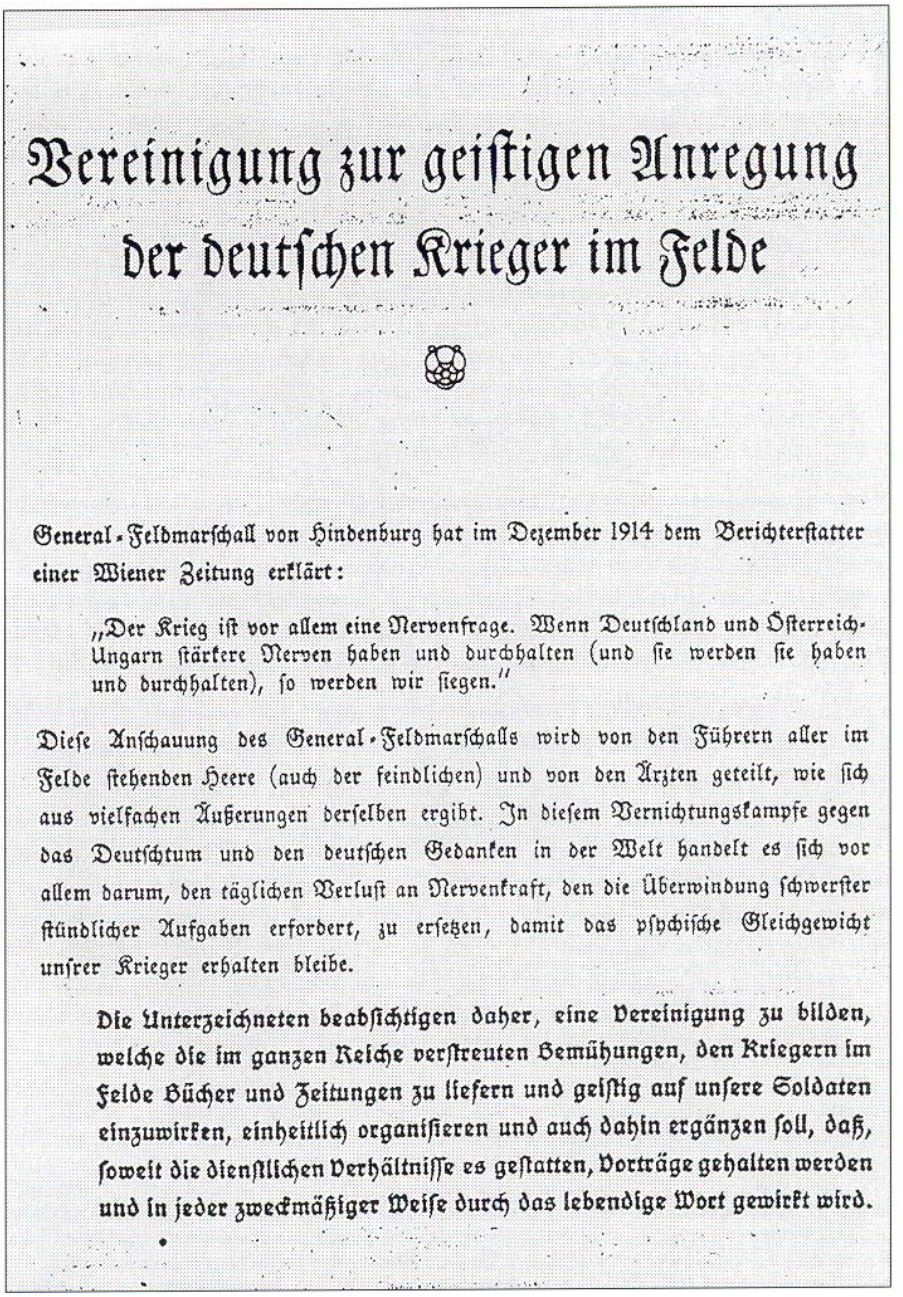
In Gestalt der „Kriegszitterer“ wurden diese Zusammenbrüche alsbald zum sichtbarsten Inbegriff des Schockerlebnisses Krieg. Sie nahmen, so Willy Hellpach in seinen Erinnerungen,

> *„einen erschreckenden Umfang an; die ‚Schüttler` und ‚Zitterer` wurden zu einem grausigen Straßenschauspiel, das die Bevölkerung fast mehr noch als die Amputierten, die Blinden und die im Antlitz Entstellten erregte“.*[328]

[326] BA Potsdam, Sachthematische Sammlung 92, Nr. 277, Brief A. Müller (Sächs. Grenadier Rgt. 100) v. 13.3.1915, Bl. 20; v. 8.3.1916/Westen, Bl. 19; Nr. 276, Briefe an Pfarrer Falck/Berlin, Brief Uffz. Liebchen v. 12.11.1915, Bl. 34/Rs.

[327] KFBA, Akte Steglitzer Feldpostbriefe, Brief W. Pfuhl v. 17.11.1916/Westen - Lazarett). Statt „Störung der Nerventätigkeit“, wie es bei Pfuhl der Fall war, sprachen Soldaten auch von „Verschüttung“. Die davon betroffenen waren „nach dem Sprachgebrauch der Fronttruppe einfach alle, die ‚nicht mehr konnten` ohne verwundet oder krank zu sein. Das Wort wird geradezu als sinnfälliger Ersatz für den bei den Gebildeten beliebten ‚Nervenshock` [sic!] gebraucht.“ J. v. Steinau-Steinrück, Zur Kenntnis der Psychosen im Schützengraben, in: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie, 1919, Bd.52, S. 327-369, S. 340.

[328] W. Hellpach, Wirken in Wirren. Lebenserinnerungen, Bd.II, Hamburg 1949, S. 34/35. Gegen Ende des Krieges wurden im übrigen strenge Bestimmungen erlassen, die verhindern sollten, daß die in ihren Symptomen allzu auffälligen Kriegsneurotiker die Öffentlichkeit beunruhigten. Namentlich in „Lazarett- oder Revierbehandlung stehende Neurotiker dürfen das Lazarett oder das Revier solange nicht verlassen, als sie auffallende Krankheitserscheinungen aufweisen. Nur bei besonderen Anlässen, wie z.B. bei Beerdigung naher Verwandter und dergl. darf der behandelnde Facharzt auf kurze Zeit Ausnahmen gestatten.“ KA München, Stellv. Gen. Kdo. I. AK, Bd.727, KM - Medizinalabteilung, Geheim-Erlaß v. 21.8.1918, betr. Kriegsneurotiker.



Vereinigung zur geistigen Anregung der deutschen Krieger im Felde

General-Feldmarschall von Hindenburg hat im Dezember 1914 dem Berichterstatter einer Wiener Zeitung erklärt:

„Der Krieg ist vor allem eine Nervenfrage. Wenn Deutschland und Österreich-Ungarn stärkere Nerven haben und durchhalten (und sie werden sie haben und durchhalten), so werden wir siegen."

Diese Anschauung des General-Feldmarschalls wird von den Führern aller im Felde stehenden Heere (auch der feindlichen) und von den Ärzten geteilt, wie sich aus vielfachen Äußerungen derselben ergibt. In diesem Vernichtungskampfe gegen das Deutschtum und den deutschen Gedanken in der Welt handelt es sich vor allem darum, den täglichen Verlust an Nervenkraft, den die Überwindung schwerster stündlicher Aufgaben erfordert, zu ersetzen, damit das psychische Gleichgewicht unsrer Krieger erhalten bleibe.

Die Unterzeichneten beabsichtigen daher, eine Vereinigung zu bilden, welche die im ganzen Reiche verstreuten Bemühungen, den Kriegern im Felde Bücher und Zeitungen zu liefern und geistig auf unsere Soldaten einzuwirken, einheitlich organisieren und auch dahin ergänzen soll, daß, soweit die dienstlichen Verhältnisse es gestatten, Vorträge gehalten werden und in jeder zweckmäßiger Weise durch das lebendige Wort gewirkt wird.

Aus: Dr. Curt Abel-Musgrave, Die geistige und psychische Pflege der Deutschen Krieger im Felde. Eine Denkschrift, Königstein/Ts. 1914

Der Krieg und sein Erlebnis war diesen Menschen zum Trauma geworden; umgetrieben von motorischer Unruhe und von Krämpfen, gequält durch ständiges Erbrechen, zeitweiliges Erblinden, geplagt durch Taubheit, verstummten manche endlich völlig, verkrochen sich in ihr Innerstes - und konnten zum Behandlungs- und Demonstrationsobjekt des behandelnden Arztes geraten, der in der Sprache des distanzierten Betrachters das Trauma mitunter zur bloßen Skurrilität verharmloste:

> *„Da ist ein Mann, der von Schüttelkrämpfen gebeutelt wird; dort beginnt einer im Zimmer zu springen wie ein Frosch; der dritte geht mit gespreizten Beinen, als trüge er eine mannsdicke Tonne zwischen den Beinen; [...] Dabei sind sie traurig und weinerlich, jammern über alles, sehen natürlich alles im grauen Lichte, erzählen furchtbare Dinge, die sie wahrgenommen hätten, die man ihnen aber nicht alle glauben darf; [...]“.*[329]

Was war aus den soldatischen Augenzeugen des Krieges geworden? Insoweit die Rezeptoren ihrer Kriegswahrnehmung, die Nerven, unter der Last des Erlebten ‚gerissen` waren, glichen sie den äußeren Feinden. Denn auf der Ebene der Propaganda war mittlerweile der Kampf der „Kultur gegen die Zivilisation“, der „Gemeinschaft gegen die Gesellschaft“, der „Helden gegen Krämer und Händler“ ergänzt worden durch den der psychisch ‚Gesunden` gegen die ‚Kranken`:

> *„Die große historische Mission, die Führung der Welt liegt jetzt in den Händen der Deutschen. Das verträgt kein Neurotiker“.*[330]

Dementsprechend wurden die gegen Deutschland und Österreich-Ungarn stehenden Völker mit psychiatrischen Termini abqualifiziert: Frankreich als das Land der „Hysterie“, England von einer „Angstneurose“ besessen, Rußland nichts als ein „sadistischer Hypochonder“.[331] Diese auf Volksmentalitäten gemünzten Krankheitsbilder tauchten nun auch in den Diagnosen der psychisch leidenden Soldaten wieder auf; im Grunde sind auch sie ‚Feinde`. Kriegsneurosen wandelten sich - man denke an die Beurteilung Frankreichs - zu Erscheinungsformen der Hysterie, die es dem Kranken erlauben, „die Fiktion des Mutes und des Wollens vor sich und der Welt festzuhalten“.[332] Sie wie generell

[329] W. Stekel, Unser Seelenleben im Kriege. Psychologische Betrachtungen eines Nervenarztes, Berlin 1916, S. 85-87.
[330] Ebd., S. 30.
[331] Ebd., S. 29. Völkerpsychologische, populäre Betrachtungen dienten während des Krieges mitunter dazu, durch sie zu Bewertungs- und Unterscheidungskriterien zu gelangen, die überhaupt erst klar machten, was ‚den` Deutschen von den feindlichen Nachbarvölkern unterscheide. Vgl. zeitgenössisch J. Bab, Zur Psychologie unserer Feinde, in: Die Gegenwart, 86 (1914), Bd. II, S. 561-563. Einen Überblick über die Diskussion zu den völkerpsychologischen Einschätzungen der äußeren Feinde bietet: H. Laehr, Psychopathia Gallica, in: Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie und psychisch-forensische Medizin, 72 (1916), S. 250-275. Vgl. M. Jeismann, Das Vaterland der Feinde, S. 334 ff.
[332] W. Stekel, Unser Seelenleben im Kriege, S. 88. Daß Stekel den Hysteriebegriff hier recht bedenkenlos sowohl für die äußeren wie die inneren Feinde verwandte, hatte zu diesem Zeitpunkt (1916) eine intensive Diskussion um die Diagnose Hysterie für psychisch kollabierende Soldaten hinter sich.

> *„Ängstliche, Willensschwache und Entschlussunfähige stellen schon in Friedenszeiten schlimme Elemente dar; in Kriegszeiten bedeuten sie die Quelle grosser Gefahren, nicht nur wegen der direkten, sondern auch wegen der indirekten Folgen, die wir unter dem Namen der psychischen Infektion zusammenfassen können.“*[333]

Die eigentlichen Ursachen für die Erkrankungen der „Zitterer“ oder Kriegsneurotiker lassen sich unschwer ausmachen. Im Bemühen, für ihre Behandlung eine regelrechte Kasuistik bereitzustellen, sind uns in den medizinisch-neurologischen und -psychiatrischen Fachorganen eine große Anzahl von Fallgeschichten überliefert, in denen das Ausmaß der die Kriegsneurose verursachenden Geschehnisse klar wird. Ein Beispiel mag genügen:

> *„Fall 421. 25jähriger Offizier. 1915 Oberarmdurchschuß. Unterstand durch Volltreffer verschüttet (1917). Versucht sich mit seinen Kameraden auszugraben. Letztere verläßt allmählich die Kraft. Sie starben wohl an Erstickung; der Kranke kann nichts darüber angeben. Auch er fühlt zunehmenden Luftmangel. Eine zweite Granate öffnet den verschütteten Unterstand. Dadurch gerettet. Seither nervöse Angstzustände, Schlaflosigkeit, Schreckträume, Erregbarkeit. ‚Fühlt immer wieder Atemnot, glaubt ersticken zu müssen`, dreimonatige Behandlung bringt keinen Erfolg, daher Verlegung in das Nervenlazarett. Starker, früher stets gesunder, intelligenter, strebsamer Mann.“*[334]

Solchen Verhältnissen war etwa eine tradierte, patriotische Todesethik, die eine Dehumanisierung des Feindes mit der Heroisierung des eigenen Sterbens koppelte, nicht gewachsen oder nur dort begrenzt und zeitweilig wirksam, wo die Frontrealität durch die Organe der öffentlichen Meinung gefiltert und verzerrt vermittelt wurde: an den Heimatfronten. An der Front aber entsprach das Stereotyp

---

Die Hysterie hatte, im Kontext ihrer ursprünglich auf spezifisch weibliche Geisteskrankheiten gemünzten Aussagekraft, einen „Zusammenhang mit geschlechtlichen Dingen“, rücke zudem den Kranken von vornherein in die „Nähe der Simulanten“, gälte als ein „bissiges Schimpfwort“ und all dies hätten „die mit diesem Namen Belegten, im Dienste des Vaterlandes Ermüdeten und Erschöpften nicht verdient“. Verhandlungen der Gesellschaft deutscher Nervenärzte, 8. Jahresversammlung (Kriegstagung), München 22./23.9.1916, in: Neurologisches Centralblatt, 35 (1916), S. 267-269 (Wortmeldung Holzmann).

[333] Professor Friedländer, Nerven- und Geisteskrankheiten im Felde und im Lazarett, Wiesbaden 1914, S. 25.

[334] Prof. Dr. Friedländer (Hohe Mark/Fachärztl. Beirat für Nerven- und Geisteskrankheiten des 21. und 16 AKs), Grundlinien der psychischen Behandlung. Eine Kritik der psychotherapeutischen Methoden, in: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie, 1918, Bd. 42, S. 99-139, S. 116. Eindrucksvolle Beispiele bringt auch: W. Schmidt (Oberarzt - Psychiatrische Univ.-Klinik Freiburg), Die psychischen und nervösen Folgezustände nach Granatexplosionen und Minenverschüttungen, in: ebd., 1915, Bd.29, S. 514-542. Vgl. B. Ulrich/B. Ziemann (Hg.), Frontalltag im Ersten Weltkrieg, Dok. 21 a-i, S. 102-109.

vom opferwilligen „Nervenprotz“[335] bereits in der ersten, kurzen Phase des Bewegungskrieges nicht mehr der Realität.

Bereits im Februar 1915 berichtete der Militärpsychiater Cimbal über die beim IX. AK vorkommenden psychischen Zusammenbrüche. Danach hatte sich die „erste größere Reihe unmittelbarer seelischer Folgezustände des Krieges“ im unmittelbaren „Anschluß an die großen, in außerordentlicher Hitze zurückgelegten Märsche in Belgien“ ergeben. „Nervöse Überreizung, Krampfleiden, traumatische Psychosen im Gefolge seelischer Erschütterung“ wären in großer Zahl zu beobachten gewesen. Im „Stellungskampf“ hätte sich als charakteristische „Gefechtspsychose“ rasch ergeben,

> *„daß die Kranken nach mehrtägigem Liegen im Schützengraben plötzlich aufstehen und im Glauben, das Signal zum Angriff bekommen zu haben oder selbst angegriffen zu werden, heraus und meist auf den Feind zustürzen“*.

Cimbal schlug vor, in Ruhe liegende Truppen wenn nötig zum Schlafen zu zwingen (mit gespritzten oder mit Getränken verabreichten Narkotika) und den Heimaturlaub zu vermeiden, „damit nicht Leute, die bald wieder ins Feld wollen, von ihren Angehörigen umgestimmt werden können“.[336]

Die Zahl „unverwundeter nervenerkrankter Offiziere und Soldaten [...] wuchs in raschem Tempo.“ Und für das Jahr 1917, nach Verdun und während der Materialschlachten in Flandern, stellte der Neuropsychiater und Generaloberarzt Robert Gaupp fest,

> *„daß die Nervenkranken der Zahl nach weitaus die wichtigste Kategorie aller Kranken unserer Armee darstellen, daß die Nervenlazarette unseres Landes wohl die einzigen sind, die immer vollbelegt sind.“*[337]

Ohne daß hier näher auf Ursprünge und Entwicklungen der Therapiemethoden eingegangen werden soll und kann, läßt sich feststellen, daß die Behandlung dieser nervenkranken Opfer im wesentlichen abhängig war von zwei Prämissen: 1. die schnelle Wiederverwendungsfähigkeit der Soldaten für den Front- oder Garnisonsdienst bzw. in ihrem Zivilberuf herzustellen und 2., wenn dies nicht oder nur eingeschränkt gelang, eine parallel zum erwünschten Therapieerfolg so knapp als möglich bemessene Rente zuzubilligen.

Der Krieg als technische Katastrophe, als Unfall in Permanenz, - das forderte geradezu eine „besondere Schärfung des ärztlichen Verantwortungsgefühls“ und „schonungslose Härte“ gegenüber den „Rentenbegehrungsvorstellungen“ der

[335] Vgl. W. Hellpach, Die Kriegsneurasthenie, in: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie, 1919, Bd.45, S. 177-229, S. 197.
[336] Bericht Cimbal auf der Sitzung des Ärztlichen Vereins v. 23.2.1915, Psychosen und Psychoneurosen im IX. AK seit der Mobilmachung, in: Medizinische Klinik, 11 (1915), S. 496.
[337] R. Gaupp, Die Nervenkranken des Krieges, ihre Beurteilung und Behandlung. Ein Wort zur Aufklärung und Mahnung an weite Kreise unseres Volkes (Vortrag), Stuttgart 1917, S. 4.

Kriegsopfer heraus, wie der Neuropsychiater Alfred Hoche in aller Klarheit anläßlich eines Vortrags im Reichsausschuß der Kriegsbeschädigtenfürsorge ausführte.[338] Zudem hatte man es mit einer Bevölkerung zu tun, in deren Bewußtsein, namentlich in dem der „arbeitenden Klasse die Vorstellung, daß für jeden wirtschaftlichen Schaden ein Ersatz erreichbar ist", sich tief „verankert" hatte; ein Zustand, der durch „die sozialdemokratischen und gewerkschaftlichen Organisationen", ganz im Sinne der schon vor 1914 diagnostizierten „historischen Seelenerkrankung der proletarischen Klasse", der „Rentenbegierde", noch forciert wurde.[339]

Die Methoden, die in Verfolgung dieses Zieles zum Einsatz kamen, konnten von ausgesuchter Brutalität sein. Elektroschocks - wobei es zu Todesfällen kam[340] - Kehlkopfsonden, die bei stumm gewordenen Soldaten Erstickungsanfälle hervorrufen und dadurch die Stimme wiedererwecken sollten oder „Hungerkuren" und völlige Isolation, nur unterbrochen vom „Zwangs- oder Gewaltexerzieren", gehörten dazu.[341] Zudem wurden alle nur erdenklichen Kriterien der Beurteilung aufgeboten, in denen sich rassistische, sozialdarwinistische, klassen- oder auch nur landeseigentümlich motivierte Vorurteile widerspiegelten. Sie sollten belegen, daß die „Kriegszitterer" anlagebedingte „haltlose Affektmenschen",

[338] A. Hoche, Über Wesen und Tragweite der „Dienstbeschädigung" bei nervös und psychisch erkrankten Feldzugsteilnehmern, in: Monatsschrift für Psychiatrie und Neurologie, 39 (1916), S. 347-367, S. 355/351.

[339] Ebd. „Der kriegsverletzte Soldat und der unfallverletzte Arbeiter sind bezüglich der volkswirtschaftlichen Bedeutung identische Werte". Dr. Grassmann, Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Nachbehandlung Kriegsverletzter, in: Muenchener Medizinische Wochenschrift, 61 (1914), Jan.-März, S. 2340. Vgl. zum Thema vor allem: E. Fischer-Homberger, Die traumatische Neurose. Vom somatischen zum sozialen Leiden, Bern u.a. 1975.

[340] Im März 1918 verschickte etwa die Medizinal-Abteilung des Bayerischen KM einen Erlaß. Er bezog sich auf die Anwendung der nach dem österreichischen Militärarzt Kaufmann benannten Methode, den ‚Kriegszitterer` mit starken Stromstößen in einer Sitzung zu ‚heilen`: „[...] Betreff: Behandlung von Kriegsneurotikern. Im Nachgange [...] wird bestimmt: Im Hinblick auf die vereinzelt bei Anwendung des sog. sinusoidalen Wechselstromes vorgekommenen plötzlichen Todesfälle wird die Anwendung dieser Stromart zur Neurotikerbehandlung hiermit untersagt. Es genügt nach allgemeiner Ansicht der auf diesem Gebiete erfahrensten Fachärzte die Anwendung des gewöhnlichen faradischen Stromes mit schwacher Kraftquelle [...]." KA München, Stellv. Gen. Kdo., Bd.727, KM - Medizinalabteilung, Erlaß v. 27.3.1918. Vgl. E. Roth, Die Modernisierung der Folter in den beiden Weltkriegen. Der Konflikt der Psychotherapeuten und Schulpsychiater um die deutschen „Kriegsneurotiker" 1915-1945, in: 1999, 2 (1987), Nr. 3, S. 8-75.

[341] Vgl. die Beiträge R. Gaupp und M. Nonne, in: Handbuch der ärztlichen Erfahrungen im Weltkriege 1914/18, hg. v. O. v. Schjerning, 9 Bde., Bd.IV: Geistes- und Nervenkrankheiten, hg. v. K. Bonhoeffer, Leipzig 1922/1934, S. 68 ff., S. 102 ff. In dem Bemühen, jedes „Gefühl, daß der Therapeut der Überwertige sei, zu schwächen", unter allen Umständen zu verhindern, kamen mehr oder weniger brutale und subtile Methoden zur Anwendung. Max Nonne etwa, Leiter der Eppendorfer Nervenklinik, führte nicht allein die Hypnose in die Neurotikerbehandlung ein, sondern plädierte auch dafür, den Erkrankten gar nicht erst um Erlaubnis zu bitten, ihn „in einen ‚willenlosen Zustand`" versetzen zu dürfen. Zudem, so Nonne, habe er während der Therapie „die Kranken sich stets ganz nackt ausziehen lassen, denn ich finde, daß dadurch das Gefühl der Abhängigkeit bzw. der Hilflosigkeit erhöht wird". Beitrag Nonne, in: ebd., S. 109/110.

„Kriminelle“, „Entartete“, „reizbare Querulierer und Hetzer“ waren. Generell schienen „Polen und Juden [...] leichter zu erkranken als Deutsche; Rheinländer häufiger als Pommern; Soldaten häufiger und auffälliger als Offiziere.“[342]

Definitionen und Stigmatisierungen eines ‚inneren Feindes`, der nicht bereit war, „die höchste Leistung aufopfernder sozialer Liebe, den Tod für das Vaterland“ zu geben,[343] hatten im psychisch kollabierenden Soldaten ihre Gestalt und ihr Objekt gefunden. Im Kontext seiner Bekämpfung kam dem „Gesundungswillen“ des Erkrankten eine zentrale Bedeutung zu.[344] War jemand, dessen Nerven im Trommelfeuer rissen, „per defektum vaterlandslos“ oder konnte der Wille zum Kampf, der den zu töten und zu sterben einschloß, entfacht oder neu entfacht werden?[345]

Auf die Beantwortung dieser Frage kaprizierte sich die militärpsychiatrische Nutzung der Feldpostbriefe. Auch in diesem Kontext wurden Briefe teils offen, teils geheim überwacht. Dabei zeigte der Grad der Entmündigung erkrankter Krieger, die durch die Überwachung ihrer Korrespondenz illustriert wird, gewisse Parallelen zum zensierenden Umgang mit den Briefschaften ‚normaler` Soldaten, wie sie bereits skizziert wurde (vgl. II.2.2.1.). Schon in den zivilen „Irrenanstalten“ des Reiches stand dem Briefgeheimnis, das auch für die Korrespondenz der Insassen Geltung besaß, ein nurmehr nicht militärisches, aber ärztliches Interesse an der Kenntnis und Kontrolle der Briefe kraß gegenüber. Nicht nur mußten die Patienten ihre Briefschaften ebenfalls zumeist offen bei der Anstaltsleitung abliefern. In fast deckungsgleicher Analogie zu einem Erlaß des Generalquartiermeisters,

[342] R. Gaupp in: Handbuch der ärztlichen Erfahrungen, S. 70; vgl. ders., Die Nervenkranken des Krieges, S. 8. Paul Lerner (History Dept. Univ. of Columbia/New York) hat kürzlich nachdrücklich darauf hingewiesen, wie insgesamt groß dennoch die Heilerfolge der deutschen Militärpsychiatrie waren. Der ärztliche Diskurs über die Therapien sei zwar einer der Kontrolle gewesen, aber er war „also a discourse of healing. To be sure, the methods involved were often brutal and inhumane, but [...] in most cases medical treatment brought an end to debilitating symptoms and enabled patients to return to work“. P. Lerner, Rationalizing the Therapeutic Arsenal. German Neuropsychiatry in First World War, S. 28. Ich danke Paul Lerner, daß er mir Einblick in den noch nicht publizierten Text ermöglichte.

[343] A. Hoppe, Militärischer Ungehorsam aus religiöser Überzeugung, in: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie, 1919, Bd.45, S. 393-412, S. 409.

[344] Diese Bedeutung hatte er im übrigen auch bei der Behandlung körperlich versehrter Soldaten. Vgl. B. Ulrich, „... als wenn nichts geschehen wäre“. Anmerkungen zur Behandlung der Kriegsopfer während des Ersten Weltkriegs, in: G. Hirschfeld/ G. Krumeich/I. Renz (Hg.), Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch, S. 115-130. Vgl. generell: R. Whalen, Bitter Wounds. German Victims of the Great War 1914-1939, Ithaca/London 1984.

[345] E. Forster, Der Krieg und die traumatischen Neurosen, in: Monatsschrift für Psychiatrie und Neurologie, 38 (1915), S. 72 ff.; O. Juliusburger, Zur Kenntnis der Kriegsneurosen, in: ebd., S. 305 ff., S. 316. Nicht allein in Deutschland fand die Willenskraft Eingang in die Therapie. Einen guten Überblick über die Behandlung von Kriegsneurotikern in England, Frankreich, Deutschland und Italien - und zwar anhand von Zusammenfassungen wesentlicher Primärquellen aus dem militärmedizinischen Bereich - gibt: Neuropsychiatry and the War. A Bibliography with Abstracts, prepared by M. Webster-Brown, ed. by F. E. Williams, War Work Committee, New York 1918. Die Zusammenstellung sollte Ärzten der amerikanischen Armee, die Ende 1917 in die Kämpfe eingriff, einen Überblick bisheriger Diagnose- und Behandlungsmethoden verschaffen.

der dazu rät, bei bestimmten Klagen nicht „von allzu enger Auffassung auszugehen“,[346] wurde mitunter auch innerhalb der Anstalten in Beschwerdebriefen ein „sehr gutes Ventil zur Entladung ihrer [der Insassen/B. U.] Affekte und Stimmungen“ gesehen, „das wir in der Behandlung nicht missen möchten.“[347] Entscheidendes Kriterium der Kontrolle war freilich auch hier, ob die Briefe

> *„durch die darin enthaltenen Wahnvorstellungen, Verkehrtheiten oder Unrichtigkeiten nicht auch in weiteren Kreisen Verwirrung und unnötige Weiterungen anstiften können.“*[348]

Die zurückgehaltenen und geöffneten Briefe aber gingen in das ein, was im militärischen Bereich der Stimmungsbericht (inklusive Feldpostbriefzitaten) darstellte: in die Krankenberichte der Anstaltsinsassen. Im militärärztlichen Bereich lieferten kontrollierte Feldpostbriefe darüber hinaus Material für die Klärung der Ätiologie des jeweiligen Falles im allgemeinen (a.) und für den Verdacht einer Simulation oder gar ihre Entlarvung im besonderen (b.).

a.) Für die Ätiologie „nervlicher Zerrüttung“ unter dem Eindruck des Krieges war es von Wichtigkeit, dafür überhaupt erst einmal das Material zu bekommen. Motive wie „Furcht vor dem Frontdienst“, „das militärische Milieu im Allgemeinen“, „Furcht vor Strafe“, „Konflikte mit Vorgesetzten“, kurz: „Kriegs- und Heeresfurcht“[349] oder genereller „Frontpessimismus“[350] zählten zu den vermuteten Ursachen für Kriegsneurosen. Um diese Ursachen erkennen zu können, blieb der Arzt auf die Hilfe und Auskunftsbereitschaft der erkrankten Soldaten angewiesen. Die aber neigten „begreiflicherweise“ oft dazu, „Belastendes aus der Vorgeschichte zu verschweigen“ oder sie sahen sich zu genaueren Angaben nicht in der Lage.[351] Im individuellen Fall bildete die Krankengeschichte oftmals das „Resultat langwieriger Ermittlungen, die bei verschiedenen, im Felde stehenden Truppen angestellt werden mußten.“ Sie blieben zudem unvollständig oder zweifelhaft, weil wichtige Zeugen an der Front - wie etwa Kompanieführer - im Verlaufe der Ermittlungen fielen oder als Angehörige des Erkrankten nach Einschätzung

[346] Vgl. WUA, Gutachten Hobohm, S. 378, Dok. 32a, Generalquartiermeister Ia Nr. 4241/Geh.! Betr.: Postüberwachung v. 4.3.1917.
[347] M. Fischer-Wiesloch, Briefgeheimnis und praktische Psychiatrie, in: Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie und psychisch-gerichtliche Medizin, 74 (1918), S. 136-148, S. 144/45.
[348] Ebd., S. 136.
[349] W. Ruben, Psychogene Psychosen im Heimatgebiet bei Kriegsteilnehmern, in: ebd., S. 393-409, S. 409.
[350] Dr. W. Schmidt (Oberarzt d. R.), Die psychischen und nervösen Folgezustände nach Granatexplosion und Minenverschüttungen, in: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie, 1915, Bd.29, S. 514-542, S. 530.
[351] Marinestabsarzt Brückner, Psychiatrische Kriegserfahrungen, in: Muenchener Medizinische Wochenschrift/Feldärztliche Beilage Nr. 23 v. 6.6.1916, S. 837-841, S. 837.

der Ärzte falsch oder unvollständig ausgesagt hatten.[352] Namentlich Ärzte, die direkt an der Front oder in der frontnahen Etappe dienten, machten aus dieser Not eine Tugend; sie plädierten dafür, daß nur die „Vertrautheit mit den Erlebnissen selbst und auch mit ihrer Einwirkung auf die gesunde Psyche“ es ermögliche, „die außerordentlichen und zermürbenden Erlebnisse der modernen Schlacht“ zu begreifen und für die Ätiologie nutzbar zu machen.[353]

Ärzte aber, die solche Erfahrungen nicht gemacht hatten, griffen unter anderem auf Patientenbriefe oder an sie gerichtete Briefe zurück, um sich über Ursprünge und Verlaufsformen der „Nervenzerrüttung“ zu informieren und um die hierbei gewonnenen Einsichten diagnostisch einzusetzen. Gleich zu Beginn des Krieges konnten durch Feldpostbriefe - gleichsam präventiv - freiwillig zu den Fahnen geeilte „Nervöse“ entdeckt und so aus der Armee entlassen oder zur Behandlung überstellt werden. Nachdem sich beispielsweise ein junger Mann freiwillig gemeldet hatte, schrieb er

> *„aus dem Schützengraben [...] den Eltern, er könne den Dienst sonst ganz gut vertragen, nur auf Vorposten sei er wiederholt eingeschlafen. Die Eltern hatten ebenso wie der Kriegsfreiwillige, das Leiden verschwiegen. Als wir von dem Fall erfuhren [durch Zufall; der Mann war vor dem Krieg Patient des behandelnden Arztes gewesen / B.U.], machten wir dem Truppenteil sofort Mitteilung.“*[354]

Es konnte geschehen - vor allem bei Soldaten, die schon vor dem Krieg in psychiatrischer Behandlung gewesen waren -, daß sie selbst in Feldpostbriefen oder in Schreiben innerhalb der Anstalt ihre Leiden darstellten. Ein als „schwerer sexualneurotischer Psychopath“ bezeichneter Soldat, der an der Front psychisch „kollabierte“, verfaßte etwa einen sechsseitigen Brief an den ihn behandelnden Arzt über seine „Seelenqualen“, seinen „hoffnungslosen Kampf gegen seine unnennbaren Leiden“. Der Brief wurde sofort zu den Krankenakten genommen und mit der Charakterisierung „schwülstig, phrasenreich“ als weiterer Beleg für die vermutete eigentliche Ursache seiner „Kriegshysterie“ genutzt: die Homosexualität des Briefverfassers.[355]

---

[352] A. Westphalen/A. H. Hübner, Die Versorgung der Verwundeten und Erkrankten im Kriege, in: Medizinische Klinik, 11 (1915), April-Juni, S. 413-417, S. 416.

[353] J. v. Steinau-Steinrück, Zur Kenntnis der Psychosen im Schützengraben, S. 332.

[354] A. Westphalen/A. H. Hübner, Die Versorgung der Verwundeten und Erkrankten im Kriege, S. 413. Gerade in der Anfangsphase des Krieges wurde immer wieder über die große Zahl tatsächlicher oder vermeintlicher Geisteskranker geklagt, die als Freiwillige in die Armee gelangt waren. „Infolge der Riesenzahl der Gestellungspflichtigen aller Jahrgänge ist ein Durchsieben wie in Friedenszeiten zur Unmöglichkeit geworden.“ Zustimmend erwähnt wurde hingegen, daß „im Vergleich mit dem zivilen Leben [...] beim Militär die Überführung in die zuständige Anstalt sehr prompt und schnell vonstatten“ ging. „Es fehlen die hemmenden Mütter und Tanten.“ Verhandlungen psychiatrischer Verein der Rheinprovinz/ Vortrag Dr. Lückerath/Bonn, in: Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie und psychisch-gerichtliche Medizin, 72 (1916), S. 512.

[355] J. v. Steinau-Steinrück, Zur Kenntnis der Psychosen im Schützengraben, S. 338. In anderen Fällen wurden in Briefen etwa „alogische Anknüpfungen und Nebenassoziationen, [...], Verworrenheit in Satz- und Wortbildung und bei aller Weitschweifigkeit große Gedankenarmut“ festgestellt. Ebd., S. 361.

Sehr oft fanden Feldpostbriefe von Erkrankten Verwendung, die deren Angehörige dem Arzt zu Verfügung gestellt hatten. Zusammen mit schriftlich geführten Befragungen konnte so beispielsweise eruiert werden, dass

> *„sie* [die Ehefrau] *ihren Mann seit dem Herbst 1916 verändert fand, daß sie eine Verschüttung an der Somme erwähnte, seit der er still und teilnahmslos geworden sei, und daß seine Briefe seit Ende 1917 nur noch aus Kritzeleien bestanden hätten.“*

Diese Angaben und die Einsicht in die Feldpostbriefe führten in diesem Fall immerhin dazu, eine „ätiologische Beziehung zwischen der Sommeschlacht und den von ihr [der Ehefrau] datierenden nervösen Erscheinungen anzunehmen.“[356] Das war insofern von Bedeutung, als diese „ätiologische Beziehung“ mit darüber entschied, ob eine Rente auf der Grundlage einer anerkannten psychischen Erkrankung bewilligt wurde. Im Kontext eventueller Rentenzumessungen erwies es sich nämlich im Verlaufe des Krieges als entscheidend, ob eine schon vor dem Krieg existente und also nicht durch ihn verursachte „nervöse Störung“ als vorhanden anerkannt werden konnte. „Wir suchen“, so der Psychiater Friedländer,

> *„die erblichen Verhältnisse und alle früheren Erkrankungen, insbesondere auch solche nervöser und psychischer Art festzustellen. Auf diese Weise gewinnen wir die Unterlage zur Beantwortung der Fragen: Ist das Leiden durch den Kriegsdienst herbeigeführt oder ein schon vorher bestandenes verschlimmert, oder eine Anlage zur Entwicklung gebracht worden?“*[357]

Vor allem hier dienten Feldpostbriefe als Beweismittel. Der Leiter eines Kriegslazarettes schildert den Fall eines Soldaten, der mit dem Verdacht auf eine -(Wund-)Psychose eingeliefert worden war; er hatte nach einer Schußverletzung während eines Sturmangriffes Wahnvorstellungen entwickelt, die nicht näher beschrieben werden. Der Arzt nutzte konfiszierte Feldpostbriefe, die der Mann noch kurz vor dem Angriff in heller Aufregung verfaßt hatte. Sie mußten nun als Beleg dafür herhalten, daß er schon vor dem militärischen Einsatz „schwachsinnig“ gewesen und daher nicht rentenberechtigt wäre.[358]

Die Verweigerung des Militärdienstes aus religiösen Gründen im allgemeinen und die des Frontdienstes im besonderen gehörte, soweit man sie als Erscheinungsform eines ‚psychischen Defektes` gewertet wissen wollte, ebenfalls zu jenen

[356] Ebd., S. 365, S. 367. Umgekehrt konnte sich auf diese Weise auch herausstellen, daß den Erkrankten die Briefe von zuhause „keine Freude gemacht“ hätten. Ebd., S. 367. (Vgl. III.1.2.).
[357] Prof. Dr. Friedländer, Die Zukunft der Nervenkranken, in: Die Umschau, 21 (1917), Bd.II, S. 821-824, S. 822.
[358] Dr. Steiner, Neurologie und Psychiatrie im Kriegslazarett, in: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie, 1915, Bd.30, S. 305-318, S. 314/315.

Bereichen, in denen Feldpostbriefe als wichtiges Beweismittel genutzt wurden. Die Versuche, religiöse Verweigerer aufgrund ihres Verhaltens und ihrer in Briefen geäußerten Überzeugungen zu psychiatrisieren bzw. als Psychopathen abzustempeln, waren vielfältig.[359] Andererseits gab es immer wieder Beispiele dafür, daß ein behandelnder Arzt „sich durch die biblischen Beweisgründe seines Kranken logisch mattgesetzt fühlte", oder resigniert feststellte, sie sprächen in ihren Briefen „mit ihrer Friedenspropaganda nur das aus, was alle Welt dächte".[360]

Die gemeinhin relativ humane Behandlung der religiös motivierten Totalverweigerer mochte ihren Grund nicht zuletzt in ihrer zunächst geringen Zahl gehabt haben; sie nahm allerdings im letzten Kriegsjahr zu und fand recht starke Beachtung in der militärpsychologischen und -psychiatrischen Literatur. Die hier zum Thema schreibenden Militärärzte beklagten mitunter zwar den großen Umfang der Begnadigungen bei Ungehorsam oder Befehlsverweigerung aus religiösen Gründen, vorgebracht etwa von Quäkern, Mennoniten (Wiedertäufern) oder Adventisten. Insbesondere die letzteren und unter diesen wiederum die Bibelforscher (Zeugen Jehovas) taten sich durch die konsequente Verweigerung des Kriegsdienstes hervor.[361] Doch selbst in diesen Fällen überwog Milde in den militärärztlichen Beurteilungen. Überzeugend wirkten insbesondere die konfiszierten Feldpostbriefe, die etwa vor einer Gehorsamsverweigerung von den zunächst durch ihre Vorgesetzten als geisteskrank eingeschätzten Soldaten verfaßt worden waren. „Ich las", so ein Arzt,

> *„alle seine Briefe, die er in der Zeit vor der Gehorsamsverweigerung als Ausdruck seiner Seelennot nach Hause geschrieben hatte, und entnahm daraus, dass er fest überzeugt war, er werde erschossen, wenn er im Feld am Abend vor dem geplanten Sturmangriff auf den Feind ausdrücklich den Gehorsam verweigere."*[362]

[359] Einige Beispiele bringen: M. Steinitz/O. Misar/ H. Stöcker, Kriegsdienstverweigerer in Deutschland und Österreich, Berlin 1923. Für England vgl.: J. Rae, Conscience and Politics, Oxford 1970.

[360] Vgl. A. Hoppe, Militärischer Ungehorsam aus religiöser Überzeugung, S. 401. Vgl. auch: W. Schmidt, Forensisch-psychiatrische Erfahrungen im Kriege, Berlin 1918.

[361] Für manchen Arzt, der in der psychiatrischen Abteilung eines Lazarettes mit religiös motivierten Verweigerern zu tun hatte, war klar: „‚Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele` (Matth.16, 26), aber das soll doch nicht heißen, daß man aus bloßer Besorgnis für das eigene Ich - auch wenn sich diese religiös oder metaphysisch gibt - die höchste Leistung aufopfernder sozialer Liebe, den Tod für das Vaterland, ablehnen darf. [...] Nach meiner Ansicht liegt die eigentliche Wurzel der Gehorsamsverweigerung nicht in der so oder so begründeten Stellung zur Religion, sondern im Überdruß am Kriege." A. Hoppe, Militärischer Ungehorsam aus religiöser Überzeugung, S. 409, S. 410. In der Argumentation konnte massiv Bezug genommen werden auf die kriegsapologetische Einstellung der Kirchen.

[362] Generaloberarzt R. Gaupp, Dienstverweigerung aus religiösen (und politischen) Gründen und ihre gerichtsärztliche Beurteilung, in: Medicinisches Correspondenz-Blatt, 88 (1918), Nr. 20 v. 18.5.1918, S. 175-177, S. 175.

Solche an Feldpostbriefen ablesbare und noch angesichts des Todes beibehaltene Glaubenstreue wurde nicht selten noch durch versuchten und wiederum oft in Briefen angekündigten Selbstmord verstärkt, sollten die religiösen Begründungen nicht akzeptiert werden. In der Regel reichte die so dokumentierte Glaubensnot, um selbst einen ansonsten für eher brachiale Therapien in der Kriegsneurotikerbehandlung und -begutachtung votierenden Militärarzt wie Robert Gaupp zu überzeugen.[363]

b.) Neben der sogenannten „Selbstverstümmelung“[364] boten sich für Soldaten bewußt herbeigeführte Erkrankungen an, um wenigstens zeitweilig der Front zu entkommen. Infizierungen - etwa mit Gonorrhö oder Syphilis Erregern - kamen ebenso vor wie die bewußt provozierte Ansteckung mit Fieber- oder Durchfallerkrankungen.[365]

In diesem Zusammenhang ist aber auch die Vortäuschung, die Simulation einer Krankheit zu nennen. Die Simulation psychischer Symptome war aus der Sicht dazu bereiter Soldaten insofern von Vorteil, als damit jede Eigenverletzung oder Selbstinfektion umgangen und potentiell dennoch die Rückkehr an die Front verzögert oder verhindert werden konnte. Nicht unterschätzt werden darf auch der große Druck, der durch die vaterländisch-patriotisch gefärbten Erwartungen an das richtige militärische Verhalten auf manchem Soldaten lastete. In solchen Fällen verlieh erst die psychische Erkrankung bzw. ihre durch diesen Erwartungsdruck forcierte Simulation die „faktische und moralische Legitimation für den Aufenthalt im Hinterland“ und für den „Wunsch, die Schrecken des Feldlebens, insbesondere natürlich des Artilleriefeuers loszuwerden.“[366] Zudem

[363] „Die Psychiatrie“, so Gaupp abschließend zu diesem Thema, „muss sich hüten, den gefährlichen Fehler zu begehen, das Aussergewöhnliche - namentlich in leidenschaftlich bewegter Zeit - kurzerhand zum Pathologischen zu stempeln; sie würde sonst Gefahr laufen, vor dem Richterstuhl einer anderen Zeit mit ihrem Urteil nicht bestehen zu können.“ Ebd., S. 177.

[364] Dabei verletzten sich Soldaten im Graben, in der Etappe oder während eines Urlaubs mit Hieb-, Stich- oder Schußwaffen selbst. Der Kriegsgerichtsrat Sonntag hält dazu aus seiner Praxis fest: „Es war [...] Kriegsmüdigkeit, Versagen der Nerven, Sehnsucht nach der Heimat, welche den meisten die Waffe gegen sich selbst in die Hand gedrückt haben.“ E. Sonntag, Kriminalrechtliche und kriminalpsychologische Kriegserfahrungen, in: Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft, 40 (1919), S. 709-742, S. 719.

[365] Im Mai 1918 sah sich das Bayerische Kriegsministerium etwa zu folgendem Hinweis an die Truppenführer veranlaßt: „Es ist hier zur Kenntnis gekommen, daß in den Eisenbahnzügen Mittel zur Erzeugung von Beingeschwüren an Soldaten verkauft werden, die sich durch Anwendung dieses Mittels der Hinaussendung ins Feld entziehen wollen. Die Bahnpatrouillen und Linienkommandanturen sind entsprechend anzuweisen [...]„ KA München, Stellv. Gen. Kdo. I. AK, Nr. 593, Bayerisches Kriegsministerium an I - III AK v. 29.5.1918.

[366] E. Stransky, Krieg und Geistesstörung. Feststellungen und Erwägungen zu diesem Thema vom Standpunkte angewandter Psychiatrie, Wiesbaden 1918, S. 73. Baller berichtet etwa von einem Kriegsfreiwilligen, der an der Front unter permanenter Todesangst litt und Fahnenflucht begangen hatte. Während der Begutachtung wünschte er sich unter Weinkrämpfen den Tod, „da er mit der Schande der Fahnenflucht bedeckt, sich in seiner Heimat nicht blicken lassen könne.“ Dr. Baller, Krieg und Krankhafte Geisteszustände im Heere, in: Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie und psychisch-gerichtliche Medizin, 73 (1917), S. 1-33, S. 17. Baller bescheinigte dem jungen Mann (21 Jahre) eine Geisteskrankheit, das Verfahren wurde eingestellt.

vermochte es diese Art der Simulation, die Strafen für militärisches Fehlverhalten wie Ungehorsam oder unerlaubte Entfernung zu mildern.

Den behandelnden Ärzten blieben all diese Überlegungen und Strategien nicht verborgen. So wird von einem Soldaten berichtet, der unter „Dämmerzuständen" immer dann litt,

> *„wenn er sich unerlaubt entfernt hatte oder sonst unangenehm aufgefallen war. Er bekam die Zustände nur dann, wenn Aerzte nicht anwesend waren. In der Klinik hatte er sie überhaupt nicht, wohl aber informierte er hier andere [...] eingelieferte Kranke heimlich über die Symptomatologie der Dämmerzustände".*[367]

Mitunter wurden Ärzte gar unfreiwillig Zeugen einer unter Soldaten geführten Diskussion:

> *„Ein Nervenarzt, der jüngst in Zivil in einem Abteil 3. Klasse auf der Bahn der Unterhaltung einiger Soldaten zuhörte, erzählte mir, wie einer der Feldgrauen unter lebhaftem Halloh seiner Kameraden diesen erläuterte, wie man am besten und sichersten von der Front nach der Heimat komme. Man setze sich in den vordersten Wagen eines Lazarettzuges, sage auf Befragen, man habe eine Gasvergiftung erlitten, mache etwas ‚nervösen Klimbim` (wobei er den Schütteltremor der Hände markierte) und lasse sich in ein Heimatlazarett schicken."*[368]

Den „nervösen Klimbim" als Simulation zu überführen, forderte den Ehrgeiz der Militärärzte heraus.[369] Die genaue Überprüfung der Briefe, die Simulationsverdächtige schrieben, empfingen oder bei sich trugen sowie Verhöre von Mitpatienten bzw. -Gefangenen konnten in vielen Fällen mithelfen, die Entlarvung herbeizuführen. Ein Beispiel:

> *„Fall 22. S., zweimal unerlaubt entfernt. Psychologische Motivierung ist klar. In Untersuchungshaft scheinbar abnormer Geisteszustand. Deshalb zur Beobachtung überwiesen. Macht einen äußerst blöden Gesamteindruck. Wiederholt jede Frage des Arztes in der Weise eines vollständigen Trottels, antwortet erst nach mehrfacher Wiederholung der Frage. Überlegt sich sichtlich sehr genau jede Antwort. Betont, daß er durch einen Fall auf den Kopf vor einigen*

[367] A. Westphalen/A. H. Hübner, Die Versorgung der Verwundeten und Erkrankten im Kriege, S. 414.
[368] R. Gaupp, Die Nervenkranken des Krieges, ihre Beurteilung und Behandlung, S. 12.
[369] Ein französischer Arzt unterschied z.B. zwischen der ‚milden Methode` - Appelle an den Stolz, den Patriotismus des vermeintlich Kranken, die Ankündigung, ihn vor versammelter Mannschaft als Simulanten zu enttarnen - und der ‚harten Methode`, die sich gemeinhin in der Androhung bzw. Praktizierung mehr oder weniger brutaler Therapien oder der Überstellung an ein Kriegsgericht erschöpfte. J. A. Sicard, Simulateurs sourdsmuets, in: Paris Médical, Nr. 5 v. 23.10.1915, S. 423-428.

> *Jahren geistig zurückgegangen sei und nicht mehr wisse, was er tue. [...] Benimmt sich äußerlich in gesucht kindlicher Weise. Dann wieder frech und herausfordernd. Es wird festgestellt, daß er außerhalb der ärztlichen Exploration [Befragung eines Patienten, um die Krankengeschichte zu ermitteln / B.U.] sich ganz anders verhält, mit anderen Soldaten in völlig normaler Weise verkehrt, sobald er Gelegenheit hat, mit ihnen zusammenzukommen, und in keiner Weise diesen einen geistig beschränkten Eindruck macht. [...] Schreibt ganz vernünftige Briefe. Diagnose: Zweifellos Vortäuschung eines Verblödungszustandes, in diesem Fall ohne hysterische Überlagerung und ohne psychopathische Züge im engeren Sinne".*[370]

Simulationen spielten vor allem bei Militärstrafprozessen eine wichtige Rolle. Das deutsche Militärstrafgesetzbuch sah - ebenso wie das zivile Strafgesetz - die Möglichkeit einer Begutachtung nach § 51 (Zurechnungsfähigkeitsparagraph) vor. Die strafrechtliche Verantwortlichkeit mußte in der Regel durch die psychiatrischen Abteilungen der Armeelazarette durchgeführt werden.[371] Hier versuchte man zwar mit oftmals brutalen Methoden - in der zeitgenössischen Sprachregelung als „psychotherapeutisch-pädagogische Mittel" verbrämt - herauszufinden, ob es sich um ein „Nichtkönnenwollen" oder „Nichtwollenkönnen", mithin um Simulation handelte.[372] Doch vermochte diese Praxis nicht zu verhindern, daß Soldaten in ihren Verhandlungen wegen Gehorsamsverweigerung, Fahnenflucht und anderen Delikten mehr nun mitunter erfolgreich ihre Verurteilung verhindern oder das Strafmaß verringern konnten. „Bei der Verhandlung

[370] F. Mörchen, Das Versagen und die seelisch-nervösen Abwehrreaktionen der minderwertig Veranlagten im Kriege, in: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie, 1919, Bd.44, S. 340-384, S. 366/367. Vgl. auch: W. Tintemann, Unzulängliche im Kriegsdienst, in: Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie und psychisch-forensische Medizin, 73 (1917), S. 34-76.

[371] Die unter anderem daraus resultierenden, im Vergleich mit England und Frankreich milden Urteile der deutschen Militärjustiz wurden bereits von zeitgenössischen Militärs und Juristen als zu ‚lasch` angesehen und mitverantwortlich gemacht für die Niederlage. Es war unter anderem diese Einschätzung, die dann im Zweiten Weltkrieg zu einem unvergleichlich härteren und überaus brutalen Vorgehen deutscher Militärjustiz führten. Vgl. M. Messerschmidt/F. Wüllner, Die Wehrmachtsjustiz im Dienste des Nationalsozialismus. Zerstörung einer Legende, Baden-Baden 1987. Tatsächlich wurden z.B. in der englischen Armee Soldaten, die aus psychischer Zerrüttung heraus Befehlsverweigerungen begangen hatten, generell als „Feiglinge" betrachtet und in Militärprozessen zu harten Strafen, oftmals zum Tode, verurteilt. Vgl. P. J. Leese, A social and cultural history of shell-shock, with particular references to the experiences of British soldiers during and after the Great War, London (Phil. Diss.) 1989.

[372] E. Stransky, Krieg und Geistesstörung, S. 72, S. 73. „Darum", so Stransky an anderer Stelle, „ist jedes psychiatrische Gutachten vor Gericht Machtausübung im Geiste des Gesellschaftsschutzes und der Rassenhygiene, [...]„ E. Stransky, Angewandte Psychiatrie. Motive und Elemente zu einem Programmentwurf, in: Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie und psychisch-gerichtliche Medizin, 74 (1918), S. 22-53, S. 30. Für die Simulanten war es natürlich von Bedeutung, ob sie an einen Arzt wie etwa den Österreicher Stransky gerieten, der auch im zeitgenössischen Kontext brutal, nationalistisch und rassistisch vorging, oder an einen eher gemäßigten Auffassungen zuneigenden Psychiater. Vgl. zu den Methoden: B. Ulrich/B. Ziemann (Hg.), Frontalltag im Ersten Weltkrieg, Dok.21 g-i, S. 106-108; E. Fischer-Homberger, Die traumatische Neurose, S. 136 ff.

vor dem Kriegsgericht“, so berichtet ein Stabsarzt empört über das Verhalten eines angeklagten Soldaten,

> *„allgemeines Schüttelzittern. Erregt damit sehr das Mitleid des Gerichts. [...]. Urteil nur 8 Tage Mittelarrest, [...] Sofort nach der Verhandlung ist das Zittern vorbei, was dem Verteidiger nachträglich doch Zweifel an der Echtheit erweckt.“*[373]

Im Zuge militärpsychiatrischer Begutachtungen stellte sich anhand abgefangener, überprüfter oder beim Simulationsverdächtigen gefundener Briefe heraus, daß sich die Soldaten bisweilen hinsichtlich der vorgetäuschten Symptome ganz auf der Höhe militärpsychiatrischer Diagnostik und Therapie befanden. Der während des Krieges mit der Behandlung von Kriegsneurotikern befaßte Robert Wollenberg berichtete nach 1918 von einem Feldpostbrief, in dem ein Soldat von der Westfront einem Kameraden, der sich in Wollenbergs Straßburger Nervenklinik im Vorfeld seines Prozesses zur Beobachtung befand, Simulationstechniken mitteilte. In dem Feldpostbrief heißt es unter anderem:

> *„Ich habe Dir schon manchmal [...] geschrieben, was Du machen sollst, um in ein Lazarett zu kommen, also weißt Du, wie das ist: Wenn Du das machen willst, mußt Du Dich auf den Boden werfen, die Zähne zusammenbeißen und den Blick stier nach oben richten. Dabei mußt Du dich auf der Erde herumwälzen und Hände und Füße steif halten. Am meisten werden sie Dir in die Augen schauen, also weißt Du, wie es ist: die Augen stier halten und nicht bewegen. Mach das jeden Tag ein oder zweimal und Du wirst sehen, daß Du in ein Lazarett kommst. [...] Am besten ist, Du machst immer Dienst mit und beim Dienst mache es so, an Händen und Füßen zittern, verstanden!?“*[374]

Der Stabsarzt Mayer hingegen beschreibt einen polnischen Landwehrmann, der sich von einem Kameraden hypnotisieren und in einen Dämmerzustand versetzen ließ, um „sich vom Felddienst zu drücken“. Mayer gelang es zunächst nicht, den Soldaten durch Befragung der Simulation zu überführen. Auch die „Prüfung der Empfindung“ durch Nadelstiche, unter anderem und besonders schmerzhaft in die Nasenscheidewand, blieb ohne Ergebnis, weil der Landwehrmann die Tortur klaglos ertrug. Auf eine „elektrosuggestive Behandlung“ - Verabreichung von Stromstößen, verbunden mit Anschreien - mußte Mayer fürs erste verzichten, da der Mann unter einer akuten Gaumeneiterung litt. Stabsarzt Mayer übte jedoch - der Soldat saß in der geschlossenen psychiatrischen Beobachtungsabteilung

[373] F. Mörchen, Das Versagen und die seelisch-nervösen Abwehrreaktionen der minderwertig Veranlagten im Kriege, S. 353 (Fall 4).
[374] R. Wollenberg, Hysterie oder Simulation, in: Psychiatrisch-Neurologische-Wochenschrift, 28 (1926), S. 211-227, S. 215.

ein - die Briefkontrolle aus. Dabei kam ihm ein Feldpostbrief an seinen ‚Patienten` in die Hände; der Brief lautete:

> *„Mein werter Kamerad dein brief danket erhalten. Ich hatte beabsichtigt dich besuchen kommen [...] und am Sonabend bekam ich dem Brief das du in Straßburg bist du bist schon befreit auf einige zeit [vom Frontdienst] helfe dir wie du nur kanst am besten wird wen du wirst weiter befördert werden bis du aus der Kriegszone raus werdest schreib mir ein brief wan du in den Zustand versetzt wollest sein bestimme dich ein Tag ein Datum und eine Bestimmte Stunde und schickt mir hierher der Brief geht bis hier 4 Tage Besten Gruß [...]“.*[375]

Mayer hielt den abgefangenen Feldpostbrief „überraschend“ dem Soldaten vor. Der räumte ein, daß der Kamerad ihm „Hand gemacht steif“; ob er überdies auch andere Soldaten hypnotisierte, „war nicht aus ihm herauszubringen“. Erst eine mittlerweile möglich gewordene „elektrosuggestive Behandlung“ erbrachte ein volles ‚Geständnis`. Der Soldat gab zu, daß er nicht nur „von N. eingeschläfert worden sei, sondern auch, daß ihm N. in Aussicht gestellt habe, ihn durch einen Brief wieder zu hypnotisieren.“[376]

Die potentiell vorhandenen psychiatrischen Qualitäten des Feldpostbriefes setzten den Schlußpunkt hinter seine einst bei Kriegsbeginn gefeierte Aussagekraft als seelenvolles Medium nationalen Aufbruchs. Daß die „nervösen Zusammenbrüche“ Quantitäten im Ausmaß ganzer Armeekorps umfaßten - das waren Tatsachen, die durch Augenzeugen bestätigt werden konnten. (Fach)-öffentlich verhandelt aber wurde vor allem, ob all dies Ergebnis schon im Vorkrieg verortbarer Prägungen war, ob sie den einen mehr, den anderen weniger betraf, nach welcher Behandlung dies verlangte und wie die Wirkungen auf die Kampfmotivation reduziert und die Erlangung einer Rente verhindert werden konnten. Diese von jeweiligen Lehrmeinungen abhängigen, freilich weit in die Beurteilung des nationalen Seelenhaushaltes hineinreichenden Fragen standen im Mittelpunkt.

Ihre Antworten bedurften des Augenzeugen und seines Feldpostbriefes nur noch in einer instrumentellen Absicht. So boten Feldpostbriefe im „Experiment Krieg“ einerseits den kriegspsychologischen Betrachtungen etwa Messers oder Dessoirs das benötigte Ferment Realität, andererseits wurden sie auf bloße Mosaiksteine in der Ätiologie psychisch Kollabierender reduziert oder zur Entlarvung simulierender Soldaten genutzt. „Das Ich [...] selbst war“ zu einem

[375] K. E. Meyer, Mißbrauch der Hypnose zur Vortäuschung geistiger Störungen, in: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie, 1919, Bd. 44/45, S. 269-271. S. 270.
[376] Ebd. Ob der Landwehrmann verurteilt wurde, ist in der Fallgeschichte nicht vermerkt, es ist aber anzunehmen. Mayer warnt im übrigen vor dem Einsatz von Feldpostbriefen zur Fern-Hypnose.

Schlachtfeld[377] geraten, auf dem sich Ärzte und Soldaten gegenüberstanden. In diesem Konflikt geriet der Augenzeuge des Krieges immer mehr zu seinem Patienten und die Feldpostbriefe zu verwertbaren Quellen für die Krankengeschichte.

[377] E. Simmel, Kriegsneurosen (1944), in: ders., Psychoanalyse und ihre Anwendungen. Ausgewählte Schriften, hg. v. L. M. Hermanns/U. Schultz-Venrath, Frankfurt/M. 1993, S. 204-226, S. 226.